





Nachdruck verboten.

Alle Rechte, auch der Übersetzung, Dramatisierung
und Verfilmung, vorbehalten.

Copyright 1923 by Otto Uhlmann Verlag,
Berlin SW 61.

Buchschmuck von Fritz Buchholz

Druck von Hermann Schmidt's Buch- und Kunstdruckerei
Berlin O 27



Erst gestern abend war Lore von Bergen von ihrer Reise, die sie anstatt einiger Wochen, den ganzen Winter über mit ihrer Mutter, der verwitweten Frau Generalleutnant, Exzellenz, ferngehalten hatte, zurückgekommen und wäre am liebsten, wenn auch nicht gerade den ganzen Tag, so doch wenigstens bis zum Mittag im Bett geblieben. Aber das frohe, glückliche Bewußtsein, endlich wieder zu Hause zu sein, hatte sie doch schon früh herausgetrieben, und die innere Unruhe ließ sie auch nicht lange im Hause weilen, trotzdem es da mit dem Auspacken der Koffer und dem Wiedereinrichten mehr als genug zu tun gab. Doch dafür war es am Nachmittag und am Abend auch noch Zeit, erst mußte sie sich nach der gestrigen langen Eisenbahnfahrt mal etwas die Beine vertreten und einen Bummel durch die nur kleine, kaum siebzigtausend Einwohner zählende Stadt machen, um sich davon zu überzeugen, ob in ihr noch alles so war, wie sie es verlassen hatte. Namentlich aber wollte sie gleich ihrer intimsten Freundin Anke Scheele, der sie ihre Rückkehr mit einer kurzen Postkarte angezeigt und bei der

sie sich für heute vormittag angemeldet hatte, guten Tag sagen und sich mit ihr nach der langen Trennung einmal in aller Ruhe und Ausführlichkeit über alles, was sie beide inzwischen erlebt hatten, aussprechen, denn das der Freundin bei der Abreise gegebene Versprechen, sich mit ihr fleißig und regelmäßig zu schreiben, hatte sie ebensowenig gehalten, wie die Anke das ihrige. Na, das langweilige Briefschreiben war ja aber auch nicht jedermanns Sache, die ihrige ganz bestimmt nicht, und davon ganz abgesehen, hatte sie immer die Empfindung gehabt, als würde die Anke es ihr doch nicht glauben, wenn sie ihr brieflich mitteilte, daß ihre im vorigen Jahr verstorbene Tante Thekla sie mit ihrem Versprechen, sie zu ihrer Universalerbin zu ernennen, obgleich sie dieses Versprechen gehalten, eigentlich fürchterlich hineingelegt hatte, weil zum Erben so gut wie nichts da war. Na, sie selbst hatte im Gegensatz zu ihrer Mutter glücklicherweise nie ernsthaft daran geglaubt, daß die Tante wirklich so reich sei, wie sie immer von sich behauptete, aber daß die Tante so wenig hinterlassen würde, weil sie immer weit über ihre Verhältnisse gelebt und weil sie, um nicht ganz zu verarmen, den größten Teil ihres Vermögens schon vor Jahren auf Leibrente gegeben hatte, das hätte sie selbst nicht geglaubt, so daß sie doch einen kleinen Schrecken bekam, oder wenigstens eine kleine Enttäuschung erlebte, als der Testamentsvollstrecker ihr das genaue Verzeichnis ihrer Erbschaft überreichte.

Na aber das war ja nun längst überwunden, und auch die Mutter hatte sich glücklicherweise wenigstens bis zu einem gewissen Grade in das Unabänderliche gefunden und sich zum größten Teil wieder von dem schweren Nervenchock, den sie damals bekam, und der

einen langen Aufenthalt zuerst in einem Sanatorium und dann in einem Luftkurort notwendig machte, erholt, so daß sie beide gestern endlich wieder hatten nach Hause fahren können. Nur allzuviel sprechen durfte man mit der Mutter auch heute noch nicht von der Geschichte, und namentlich vertrat die immer noch den Standpunkt, daß alle Bekannten in dem Glauben gelassen werden müßten, sie, die Lore, habe tatsächlich Millionen geerbt, oder man müsse wenigstens über die ganze Erbschaftsgeschichte in geheimnisvoller, viel-sagender Weise schweigen, schon damit man von den guten Freunden und Bekannten nicht ausgelacht und verspottet würde.

Über den Punkt hatten sie beide sich auch gestern während der langen Eisenbahnfahrt gestritten und wie immer, ohne sich zu einigen, denn sie selbst dachte für ihre Person nicht daran, das Märchen von der ihr zugefallenen Millionenerbschaft, das sich hier in der Stadt nach dem Ableben der Tante blitzschnell in ihrem Kreis verbreitete, aufrecht zu erhalten. Im Gegenteil, je eher alle erfuhren, daß sie gar kein Millionenmädel sei, wie man sie schon bei ihrer Abreise zur Testaments-eröffnung genannt hatte, desto besser war es.

Und deshalb hätte sie das jetzt am liebsten gleich einigen des Weges kommenden Passanten zugerufen, die sie, wenn auch nur vom Ansehen, von früher her kannten, die sie im Vorübergehen neugierig anstarrten, die leise miteinander über sie tuschelten, die sich gegenseitig anstießen und sich auf sie aufmerksam machten, und aus deren Mund sie hin und wieder halblaut das Wort „Millionenmädel“ hörte.

Das bestärkte sie aufs neue in ihrem Vorsatz, nachher gleich offen und ehrlich mit Anke zu sprechen und diese zu bitten, auch ihrerseits alles zu tun, was sie nur könne, damit ihre gemeinsamen Bekannten damit aufhörten, ihr Reichtümer anzudichten, die sie gar nicht besaß. Aber ganz so schnell und so ganz ohne jeden Aufenthalt, wie sie es sich eigentlich vorgenommen, legte sie ihren Weg nun doch nicht zurück, sondern blieb hier und da vor einem Schaufenster stehen, um die Auslagen zu mustern, und um sich bei diesem oder jenem Gegenstand, der ihr besonders gefiel, zu wünschen: ach, wenn du doch so reich wärest, daß du dir das kaufen könntest, ohne erst lange rechnen zu müssen.

Bis ein Blick auf eine große Uhr sie darüber belehrte, daß sie sich jetzt aber beeilen müsse, wenn sie die Freundin, die sicher voller Ungeduld nach ihr aussah, nicht warten lassen wollte. So beschleunigte sie denn ihre Schritte, als sie sich einen Offizier des hier garnisonierenden Infanterieregiments der Reichswehr entgegenkommen sah, den sie, wie sie auf den ersten Blick bemerkte, von früher her nicht kannte, der also inzwischen neu hierher versetzt sein mußte, wenn er sich in der Stadt nicht nur zum Besuch aufhielt. Auf jeden Fall aber war er mit sein er mittelgroßen schlanken Gestalt, mit seinem offenen freien Gesicht, das ein kurzer schwarzer Schnurrbart schmückte, und mit seinen dunklen Augen ein sehr hübscher Mensch, dem die graue Uniform, die sie persönlich schon lange für viel hübscher und kleidsamer hielt, als die frühere mit dem roten Kragen und den roten Aufschlägen, ganz ausgezeichnet stand.

Je näher er ihr kam, desto besser gefiel ihr sein

Äußeres, so daß sie ihn unwillkürlich immer genauer betrachtete, während sie zugleich feststellen mußte, daß er sie entweder noch gar nicht bemerkt hatte oder aus irgendwelchen Gründen gar keine Notiz von ihr nahm. Er mußte wohl in Gedanken versunken sein, denn er achtete des Weges so wenig, daß sie etwas ausweichen mußte, um einen Zusammenstoß mit ihm zu vermeiden, bis er nun, gerade als er sich mit ihr in gleicher Höhe befand, plötzlich wie vom Donner gerührt stehen blieb, mit dem Daumen und dem dritten Finger der rechten Hand, von der er den Handschuh gezogen, schnalzte, um gleich darauf ein ganz lautes „Himmelkreuzdonnerwetternochmal!“ auszustoßen, so daß sie im ersten Augenblick ein klein wenig erschrak, um gleich darauf in Versuchung zu kommen, über seinen Fluch unbd erst recht über seinen Gesichtsausdruck, in dem ein großer Schreck geschrieben stand, hell aufzulachen.

Aber glücklicherweise gelang es ihr, ernsthaft zu bleiben und so zu tun, als hätte sie von dem, was sich eben neben ihr abspielte, nichts bemerkt. Ja, sie sah sich, als sie an ihm vorübergegangen war, nicht einmal danach um, ob er immer noch wie festgewurzelt an seinem Platz stände, sondern sie setzte ruhig ihren Weg fort, bis nun mit einemmal der Offizier, sie von hinten überholend, an ihr vorbeistürmte und das mit solchen Riesenschritten, daß sie nun abermals beinahe hell aufgelaht hätte, während sie sich unwillkürlich fragte: Was mag denn der nur vergessen haben, und was mag den nur so beschäftigen, daß er auch nicht den kleinsten Blick für dich hatte?

Und wenn sie sich deswegen auch selbst töricht und albern schalt, es ärgerte sie nun beinahe, daß er so gar

keine Notiz von ihr nahm, zumal sie sich heute morgen besonders hübsch angezogen hatte. Und da er sich doch selbst sagen konnte, daß sie seinen Fluch gehört haben mußte, und daß er sie dabei beinahe angerannt, hätte sie es für höflicher gehalten, wenn er sich deswegen mit einem kurzen Wort bei ihr entschuldigt hätte.

„Pfcht-pfcht“, klang da plötzlich, als sie nun weiterging, ein heller Pfiff an ihre Ohren, so daß sie sich belustigt sagte: „Den Pfiff kennst du doch? Wenn das nicht dein besonderer Freund und Verehrer, der Major, ist, der nach seiner Paula pfeift, dann steht die Welt nicht mehr lange!“ Denn solange sie ihn schon kannte, und das waren nun bald fünf Jahre, an einer Straßenecke pfiff er immer nach seinem Dackel. Und richtig, als sie um die Ecke gebogen war, traf sie dort den trotz seiner hohen Vierzig immer noch tadellos und viel jünger aussehenden Major a. D. von Schulenberg, der gerade ganz tief Luft geholt hatte, um erneut auf seiner kleinen silbernen Pfeife einen gellenden Pfiff in das Weltall, in dem sich sein Dackel irgendwo mit anderen Hunden herumtrieb, zu schicken, als er nun auch sie bemerkte und gleich darauf auf sie zutrat, um sie in einer Weise zu begrüßen, die ihr deutlich verriet, wie glücklich er war, sie wieder hier zu wissen: „Also endlich, Fräulein Lore, da sind Sie wieder! Ist das aber eine Freude für mich, daß ich das Glück habe, Ihnen gleich heute morgen zu begegnen! Allerdings hatte ich, offen gestanden, im stillen ein zufälliges Zusammentreffen erhofft, denn daß Sie gestern zurückkehren würden, wußte ich, seitdem ich vor ein paar Tagen an Ihrem Hause vorüberging, dort Ihr Mädchen die Fenster putzen sah und dann auf Befragen das Nähere erfuhr.“ Und in der Freude seines Herzens, sie wiederzusehen, schien er ihr noch viel und

vielerlei sagen zu wollen, bis er nun plötzlich erneut nach seinem noch immer unsichtbaren Dackel pfiff, so daß sie ihn belustigt fragte: „Ihre Paula scheint sich inzwischen immer noch nicht an die militärische Zucht und Ordnung, die sie ihr seit Jahr und Tag beibringen wollen, gewöhnt zu haben, Herr Major?“

„Hat sie sich auch nicht, Fräulein Lore,“ stimmte er ihr seufzend bei, „und dabei setze ich der Paula jeden Tag wenigstens dreimal auseinander, daß sie das liederlichste Frauenzimmer ist, das jemals auf vier krummen, anerkannt bildschönen Dackelbeinen durch die Welt gelaufen ist. Aber glauben Sie wohl, Fräulein Lore, daß mein Donnerwetter auf sie auch nur den leisesten Eindruck macht? Fällt ihr gar nicht ein.“

„Und wie geht es Ihnen sonst, Herr Major?“ erkundigte Lore sich.

Der stöhnte abermals schwer auf: „Nicht zum allerbesten, Fräulein Lore. Die Paula ist schon ein Kreuz für mich, obgleich ich an der mit meinem ganzen Herzen hänge, aber Sie wissen ja, seitdem ich vor Jahr und Tag, um der drohenden Zwangseinquartierung zu entgehen, mir eine Hausdame genommen habe —“

„Ja, aber ist Fräulein von Döring denn immer noch bei Ihnen? Der wollten Sie doch schon längst kündigen, Herr Major!“ unterbrach Lore ihn verwundert, obgleich sie selbst nie recht begriffen hatte, was er an seiner neuen Hausgenossin, einer noch sehr gut aussehenden, sehr gebildeten Dame seines Standes und ungefähr in seinem Alter, eigentlich auszusetzen fand.

Anstatt gleich etwas darauf zu antworten, pfiff

der Major, wie bisher ohne jeden Erfolg, erst ein paar-mal nach seinem Dackel, dann meinte er: „Der wollte ich nicht schon längst kündigen, Fräulein Lore, sondern der habe ich schon längst gekündigt und das mindestens ebensooft wie ich in den langen Monaten, da wir uns nicht sahen, nach meinem Hunde pfiff. Aber wie die Paula nie kommt, so geht meine Hausdame nie. Sie bleibt, nimmt meine Kündigungen einfach nicht an, obgleich ich sie ihr schon ein paarmal durch die Post zugestellt habe. Und wenn ich sie frage: ‚Haben Sie meinen Brief denn nicht erhalten?‘ gibt sie mir immer nur die eine Antwort: ‚Das werden Sie sich schon noch wieder anders überlegen, Herr Major,‘“ und er schloß: „Ich sage Ihnen, Fräulein Lore, die nagelt mich von Tag zu Tag mehr in meinen Sarg hinein.“

„Und Sie überlegen es sich mit der Kündigung auch jedesmal wieder anders, Herr Major?“ fragte Lore lachend.

„Was soll ich denn machen, Fräulein Lore?“ gab er zurück. „Ich kann meine Hausdame, die sehr gut für mich sorgt, die auch sehr gut kocht und sparsam wirtschaftet, doch nicht durch die Polizei auf die Straße setzen lassen, so daß mir, um sie endlich los zu werden, wohl wirklich nichts anderes übrig bleibt, als schon jetzt an das Heiraten zu denken und auf Brautschau zu gehen. Dazu bin ich auch fest entschlossen, aber das, bitte, ganz im allertiefsten Vertrauen, denn wenn Fräulein von Döhning vor der Zeit etwas davon erführe, wäre die, schon damit sie ihre Stellung bei mir behielte, imstande, mir selbst durch diesen Trennungsstrich einen Strich zu machen.“

„Daß Sie heiraten wollen, ist eine famose Idee, Herr Major,“ stimmte Lore, die ihm aufmerksam zugehört hatte, ihm bei. Um gleich darauf fortzufahren: „Offen gestanden, habe ich mich schon oft darüber gewundert, daß Sie das nicht längst taten,“ und teils, um ihn dadurch in seinem Entschluß zu bestärken, dann aber auch aus ehrlichster Überzeugung, setzte sie hinzu: „Gerade Ihnen wird es nicht schwer fallen, eine nette Frau zu finden, Herr Major. Sie leben in den angenehmsten Verhältnissen; Sie sind ein Mann in den besten Jahren, Sie sehen brillant aus, Sie —“

„Pfcht-pfcht,“ unterbrach er sie, wohl zum erstenmal in den letzten Jahren seines Lebens nicht der Paula wegen, sondern um nicht weitere Komplimente von ihr anhören zu müssen, denn die ihm jetzt gezollten hatten ihn schon verlegen genug gemacht, so daß er jetzt bat: „Sie dürfen mich aber auch nicht zu eitel machen, Fräulein Lore, und die äußerst angenehmen Beziehungen, in denen ich zu Ihrer Frau Mutter und zu Ihnen stehe, seitdem wir einst Haus an Haus wohnten, dürfen Sie auch nicht veranlassen, einen alten Krippensetzer —“

„Wenn Sie einen lieben Freund unseres Hauses noch einmal so nennen, werde ich Ihnen ernstlich böse, Herr Major!“ fiel sie ihm ins Wort.

„Das will ich natürlich unter keinen Umständen,“ rief er ihr schnell zu, um sich gleich darauf bei ihr nach dem Befinden ihrer Mutter, der hochverehrten Frau Exzellenz, und nach ihrem eigenen zu erkundigen, bis sie schließlich meinte: „Ich würde gern noch länger mit Ihnen plaudern, Herr Major, aber ich muß leider weiter, Meine Freundin Anke erwartet mich, und ich darf nicht

noch unpünktlicher werden, als ich es ohnehin schon bin. Hoffentlich sehen wir Sie bald einmal bei uns, dann sprechen wir auch in Ruhe weiter über das, was Sie mir anvertrauten, denn nicht wahr," bat sie, einem plötzlichen Impuls folgend, „gar zu leichtsinnig werden Sie bei dem Schritt, den Sie vorhaben, auch nicht sein, und hoffentlich werden Sie uns, oder wenigstens mir erlauben, Ihnen da mit Rat, und soweit ich es kann, auch mit Tat zur Seite zu stehen."

„Fräulein Lore, das ist ein Wort, an das ich Sie, falls Sie es wieder vergessen sollten, erinnern werde," dankte er ihr, und sicher hätte er im Zusammenhang damit noch manches andere gesagt, wenn nicht plötzlich seine Paula, soweit deren Alter und deren Leibeskräfte es ihr erlaubten, angestürmt gekommen wäre, sich vor ihn hingeworfen und ihn mit einem Blick angesehen hätte, der da zu sagen schien: „Na, was sagst du nun? Heute hast du nur ein einzigesmal nach mir zu pfeifen brauchen und schon bin ich da."

Aber der Major verstand diesen Blick entweder nicht, oder er wollte ihn nicht verstehen, denn er schickte sich an, seiner Paula eine seiner langen Strafpredigten zu halten, obgleich er es ganz genau im voraus wußte, daß die auch heute spurlos an ihr vorübergehen würde, zumal die Paula die Angewohnheit hatte, ihre langen Dackelohren, während ihr Herr zu ihr sprach, ganz einfach zuzuklappen, damit sie sich, wenn auch nur vor sich selbst, damit verteidigen konnte, daß sie sich sagte: „Ich habe von allen den Ermahnungen, die du mir das letztmal gabst, nichts gehört, und schon deshalb konnte ich nicht wissen, daß ich mich bessern sollte."

Lore hatte das Erscheinen des Dackels, dessen für einen Hund etwas seltsamer Name „Paula“ sie immer wieder ebenso belustigte, wie das ewige Pfeifen seines Herrn, benutzt, um sich von dem Major zu verabschieden, und so erreichte sie denn endlich die Wohnung der Freundin, in der Anke, eine etwas mehr als mittelgroße, volle, dunkle Brünnette, in der Mitte der Zwanzig, sie bereits voller Ungeduld erwartete und sie nun so stürmisch begrüßte, daß Lore schon mit Rücksicht auf ihren neuen Hut und auf das neue Kleid, das sie erst ein paarmal getragen hatte, sich halb lachend, halb ernsthaft gegen diese sich immer wiederholenden Umrarmungen wehrte und schließlich meinte: „So, Anke, nun lass' es aber damit genug sein, sonst sehe ich ja nachher wie ein Strauß aus, dem man die Federn ausgerissen hat.“

Da ließ Anke sie endlich los, das aber nur, um sie jetzt aus der Entfernung zu betrachten und um ihr zuzurufen: „Lore, wie ist das nur möglich? Ein hübsches Mädel warst du ja schon immer, aber in der langen Zeit deines Fortseins bist du ja geradezu bildhübsch geworden!“

Lore wußte, da sie zu Hause einen sehr guten Spiegel hatte, der ihr zwar zuweilen schmeichelte, aber im allgemeinen die Wahrheit sprach, natürlich selbst, daß sie mit ihren zweiundzwanzig Jahren, mit ihrer schlanken, geschmeidigen Gestalt, mit ihrem untadelhaften Wuchs, mit ihrem rosa Teint, ihren großen hellbraunen Augen und dem dichten dunkelblonden Haar alles andere als häßlich war, trotzdem aber lehnte sie nun die Schmeichelei der Freundin ab: „Daß ich hübscher geworden sein soll, Anke, bildest du dir nur ein, das kommt dir

lediglich so vor, weil wir uns so lange nicht sahen, und dann darfst du nicht vergessen, daß ich heute zum erstenmal wieder in hellen Farben gehe. Die Trauerkleider habe ich nun weiß Gott mehr als satt. Beinahe zwei Jahre habe ich in ihnen gehen müssen, denn solange sind die Mutter und ich ja nicht aus der Trauer herausgekommen. War die eine eben vorüber, dann fiel gleich ein neuer Todesfall in die Familie, und deshalb habe ich auch der Mutter kategorisch erklärt: Ich trauere nicht mehr mit, weder um die Tante Thekla, um die ich eigentlich noch vierzehn Tage in Halbtrauer gehen müßte, noch um sonst jemanden, der da etwa die Absicht haben sollte, uns nächstens seinen Tod mitteilen zu lassen. Meinetwegen kann nun sterben wer da will, mich läßt es kalt, oder richtiger gesagt, das läßt mich bunt, oder wenigstens hell, denn nun will ich endlich einmal wieder etwas von meiner Jugend haben."

"Das fühle ich dir vollständig nach, Lore," pflichtete Anke, die ihr gegenüber Platz genommen hatte, ihr bei, um sie gleich darauf von neuem zu bewundern und zu betrachten, daß Lore fragte: „Aber Anke, warum siehst du mich denn nur immer so an, daß du darüber sogar die Sprache verlierst, anstatt mir zu erzählen, was sich während meiner Abwesenheit hier im Städtchen an mehr oder weniger welterschütternden Ereignissen zugetragen hat. Abgesehen davon, daß, ich dich natürlich gleich begrüßen wollte, bin ich doch nur, um das zu erfahren, so schnell zu dir gekommen."

"Soweit es überhaupt etwas zu erzählen gibt, Lore, sollst du auch alles von mir erfahren, aber einmal muß ich dich noch, von deinen Füßen angefangen bis zu dem beneidenswert schicken Hut, der dir glänzend steht, be-

wundern," und nachdem Anke das in aller Umständlichkeit getan, setzte sie hinzu: „So also sieht ein Millionenmädels in allernächster Nähe aus.“

„Richtiger gesagt, Anke, so sähe eins aus, wenn es wirklich eins wäre, vorausgesetzt, daß es dann seinen Millionen entsprechend vom Kopf bis zu den Füßen nicht viel hübscher und eleganter angezogen ginge als ich," und den ganz verwunderten Blick der Freundin bemerkend, fragte Lore plötzlich und unvermittelt: „Sag' mal, Anke, kannst du klatschen?“

„Klatschen?“ fragte die erstaunt, „womit? Mit den Händen oder mit dem Mund?“

„In diesem besonderen Falle mit dem letzteren," klärte Lore sie auf, „nur daß das, was du über mich überall, wo sich dir dazu Gelegenheit bietet, herumerzählen sollst, keine Lüge, keine Verleumdung, sondern die lautere Wahrheit ist, die da kurz und bündig lautet: Mit den Millionen, die ich nach eurer aller Ansicht geerbt habe, ist es nichts, absolut nichts.“

Einen Augenblick sah Anke, die ihren Vornamen einer in Norwegen lebenden Verwandten verdankte, die Freundin an, als habe die, obgleich man sich nicht schon im Sommer, sondern erst im Anfang Mai befand, bereits einen Sonnenstich bekommen, dann aber lachte sie gleich darauf so hell, so übermütig und so andauernd auf, daß sie sich gar nicht wieder beruhigen konnte, und daß Lore ihr schließlich zurief: „Na weißt du, Anke, so furchtbar komisch kann ich die Sache nun eigentlich gerade nicht finden, wenngleich ich im Gegensatz zu der Mutter der mißglückten Erbschaft auch nicht eine einzige Träne nachgeweint habe. Aber daß du, die ich bisher immer für

meine beste Freundin hielt, dir nun vor Schadenfreude einen derartigen Buckel heranlachst, das hätte ich denn doch nicht von dir erwartet, und das finde ich auch offen gestanden nicht ganz nett von dir."

Aber anstatt auf die letzten Worte einzugehen, fragte Anke jetzt, nachdem sie sich endlich wieder beruhigt hatte: „Und das alte Märchen soll ich dir glauben?“ Und ganz vorwurfsvoll setzte sie hinzu: „Aber Lore, für so dumm mußt du mich nun auch nicht halten."

„Das habe ich noch nie getan, und das tue ich in diesem Augenblick auch nicht,“ widersprach die energisch, „denn das, was ich dir erzählte, ist kein Märchen, sondern ganz bestimmt und wahrhaftig die reinste Wahrheit."

Hahaha, wollte Anke von neuem loslachen, dann aber meinte sie statt dessen ganz vorwurfsvoll: „Na weißt du, Lore, einen etwas weniger alten Trick als gerade den hättest du dir wirklich ausdenken können, oder glaubst du im Ernst, daß noch einer auf den hineinfallen soll?"

„Ein alter Trick, und auf den soll einer hineinfallen? Ja, wieso denn nur?“ wiederholte Lore verständnislos, dann bat sie: „Das mußt du mir näher erklären, Anke."

„Muß ich das tatsächlich erst?“ fragte die verwundert. Doch als sie sah, daß Lore sie wirklich nicht verstand, erklärte sie. „Aber Lore, der Witz, daß ein plötzlich reich gewordenes Mädel ebenso plötzlich behauptet, gar keine Reichtümer zu besitzen, um dadurch dem zu entgehen, daß alle Herren nun ihres Geldes wegen sofort Jagd auf sie machen, ist doch beinahe so alt, wie die

Welt selbst."

„Das weiß ich selbstverständlich, Anke," pflichtete Lore ihr bei, „aber aus den Gründen, die du meinst, hätte ich den alten Witz, wie du es nennst, ganz bestimmt nicht zu machen brauchen, denn ich will in absehbarer Zeit, doch gar nicht heiraten, ja mich sogar nicht einmal verloben."

Anke, die im Begriff gewesen war, die Zigarette zwischen die Lippen zu nehmen und diese zu dem Zweck schon etwas geöffnet hatte, öffnete sie jetzt erst recht und starrte die Freundin mit offenem Mund und ganz großen Augen an, bevor sie fragte: „Du willst dich vorläufig weder verheiraten noch verloben? Ja aber warum denn nur nicht?"

„Das könntest du dir doch selbst sagen, Anke, denn ich habe dich vorhin schon daran erinnert, daß ich beinahe zwei Jahre nicht aus den Trauerkleidern herausgekommen bin und wie eine Nonne im Kloster auf alle Freuden dieser Welt verzichten mußte. Was ich aber bisher versäumte, will ich jetzt nachholen, und zwar feste. Ganz besonders aber will ich mir gründlich den Hof machen lassen, und zwar nicht von einem, sondern von möglichst vielen netten Herren, und ich denke nicht daran, alledem dadurch ein frühzeitiges Ende zu bereiten, daß ich mich nun gleich Hals über Kopf verlobe und dann als ehrbare Braut mit ganz ehrbaren Schritten Arm in Arm an der Seite meines Verlobten durch die Straßen der Stadt und durch mein jetzt noch so junges Leben tripple."

Aus allem, was Lore sagte und aus der ganzen Art, in der sie sprach, hörte Anke es heraus, daß es ihr mit

ihrem Vorsatz wirklich ernst sei, und so atmete sie nun, wenn auch eigentlich ganz gegen ihren Willen, erleichtert auf, so daß Lore, die diesen Erleichterungsseufzer hörte, jetzt lustig fragte: „Na sag' mal, Anke, dieses mein Geständnis ist dir, wie es scheint, wohl glatt heruntergegangen, denn sicher hast du im stillen befürchtet, dein eigener Courmacher würde nun mir, die auch er vielleicht für ein Millionenmädel hält, den Hof machen, und ich selbst könnte die Absicht haben, dir ihn, falls er mir auch meinerseits gefallen sollte, abspenstig zu machen? Gib mal der Wahrheit die Ehre, das oder wenigstens so etwas Ähnliches hast du geglaubt?“

Aber Anke schüttelte den Kopf: „Nein, Lore, das habe ich schon deshalb nicht getan, weil ich mir meinen hübschen Assessor natürlich nicht so ohne weiteres von dir hätte fortnehmen lassen.“

Überrascht blickte Lore auf: „Der hübsche Assessor? Wie heißt er doch noch gleich? Ach so ja richtig! Assessor Altenberg, der ist jetzt zu dir hinüber perpendicular, denn nicht wahr, den Beinamen ‚das Perpendikel‘ führt er wohl auch heute noch, oder hat er es sich inzwischen abgewöhnt, mit seinen Herzensneigungen hin und her zu pendeln, wie das Perpendikel einer Uhr?“

Das wird er sich wohl erst abgewöhnen, wenn er verheiratet ist, aber dann gewöhne ich ihm das auch so gründlich ab, daß er als Ehemann nie wieder in seinen Junggesellenfehler zurückfällt,“ klärte Anke sie auf, und das wurde in einem so bestimmten Ton gesagt, daß Lore fröhlich auflachend meinte: „Du, Anke, das würde ich an deiner Stelle aber nicht zu laut sagen, denn wenn der Assessor das vor der Zeit erfährt, bekommt er es viel-

leicht mit der Angst, dich zu heiraten und perpendicular im letzten Augenblick wieder zu einer anderen. Aber wie weit seid ihr denn schon, steht die Verlobung für die nächste Zeit bevor?"

„Ach, damit hat es noch lange Weile,“ gab Anke halb ernsthaft, halb lachend, um ihren Ärger und ihre Mißstimmung nicht zu verraten, zur Antwort. „Vorläufig ist er täglich zweimaliger Stammgast in dem Residenz-Café geworden, denn die Besitzerin des Cafés, die bekanntlich den poetischen Namen Pfefferkorn führt, hat seit einem Vierteljahr eine Nichte bei sich, ein wirklich sehr hübsches Mädel von neunzehn Jahren. In dieses junge Fräulein Pfefferkorn hat der Assessor sich nun verliebt, und er hat sich, wie ich auf Umwegen wieder erfuhr, verschworen, nicht eher zu ruhen und nicht eher seine früheren Heiratsgedanken wieder aufzunehmen, bevor diese Nelly Pfefferkorn nicht wenigstens für einige Wochen seine Freundin gewesen ist.“

„Na weißt du, Anke,“ warf Lore aus ehrlichster Überzeugung ein, „wenn dem so ist, wie du sagst, würde ich ihm gleich heute den Laufpaß geben. Ich wenigstens wäre zu stolz, darauf zu warten, daß mein Freier sich meiner erst dann wieder erinnert, wenn er die Liebschaft mit einer anderen hinter sich hat, und ich persönlich würde mich höchstens dafür bedanken, meinen Verlobungskuß einem Mann zu geben, von dem ich weiß oder wüßte, daß er geradewegs von einer anderen kommt!“

„Das habe ich mir natürlich auch schon oft gesagt,“ stimmte Anke ihr bei, „aber ich habe mich doch nun einmal in ihn verliebt, ja noch mehr, ich liebe ihn. Da

lasse ich ihm dieses sein letztes Junggesellenvergnügen noch, ohne mich allzu sehr darüber zu grämen, zumal es mir sehr fraglich erscheint, ob er bei dem Mädels seine Absicht erreichen wird, denn es ist nicht nur hübsch, sondern es soll auch gebildet und alles andere als dumm sein. Da wird es seinen Schwüren nicht glauben und nicht so ohne weiteres darauf hineinfallen. Im Gegenteil, ich rechne fest damit, daß es ihm eines Tages erklärt: „Schön, Herr Assessor, wenn Sie mich so heiß und glühend lieben, daß Sie keinen anderen Wunsch haben als den, mich zu gewinnen, dann will ich mich nicht länger sträuben und bin bereit, Ihnen anzugehören, aber vorher erkundigen Sie sich bitte nach dem nächsten Weg zum Standesamt.“ Und es tut mir nur leid, daß ich dann das Gesicht nicht sehen kann, mit dem er sich diese Worte anhören wird. Ich glaube, die werden ihn sehr schnell für immer von seiner Liebe kurieren.“

Bei dem Gedanken an die Rede, die Fräulein Pfefferkorn dem Assessor hoffentlich oder nach ihrer Ansicht sicher halten würde, lachte Anke fröhlich vor sich hin, und der Freundin zuliebe lachte Lore mit, schon um nicht fragen zu müssen: „Aber was dann, Anke, wenn das Mädels ihr Fangnetz inzwischen so geschickt nach dem Assessor ausgeworfen hat, daß er sie heiratet, denn wenn sie nicht nur jung und hübsch, sondern auch gebildet ist, liegt doch, noch dazu in der jetzigen Zeit, für ihn gar keine Veranlassung vor, sie nicht zu seiner Frau zu machen?“

Doch sie unterdrückte diese worte, um die Freundin nicht zu betrüben oder zu beunruhigen, dann aber auch, weil sie nun endlich zu erfahren wünschte, weshalb Anke denn vorhin nur so erleichtert aufgeatmet habe, und als

Lore nun danach fragte, gab die andere zur Antwort: „Da ich deine beste Freundin bin, Lore, habe ich während deiner Abwesenheit oft darüber nachgedacht, wen ich dir, wenn du erst wieder hier wärest, als Mann wünschen, oder wen ich dir, wenn du mich danach fragen solltest, als solchen empfehlen könnte, denn ich mußte es doch als selbstverständlich annehmen, daß du mir sofort erklären würdest: Die Millionen habe ich nun, jetzt fehlt mir, um restlos glücklich zu werden, nur noch ein ebenso hübscher wie netter Mann.“

„Nun, und wie stände es mit meinen Heiratsaussichten, wenn ich die Absicht hätte, bald in den heiligen Stand der Ehe zu treten?“ fragte Lore belustigt.

„Leider schlecht, Lore, ganz schlecht,“ klärte die Freundin sie auf. „Eigentlich kämen für dich nur zwei Herren in Frage, und von diesen wird der eine sich über kurz oder lang sicher mit Tilly Richter verloben, denn ich glaube nicht, daß sein Sträuben auf die Dauer da allzuviel helfen wird.“

„Von wem sprichst du denn eigentlich?“ erkundigte Lore sich. „Wer soll Tilly Richter heiraten und will es nicht? Und ist die denn überhaupt immer noch hier? Sie wollte doch schon damals, als wir abreisen mußten, zu ihrer Mutter zurückkehren, und nun sitzt sie immer noch hier bei ihrem Schwager und leistet dem in seiner Witwenschaft Gesellschaft?“

„Tilly ist schon wieder hier, Lore, sie ist inzwischen ein paarmal für acht oder vierzehn Tage fortgewesen, aber immer wiedergekommen, und ich glaube auch zu wissen, warum sie mehr hier als bei ihrer Mutter ist. Einmal, weil sie sich in den hübschen Helmut von

Kammler verliebt hat, der als Oberleutnant bei der Kompagnie ihres Schwagers steht — aber was erzähle ich dir nur von dem," unterbrach Anke sich, „den kennst du ja noch gar nicht. Er ist erst vor reichlich einem Vierteljahr hierher versetzt worden, und wenn du ihn erst auf dem Tennisplatz oder sonst irgendwie kennen gelernt hast, wirst du es begreiflich finden, daß die Tilly sich in ihn verliebt hat, obgleich sie selbst das natürlich nicht zugibt. Na, das täte manche andere an ihrer Stelle vielleicht auch nicht, aber mich kann sie nicht täuschen, denn daß sie immer nur wiederkommt und nur deshalb so lange bleibt, um ihrem Schwager seine Gedanken auszureden, sich über kurz oder lang wieder zu verheiraten, das glaube ich ihr nicht einen Augenblick, denn sie kann von dem, der erst Anfang der Vierzig ist, doch nicht im Ernst verlangen, daß er bis an sein Lebensende Witwer bleibt und seine Augen nie wieder zu einem anderen weiblichen Wesen erhebt."

„Das letztere wäre ganz bestimmt ein etwas seltsames Ansinnen," stimmte Lore ihr absichtlich lebhaft zu, um dadurch die Freundin in den Glauben zu versetzen, daß sie ihr sehr aufmerksam zugehört habe. In Wahrheit hatte sie nicht sonderlich auf das geachtet, was Anke ihr sagte, einmal, weil es ihr ganz einerlei war, ob der Hauptmann wieder heiratete oder nicht, zweitens weil Tilly Richter, so hübsch sie die auch mit ihrem weißen Teint, ihrem rotblonden Haar und mit ihren blauen Augen fand, ihr immer ziemlich gleichgültig gewesen war, drittens aber, weil — ja, über dieses dritte Weil vermochte sie sich selbst nicht so schnell klar zu werden, denn ihr persönlich konnte es doch auch ganz egal sein, ob die Tilly sich in den hübschen Offizier, der ihr vorhin auf der Straße begegnete und der sicher der

neu hierher versetzte Oberleutnant von Kammler war, verliebt habe oder nicht. Höchstens konnte ihr der Leutnant leid tun, daß er nach den Andeutungen, die Anke machte, Tilly Richter anscheinend gegen seinen Willen heiraten solle und wahrscheinlich auch heiraten würde.

Was sie aber über Herrn von Kammler zu hören bekommen hatte, interessierte sie schon deshalb, weil er der erste war, der ihr heute auf der Straße begegnete, und dann natürlich auch, weil eine in der Luft liegende Verlobung für ein junges Mädchen immer ihren besonderen Reiz hat. Schon deshalb hätte sie gern über ihn und auch darüber, weshalb er sich denn gegen eine Verlobung mit Fräulein Richter sträubte, näheres gehört, aber wie konnte sie das auf etwaiges Befragen hin begründen? So fragte sie denn ihrerseits nicht nur nicht nach dem Leutnant, sondern sie lenkte, als Anke ihr nun noch weiter berichtete, man munkte in der Stadt, Tillys Schwager, der Hauptmann Hollberg, solle nur Tillys Verlobung mit Kammler abwarten, um sich dann seinerseits mit einer Dame, deren Name ebenfalls schon bekannt sei, zu verloben, das Gespräch von dem Thema ab und bat etwas vorwurfsvoll: „Aber Anke, du wolltest mir doch nicht von dem erzählen, sondern von den Herren, die unter anderen Umständen vielleicht als Freier für mich in Frage gekommen wären, und dann bin ich auch neugierig, warum das nur zwei sind. Gibt es denn sonst in der Stadt gar keine netten Junggesellen mehr?“

„Das natürlich,“ klärte Anke sie auf, ohne ihr zunächst die Frage nach dem zweiten Freier zu beantworten, „aber bis auf einen kleinen Rest sind sie, wenn ich mich so ausdrücken darf, ausverkauft.“ Und erklärend

setzte sie hinzu: „Wie überall, so herrscht auch hier bei uns seit Beendigung des Krieges trotz der immer größer werdenden Wohnungsnot das reine Verlobungsfieber, und ich brauche dir alle unsere Freundinnen, die sich im Laufe des Winters verlobt haben, wohl nicht erst zu nennen, denn sicher haben sie dir alle ihre Karten geschickt.“

„Ja, das taten sie, und ich muß gestehen, ich habe mich über die vielen Anzeigen, die ich erhielt, oft gewundert. Zuweilen dachte ich sogar, das könne doch eigentlich nicht mit rechten Dingen zugehen, dahinter müsse sicher etwas stecken.“

„Steckt es auch, Lore,“ lachte Anke fröhlich auf, „und weißt du auch, wer? Du! Jawohl, mach' nur ruhige große, verwunderte Augen, es ist wie ich sagte, du, du ganz allein!“

„Aber wieso denn ich? Fragte Lore mehr als erstaunt. „Ich bin doch keine Heiratsvermittlerin, und von allen, die sich verlobt haben, hat auch nicht eine einzige nur mit einer Karte vorher bei mir angefragt, was ich dazu meine.“

„Das glaube ich dir gerne, Liebe, das hätte ich an Stelle der anderen auch nicht getan,“ und als Lore sie immer noch verwundert anstarrte, setzte sie hinzu: „Lore, du bist doch sonst nicht so begriffsstutzig, und des Rätsels Lösung lautet ganz einfach: die anderen hatten alle Angst vor deiner Rückkehr. Sie sagten sich: bisher ist die Lore schon immer eine der Hübschesten, wenn nicht die Allerhübscheste von uns gewesen. Ist die Lore aber erst wieder in der Stadt und legt sie die Trauer ab, dann ist sie auf Grund der geerbten Millionen

nicht nur nach wie vor die Hübscheste, sondern auch die Reichste, und sicher auch die Eleganteste, und dann werden die Herren der Schöpfung nur noch Augen für sie haben. Na und da nicht nur jeder, sondern auch jede sich selbst der Nächste ist, und da der ganz unbestimmte Tag deiner Rückkehr über jedem Haupt, dessen Lippen gern baldmöglichst den Verlobungskuß haben wollten, wie das berühmte Schwert des Damokles hing, ließen alle ihre Verführungskünste spielen, um sich den Geliebten ihres Herzens einzufangen und um, wenn ich so sagen darf, ihr Schäflein in das Trockene zu bringen."

Mit immer größer werdendem Erstaunen hatte Lore der Freundin zugehört, jetzt aber mußte sie, ob sie wollte oder nicht, und eigentlich war ihr gar nicht recht danach zumute, hell auflachen, denn sie wußte ja selbst am allerbesten, wie unbegründet die Befürchtungen der anderen gewesen waren. Dann aber meinte sie in etwas komischer Verzweiflung: „Aber ganz ausverkauft werden die Herren doch wohl noch nicht sein, Anke? Ich meine, ein paar nette, lustige Herren sind vielleicht doch noch übriggeblieben, oder sind tatsächlich alle mit dem linken Goldfinger in den Verlobungsring hineingekrochen?"

„Alle nicht, Lore," beruhigte Anke sie, „verschiedene sind noch mit einem unverlobten blauen Auge davongekommen, und merkwürdigerweise sogar einige Offiziere, außer dem schon genannten Herrn von Kammler und dem Hauptmann Hollberg noch Herr von Kölling, Leutnant Bornemann und ein paar andere, die du ja von früher her noch kennst."

„Na das ist doch immerhin wenigstens noch etwas," meinte Lore erleichternd aufatmend, „wenngleich ich

ihnen in der letzten Zeit wohl ebenso fremd geworden bin, wie sie mir, aber das renkt sich auf dem Tennisplatz oder sonst wo wieder bald ein," bis sie nun, weil Anke auch jetzt wieder nicht davon gesprochen hatte, wer der zweite Freier sei, den sie halb und halb für sie ausgesucht hätte, fragte: „Nun aber verrate mir bitte endlich, wer ist denn eigentlich der zweite Herr, der nach deiner Ansicht für mich als Courmacher in die engere Wahl gekommen wäre?"

„Doktor Viktor Schumann, der Neffe des vor einiger Zeit ganz plötzlich schwer erkrankten alten Schumann, des reichen Fabrikbesitzers draußen vor dem Mühlentor, —“

„Der ist schwer erkrankt? Das wußte ich ja gar nicht, und das tut mir aufrichtig leid," warf Lore ein, die den alten Herrn, der trotz seiner Jahre immer noch einen sehr rüstigen Eindruck gemacht hatte, plötzlich ganz deutlich vor sich zu sehen glaubte, mit ehrlicher Anteilnahme, und sie wollte sich nun weiter nach ihm erkundigen, um im Anschluß daran Näheres über seinen Neffen, den Doktor Schumann zu erfahren, doch auch diesmal wurde ihr Wissensdrang nicht gestillt, denn Ankes Mutter trat ins Zimmer, um nun auch ihrerseits Lore mit großer Herzlichkeit zu begrüßen und um sich von ihr erzählen zu lassen, wodurch sich ihre Rückkehr denn nur immer wieder verzögert habe.

Und ohne absichtlich noch einmal auf die entgangene große Erbschaft zurückzukommen, erzählte Lore, und dann erzählte Anke, und auch deren Mutter beteiligte sich an der Unterhaltung, so daß sie zu dritt, lebhaft miteinander plaudernd, zusammensaßen, bis es

für Lore Zeit wurde, an den Aufbruch zu denken, um sich zu Hause nach der Mutter umzusehen und um ihr bei dem Auspacken der Koffer und bei dem Wiedereinräumen zu helfen.

Aber so eilig Lore es auch hatte, wieder nach Hause zu kommen, sie hoffte, als sie nun wieder durch die Straßen schritt, sie möge noch die eine oder die andere ihrer Freundinnen oder sonst einen Bekannten treffen, um noch etwas plaudern zu können und um dadurch ihre schlechte Laune, die über sie gekommen war, wieder los zu werden, denn sie hatte schlechte Laune, obgleich es ihr sonst gar nicht lag, sich die verderben zu lassen. Und ganz besonders verdarb es ihr die Stimmung, daß sie nicht wußte, was ihr die verdarb. Ärgerte sie sich etwa darüber, daß die meisten ihrer Freundinnen sich aus Angst, sie könne ihnen später die Freier abspenstig machen, verlobt hatten, oder weil nach ihrer Ansicht nicht mehr genug junge nette Herren übriggeblieben waren, mit denen sie flirten und mit denen sie sich amüsieren konnte? Aber das war doch ein Unsinn, denn Anke hatte ihr ja ein paar immer noch unverlobte Leutnants aufgezählt, ihr außerdem den Doktor Schumann genannt, und sicher würden auch sonst noch ein paar nette junge Herren auf dem Tennisplatz auftauchen. Und deshalb sah sie es jetzt auch ein, wenn sie gerecht war, hatte sie gar keine Veranlassung, so mißmutig zu sein, wie sie es war.

Deshalb versuchte sie auch, wie vorhin, lustig vor sich hin zu lachen, als nun plötzlich, während sie sich einer Straßenecke näherte, von dort ein lautes „Pfcht-pfcht“ an ihr Ohr klang, und als sie gleich darauf dort den Major stehen sah, der schon wieder nach seiner

Paula pfiff.

Aber das Lachen gelang ihr nicht recht, und sie war froh, daß der Major sie nicht bemerkte, so daß sie, ohne sich auch jetzt etwas mit ihm unterhalten zu müssen, ihren Weg fortsetzen konnte.

* * *

Oberleutnant Helmut von Kammler war drei Tage dienstlich aus der Garnison fortgewesen. Der Krümpervagen des Regiments hatte ihn vorhin von dem Bahnhof abgeholt. Und weil er auf der Fahrt zur Kaserne, wo er sofort Meldung und Bericht erstatten mußte, das hübsche junge Mädchen wiedergesehen hatte, das ihm letzthin begegnet war, als ihm auf der Straße plötzlich einfiel, daß er nun doch ein wichtiges Aktenstück auf dem Bataillonsbüro hatte liegen lassen, dachte er nun, als er in seiner aus zwei schönen Zimmern bestehenden Wohnung, die mit eigenen Möbeln sehr hübsch und behaglich eingerichtet waren, bei einer Zigarre in seinem Klubsessel saß, darüber nach, wer die junge Dame, von der er früher nie etwas gesehen und gehört hatte, wohl sein möge. Aber das interessierte ihn eigentlich trotzdem viel weniger als die Frage: was mag sie letzthin nur von dir gedacht haben, als du in ihrer unmittelbaren Nähe mit den Fingern schnalzttest, laut vor dich hin fluchtest und dich, kurz gesagt, überhaupt so benahmst, wie das gerade ein Offizier ganz bestimmt nicht tun darf? Es wäre wenigstens deine verdamnte Pflicht und Schuldigkeit gewesen, dich sofort mit ein paar kurzen Worten bei ihr zu entschuldigen und ihr über dein sonderbares Benehmen irgendeine Aufklärung zu geben, schon damit sie von deinem Benehmen nicht auf die Allgemeinheit

schließt und sich nicht etwa sagt: Na, die Leutnants von heute scheinen in bezug auf ihre Manieren doch nicht mehr das zu sein, was sie einst waren.

Diesen Vorwurf aber wollte und durfte er um seiner selbst und auch der Kameraden willen nicht auf sich sitzen lassen. Deshalb mußte er baldmöglichst in Erfahrung zu bringen versuchen, wer sie war, und dann eine Gelegenheit suchen, um sich bei ihr noch nachträglich mündlich, oder wenn das nicht zu machen war, wenigstens schriftlich irgendwie zu entschuldigen. Jawohl, das mußte er, und schon, einzig und allein, weil er das nun konnte, hatte er sich so gefreut, als er sie heute morgen wiedersah, denn im stillen hatte er befürchtet, sie, die er für eine Fremde hielt, sei inzwischen schon wieder abgereist. Na, nun war sie glücklicherweise noch im Städtchen, aber wer war die junge, hübsche Unbekannte, denn daß sie beides, hübsch und jung war, hatte er, so kurz er sie letzthin auch nur ansah, ohne daß sie selbst von seinem Blick wohl etwas bemerkte, sofort erkannt.

Na, darüber, wer die Unbekannte sei, würden ihm nachher schon bei Tisch die Kameraden Auskunft geben können, denn wenn auch die sich, ebenso wie er sich selbst, gegen die Friedenszeiten gerechnet, ganz höflich geändert hatten und in mancher Weise kaum noch wiederzuerkennen waren, in einem Punkt waren sie Gott sei Dank noch ganz die alten geblieben, in der Verehrung und in der Liebe zu allen hübschen jungen Mädchen, ganz einerlei welchen Standes, und darin würden sie sich auch nie ändern.

Ja, bei Tisch würde er schon Näheres erfahren, und als er nun einen Blick auf die Uhr warf, sah er, daß es Zeit wurde, sich umzuziehen, wenn er pünktlich sein wollte. So rief er nach seinem Burschen, der sich in seinem Schlafzimmer zu schaffen machte, und gleich darauf trat der Grenadier Bummke, ein großer, auffallend starker und kräftiger Mensch, bei ihm ein, in seinen Riesen Händen ein Paar kleine zierliche Damenlackschuhe mit ganz hohen Absätzen haltend und seinen Leutnant, noch bevor der ihn hätte ansprechen können, fragend: „Gehören die uns, Herr Oberleutnant, und soll ich die zu unseren anderen Kurz- und Langschäftigen unten in den Schrank stellen?“

Als Kammler das Geschenk, das er seiner kleinen Freundin, der hübschen Hedi, die als sehr gut bezahlte Büroangestellte eines großen Geschäftes bei seiner Wirtin ebenso wie er zur Miete wohnte, die er hier kennen gelernt und, ohne es irgendwie in unehrenhafter Weise darauf angelegt zu haben, als Freundin gewonnen, ja, als er das für seine Hedi als Mitbringsel von seiner Reise bestimmte Geschenk in den Händen seines Burschen entdeckte, bekam er einen mordsmäßigen Schreck, so daß er drauf und dran war, aufzuspringen, es ihm zu entreißen und ihn auszuschelten, daß er das verschnürte kleine Paket ausgepackt habe. Aber schelten durfte er ihn auf keinen Fall, schon weil er sich dadurch hätte verraten können, und so meinte er anscheinend nur belustigt: „Natürlich sind die Schuhe nicht für uns, Bummke, oder haben Sie etwa haben Sie etwa geglaubt, ich würde die bei der nächsten großen Felddienstübung, noch dazu, wenn es in Strömen regnen sollte, als langschäftige Wasserdichte anziehen? Die Schuhe sind ein Geschenk für meine Nichte, die im nächsten Monat Ge-

burtstag hat. Legen Sie die Dinger also erst mal wieder in den Karton und erinnern Sie mich Anfang nächsten Monats daran, daß wir sie fortbringen."

„Ich werde doch aber am Letzten dieses Monats als Bursche abgelöst, Herr Oberleutnant,“ gab der Grenadier mit einer Stimme zurück, die männliche Fassung ausdrücken sollte, der man aber doch ein sehr schmerzliches Bedauern über den bevorstehenden Wechsel heraushörte.

Auch Kammler selbst hatte es schon oft im stillen bedauert, daß die neuen Bestimmungen alle Vierteljahre einen Wechsel vorschrieben, während man früher seinen Burschen bis zu seiner Entlassung behielt. Damals aber diente der Soldat ja auch nur zwei Jahre, während er sich jetzt zu einer zwölfjährigen Dienstzeit verpflichten mußte, und da war es bei dem ohnehin so kleinen Heer natürlich ganz ausgeschlossen, daß die sämtlichen Offiziersburschen für so lange Zeit der Ausbildung und dem praktischen Dienst entzogen würden. Das sah er selbstverständlich ein, trotzdem aber hätte er gerade den braven Bummke bisher gern noch behalten. Nun aber freute er sich plötzlich darüber, daß der bald ging, denn auch Bummke durfte nicht wissen, für wen die kleinen Schuhe bestimmt waren, und erst recht durfte er sie nicht etwa zufällig an einem Sonntag oder sonst irgendwann an den Füßen seiner Hedi entdecken, wenn er ihr einmal auf dem Korridor begegnen sollte, denn von seinen intimen Beziehungen zu dem hübschen Mädchen ahnte kein Mensch etwas, nicht einmal einer seiner Kameraden.

Der Grenadier Bummke, der seinen stolzen Titel

Grenadier dem Umstand verdankte, daß er dem ersten Bataillon seines Regiments angehörte, während er bei dem zweiten ein Jäger und als Angehöriger des dritten ein Schütze, wenn auch nicht in des Regenten Sold stehend, gewesen wäre, war inzwischen wieder in das Schlafzimmer gegangen, um dort die kleinen Lackschuhe fein säuberlich wieder in den weißen Pappkarton zurückzulegen.

Kammler selbst hatte noch einen Augenblick seinen Gedanken nachgehangen und sich im voraus auf das Gesicht gefreut, das die kleine Hedi machen würde, wenn sie sich heute abend wiedersahen und wenn er ihr das Mitbringsel überreichen würde. Und er freute sich schon jetzt auf die vielen zärtlichen Küsse, mit denen sie ihm danken würde. Eigentlich war es doch sehr dumm, daß sie immer erst am späten Nachmittag aus dem Büro kam, denn am liebsten hätte er ihr jetzt gleich sein Geschenk überreicht.

Nun erhob er sich von seinem Platz, ging in das Schlafzimmer, um sich umzukleiden und um sich bald darauf auf den Weg zu Tisch zu machen. Glücklicherweise aß man schon seit geraumer Zeit wieder im Kasino, denn allmählich, wenn auch noch ganz langsam fing das alte Kasinoleben wieder an, sich zu entwickeln. Wie wohl überall, waren auch hier, wie er sich hatte erzählen lassen, bei der Revolution die Räume, in denen die Offiziere vor dem Kriege aßen und den kameradschaftlichen Verkehr pflegten, böse verwüstet worden. Man hatte die Bilder des Kaisers und der anderen Fürstlichkeiten heruntergerissen und auf ihnen in blinder, sinnloser Wut mit den Füßen herumgetrampelt. Man hatte zerschlagen, was sich zerschlagen ließ, und selbst-

verständlich hatte man erst recht gestohlen. Was nicht beizeiten hatte in Sicherheit gebracht werden können, war auf Nimmerwiedersehen verschwunden, und trotz der ausgesetzten hohen Belohnung hatte man die Tischwäsche, das Silber, die Gläser und vieles andere auch nicht wiederbekommen. Immerhin, ein kleiner Teil hatte gerettet werden können, und aus den Ruinen, die geblieben, blühte auch hier wieder ein neues Leben auf. Allerdings, so wie es gewesen, würde es wohl nie wieder werden, dazu reichten die Mittel nicht aus, und dafür war die Zahl der Offiziere auch zu gering. Aber man hatte doch schon wieder drei nett und behaglich eingerichtete Räume, die den wenigen Junggesellen ein zweites Zuhause boten. Hin und wieder gab es auch schon manchmal ein kleines Liebesmahl. Vor allem aber aß man dort des Mittags, und wenn man wollte auch des Abends zusammen, noch dazu etwas billiger als in den Wirtshäusern, und das war kein zu unterschätzender Vorteil, denn trotz der gegen früher ja glänzenden Bezahlung reichte man mit seinem Gehalt bei der leider herrschenden Teuerung auch nicht weiter, als in der Vorkriegszeit, ja, sehr häufig nicht einmal so weit, und an der schlechten Bezahlung lag es wohl auch zum größten Teil, daß es an Offiziersnachwuchs fehlte, daß sich so wenig Abiturienten oder ehemalige Kadetten zur Offizierslaufbahn meldeten. Allerdings waren auch die Anforderungen, die man in dienstlicher Hinsicht an die jungen Leute stellte, keine geringen, und während ein Fähnrich früher allerhöchstens zwei Jahre gebrauchte, um Leutnant zu werden, brauchte er jetzt dazu beinahe vier. Aber dann hatten die Vorgesetzten auch die Gewißheit, daß die Leutnants etwas konnten. Die Mannschaften aber wußten, daß ihre Offiziere ihren Dienst theo-

retisch und praktisch aus dem ff verstanden, und es kam nicht mehr wie in vergangenen Zeiten vor, daß ein junger Leutnant, dem die Unkenntnis aller Dinge aus seinen frischen hellen Knabenaugen blickte, vor der Front stand und sich hilfesuchend nach einem guten Geist umsah, der ihm die richtigen Kommandos und die richtigen Befehle soufflierte.,

Als Kammler das Kasino erreicht hatte und das Speisezimmer betreten wollte, tönte ihm durch die geschlossene Tür ein lautes Hallo und Gelächter entgegen, aus dem er heraushörte, daß die Kameraden seinen Erwartungen entgegen doch noch nicht bei Tisch saßen, denn wenn der Tischälteste, ein Hauptmann, auch natürlich eine lustige, fröhliche Unterhaltung duldete, ja wenn er auch stets das Seinige dazu beitrug, um eine solche aufkommen zu lassen, einen derartigen Höllenlärm, wie er da drinnen jetzt aufgeführt wurde, hätte er denn doch nicht geduldet.

Sicher wird die Ente aus irgendeinem Grunde wieder gequält, dachte Kammler belustigt, die Hand auf die Türklinke legend, und es war, wie er vermutete, denn als er nun in das Zimmer trat, sah er den Oberleutnant von Kölling, eine etwas mehr als mittelgroße Erscheinung, mit einem unendlich gutmütigen Gesicht, von fünf lang ausgestreckten rechten Zeigefingern verfolgt wie einen aus einer Menagerie ausgebrochenen Löwen durch das Speisezimmer rasen und dabei wahrhaft entsetzliche Töne von sich gebend, denn da er selbst von sich immer behauptete, der kitzlichste Mensch zu sein, der jemals geboren wäre, hatte er vor allem, was gekitzelt werden hieß, eine geradezu wahnsinnige Angst.

Jetzt sprang und hüpfte Kölling, der seinen Beinamen „die dicke Ente“, obgleich er keineswegs mehr stark war, noch aus früheren Zeiten beibehalten hatte, durch den Saal, bald um den Tisch herum, bald seinen Verfolgern, wenn sie ihn zu haben glaubten, durch eine blitzschnelle Bewegung ausbiegend, bald einen Stuhl zwischen sich und die anderen stellend, bald dies, bald jenes zu seiner Rettung versuchend, während er dabei den Kameraden beständig zurief: „Wenn ihr mir was tut, sage ich es meinem Vater, dem General, und dann haut er euch wieder!“

Aber so groß im allgemeinen auch die Ehrfurcht und der Respekt eines Leutnants vor einem noch dazu aktiven General sind, in diesem Falle imponierte er den Kameraden gar nicht, denn der stand als Brigadekommandeur im fernen Westpreußen. So half es Kölling nichts, daß er mit seinem Erzeuger drohte, so daß Kammler, nachdem er der wilden Jagd eine kleine Weile belustigt zugesehen hatte, bat: „Herrschaften, laßt die Ente doch zufrieden, was hat sie denn nur wieder verbrochen?“

Aber er bekam darauf weder eine Antwort, noch dachten die anderen daran, von ihrem Opfer abzulassen, sie verfolgten es lachend weiter, bis es mit einemmal ihren Blicken entschwunden war, denn Kölling war, sich ganz zusammenduckend, plötzlich blitzschnell unter den gedeckten Tisch gekrochen und durch das auf beiden Seiten lang herunterhängende Tischtuch, wenn auch nicht gerade geschützt, so doch den Blicken seiner Peiniger entzogen; dort unten schnatterte er nun vergnügt wie eine wirkliche Ente.

Einen Augenblick sahen sich die Kameraden ganz verdutzt an, dann riefen sie ihm zu: „Dicker, komm raus!“

„Da müßte ich ja heute morgen Rizinusöl mit Schlagsahne gegessen haben!“ hohnlachte der zurück.

„Willst du wohl rauskommen?“ drohten die anderen.

„Wenn ihr mich haben wollt, dann holt mich doch!“ schnatterte die Ente.

„Tun wir auch!“ klang es ihm entgegen, aber als die Kameraden das Tischtuch hochschlugen, um die Hände nach ihm auszustrecken, saß der mit untergeschlagenen Beinen und über der Brust gekreuzten Armen da, so daß sie ihn weder an den einen noch an den anderen erwischen und herausziehen konnten.

„Feigling!“ zischte man ihm zu.

„Menschenschinder!“ zischte er zurück.

Eine Minute hielten die Kameraden Kriegsrat ab, dann hatte einer von ihnen nach seiner Ansicht eine glänzende Idee, und nachdem er eine Ordonnanz herbeigeklingelt hatte, befahl er dieser: „Ordonnanz Wagner, Sie werden jetzt sofort zu der Küchenfee gehen und diese bitten, uns auf einige Minuten eine möglichst lange und möglichst spitze Hutnadel zu leihen.“

„Halt, Ordonnanz,“ klang es unter der Tischdecke hervor, und dann kam die Frage: „Was wollt ihr denn mit der Hutnadel?“

„Dich damit solange in deine gewissen Weichteile pieken, bis du den deiner unwürdigen Aufenthalt unter

dem Tisch endlich wieder ausgibst," gab der Kamerad, der die Pikidee gehabt, zur Antwort, und sich an die Ordonnanz wendend, fuhr er fort: „Und das sage ich Ihnen gleich, Wagner, sollte die Mamsell etwa keine Hutnadel haben, oder sollte sie die nicht so schnell finden können, dann sind Sie die längste Zeit hier im Kasino gewesen, dafür Sorge ich.“

„Und ich sage Ihnen auch etwas, Wagner!“ donnerte Kölling unter dem Tischtuch hervor, „sollte die Mamsell eine Hutnadel besitzen und mit der gerade zufällig in des Sauce, im Pudding oder sonst irgendwo herumrühren, so daß sie die gleich bei der Hand hat, dann vergessen Sie bitte nicht, daß Sie das Vergnügen haben, in der Kompagnie zu stehen, der auch ich angehöre. Und wenn Sie mit der Pieknadel zurückkommen, und wenn wir uns dann eines Tages in der Kompagnie wiedersehen, dann werden Sie dort herrliche und schöne Tage verleben, geliebte Turteltaube, das schwöre ich Ihnen. Und nun machen sie, was Sie wollen.“

„Holen Sie die Nadel!“ befahl der andere nun nochmals, und gleich darauf verließ die Ordonnanz das Zimmer, um nach etwa fünf Minuten zurückzukommen und zu melden; „Hier schickt die Mamsell die Nadel, aber sie läßt um Entschuldigung bitten, daß die keine Spitze hat, die ist ihr gestern abend abgebrochen.“

Auf den Gedanken, daß die Ordonnanz, um beiden Befehlen gerecht zu werden, auf den Ausweg verfallen würde, sich zwar eine Nadel geben zu lassen, der aber mit der Kneifzange die Spitze abzubrechen, war keiner gekommen, sonst würde man ihm das natürlich rechtzeitig unter Androhung der Todesstrafe verboten haben.

So machte der geistige Vater der Piekidee nun auch ein ziemlich dummes Gesicht, der Dicke aber wollte sich unter dem Tisch vor Lachen ausschütten, bis schließlich alle in seine Heiterkeit einstimmten.

„Kann ich nun wieder rauskommen?“ erkundigte sich die Ente, die dieses Lachen als ein Zeichen des Waffenstillstandes und des bevorstehenden endgültigen Friedensschlusses ansah.

„Das hättest du unseretwegen schon lange tun können,“ gab man ihm zur Antwort, „du weißt doch, mit welcher Ungeduld wir auf dich warten.“

„Aber bitte nicht kitzeln!“ flehte Kölling, „lieber will ich euch alle nachher bei dem Kaffee zu einem Kognak einladen.“

Auf der Kongnakbasis wurde der Friede besiegelt, und kaum war Kölling unter seinem Tisch hervorgekrochen, als die mit der Suppe eintretenden Ordonnanzen dem Intermezzo ein Ende machten. Der Tischälteste, der sonst immer die Pünktlichkeit selbst war, kam heute anscheinend nicht, so nahm man ohne ihn an der kleinen Tafel Platz, und im Verlauf der Unterhaltung erfuhr Kammler auch, warum man Kölling vorhin mit der Kitzelstrafe belegt hatte, weil der behauptete, es gäbe verschiedene Wege, sich die Liebe und die Gunst einer jungen Dame zu erwerben, aber es gäbe nur einen absolut unfehlbaren, um sich die Liebe eines Million Mädels zu erringen, doch er sei trotz seiner angeblich kameradschaftlichen Gesinnung nicht zu bewegen gewesen, im Interesse der Allgemeinheit diesen geheimnisvollen Weg zu verraten.

„Aber warum hat Kölling euch denn nur sein Geheimnis verraten sollen?“ fragte Kammler verwundert. „Habt ihr denn die Absicht, euch ein Millionenmädels einzufangen, und ist während der paar Tage, die ich fort war, plötzlich ein solches hier am Mädchenhimmel aufgetaucht?“

„Richtig, du warst ja verreist!“ meinte einer der Kameraden, „darum vernimm also die große Neuigkeit, wobei wir es im voraus zu deiner Ehre annehmen, daß du des blödsinnig reichen und zum Überfluß auch noch sehr hübschen jungen Mädchens wegen nun deinen früheren Behauptungen entgegen nicht doch plötzlich Heiratsgelüste bekommst und uns bei dem Mädels den Rang streitig zu machen versuchst, denn darüber sind wir uns in den letzten Tagen einig geworden: Dem Volke muß nach wie vor die Religion, dem Regiment aber muß das Mädels erhalten bleiben.“

„Erhalten bleiben ist gut,“ meinte Kammler belustigt, „ihr habt es doch noch gar nicht.“

„Wir werden es aber bekommen!“ rief einer ihm zu, „denn es wäre für uns mehr als traurig, es wäre geradezu schimpflich und erniedrigend, wenn wir uns das Mädels mit einem Zivilisten zum Standesamt durchgehen ließen. Und darum und deshalb, Kameraden,“ fuhr er mit erhobener Stimme fort, „laßt uns auch in diesem Augenblick alles, was wir auf dem Herzen haben, in den Schwur zusammenfassen: Das Mädels wird geheiratet.“

„Und ob und wie!“ klang es zurück. „Es wird geheiratet, darauf kann es sich verlassen, um einen von uns kommt es nicht herum.“

„Aber von wem spricht ihr denn eigentlich?“ erkundigte Kammler sich weiter.

Doch auch, als er den Namen Lore von Bergen gehört hatte, konnte er sich bei dem zuerst absolut nichts denken, er wurde erst hellhörig, als man sie ihm näher beschrieb, und als die Kameraden ihm erzählten, daß sie bereits auf dem Tennisplatz das Vergnügen gehabt hätten, ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. In allen Vokalen und Konsonanten wurde sie gepriesen und besungen, bis dann der Schlußrefrain kam: „Und Millionen hat sie außerdem auch noch.“

Bei der genannten Schilderung, die man ihm von ihr gab, war Kammler klar, daß es sich bei der jungen Dame um keine andere handelte, als um die, der er letzthin begegnet war, und wie es kam, wußte er selbst nicht so recht, es berührte ihn etwas unangenehm, daß hier jetzt bei Tisch in dieser, wenn ja auch nur lustigen und in keiner irgendwie kränkenden oder gar unehrerbietigen Weise von ihr gesprochen wurde. Hauptsächlich verletzte ihn das Gespräch wohl deshalb etwas, weil die Kameraden bei dem Mädels in erster Linie, wenn sie den Punkt auch als letzten berührten, an das Geld dachten, und deshalb meinte er nun in der Absicht, den anderen einen kleinen Dämpfer zu geben: „Herrschaften, ich wünsche euch natürlich, daß ihr euch den Goldfisch angelt, aber ihr dürft eine Million auch nicht überschätzen. Was bedeuten heutzutage die vierzig- bis fünfzigtausend Mark Zinsen? Und bedenkt, was da an Steuern und Abgaben noch alles draufgeht. Im besten Falle bleibt da nicht viel mehr als eine halbe und die Zinsen reichen bei einer jungen hübschen Frau, die sich gut anziehen will, nicht mal für die Toiletten.“

„Aber die hat doch viel viel mehr als nur eine Million,“ klärte man ihn auf. „Genaueres weiß man darüber natürlich nicht, aber was man so hört —“

„Ist zur einen Hälfte sicher erfunden und zur anderen stark übertrieben,“ warf Kammler ein, aber ein wahres Hohngelächter der Hölle antwortete ihm, bevor man ihm zurief: „Du willst wohl mies machen, Jungchen? Aber damit hast du kein Glück, denn wenn auch nur die Hälfte von dem wahr ist, was die Eingeweihten zu wissen glauben, dann hat das Mädel mindestens aber auch allermindestens ihre sieben bis acht Millionen, wenn nicht noch viel mehr. Und nun sage mal, was sagst du nun?“

Das schien jedoch lediglich eine rhetorische Frage gewesen zu sein, auf die niemand eine Antwort erwartete, wohl weil man es als ganz selbstverständlich annahm, daß die eben angeführten Beweise ihn mit seinen Zweifeln einfach platt an die Wand gedrückt hätten. Man hielt es anscheinend gar nicht der Mühe wert, es abzuwarten, ob er etwas darauf erwidern würde, denn noch bevor er auch nur den Mund hätte aufmachen können, meinte einer der Kameraden: „Herrschaften, als ich heute nach nicht schlafen konnte, dachte ich an Fräulein von Bergen, und da bin ich zu der Erkenntnis gekommen: Wie in der Bibel die Rückkehr des verlorenen Sohnes mit einem Festgelage gefeiert wurde, so müssen wir die Rückkehr der jungen Dame, die nach so langer Zeit, und noch dazu so reich mit Schätzen beladen, wieder heimkehrte, ebenfalls mit einem Fest begehen. Ein Liebesmahl wäre natürlich das beste, aber das geht ja leider nicht mit Rücksicht auf die über kurz oder lang bei der Tafelrunde einsetzende Trunkenheit. Wohl aber könnten wir nach meiner Ansicht sinnig-

minnig-shymmig einen tango-tanzenden Fünf-Uhr-Boston-Tee geben, bei dem die ganze Regimentsmusik aufspielt. Was meint ihr dazu?"

Der Vorschlag fand allgemeinen Beifall, und eine ganze Weile wurde der Plan, für den man durch die Vermittlung des Adjutanten die Zustimmung des Obersten zu gewinnen hoffte, hin und her überlegt, und das Thema „Fräulein von Bergen" wurde auch, als man bald darauf bei der Zigarre, dem Kaffee und den von Kölling gestifteten Kognaks saß, noch in allen Einzelheiten besprochen und erörtert, bis es dann für die Herren Zeit wurde, wieder zum Dienst zu gehen, denn den gab es jetzt noch viel mehr als in der Vorkriegszeit, aber es galt als Ehrensache, nicht mehr über den Dienst zu fluchen, sondern ihn gern und freudig zu tun.

Der Dienst rief, so trennten sich die Kameraden mit einem „Auf Wiedersehen auf dem Tennisplatz".

Die anderen gingen in die Kaserne, auf den Scheibenstand, oder wohin die Pflicht sie sonst rief, nur Kammler suchte seine Wohnung auf, da er am Nachmittag dienstfrei war. Dafür hatte er aber auch die letzte Nacht in der Eisenbahn zugebracht und gedachte nun einen nicht unbedeutenden Mittagsschlaf zu halten, bevor auch er auf den Tennisplatz ging, denn das zu tun, war er fest entschlossen, wenn auch nur, um sich bei Fräulein von Bergen zu entschuldigen und um den schlechten, oder den wenigstens mehr als sonderbaren Eindruck, den er letzthin auf sie gemacht haben mußte, wieder zu verwischen, ganz bestimmt aber nicht, um auch seinerseits irgendwie mit dem Versuch zu beginnen, sich das Millionenmädel einzufangen. Er für seine Person

dachte schon deshalb nicht daran, sich an dieser Goldfischangelei zu beteiligen, weil er sich überhaupt mit keinerlei Heiratsplänen trug, und doch war gerade er alles andere als ein Ehefeind. Aber er wußte aus der Ehe seines vor dem Feinde gefallenen Bruders, und auch aus der seiner einzigen Schwester, die vor zwei Jahren gestorben war, nachdem auch sie ihren Mann im Kriege verloren hatte, daß nicht alle Ehen so enden, wie sie angefangen, und sein älterer Bruder hatte ihm oft unter vier Augen das bekannte Wort von Wilhelm Busch: Vater werden ist nicht schwer, Vater sein dagegen sehr, dahin variiert: Glücklich werden ist nicht schwer, glücklich bleiben aber sehr. Aber er für seine Person war jetzt glücklich. Von seiner verstorbenen Schwester, die kinderlos gestorben war, hatte er nicht nur ein nicht ganz unbedeutendes Vermögen geerbt, sondern auch die gesamte Einrichtung. Der eine Teil der Möbel stand für spätere Zeiten, falls er doch einmal heiraten sollte, in dem Hause seiner Mutter, mit dem anderen Teil hatte er seine jetzige Wohnung sehr hübsch eingerichtet, in der er sich sehr behaglich fühlte. Dazu kam, daß er seine Hedi hatte. Heiraten konnte und würde er als Offizier das Mädels natürlich niemals, das hatte er ihr von Anfang an offen gestanden, und das hatte sie nicht nur eingesehen, sondern sie hatte ihn sogar ausgelacht, weil er ihr gegenüber das, was doch ganz selbstverständlich sei, überhaupt erst erwähnte. Heiraten wollte die Hedi später natürlich auch einmal, aber ganz bestimmt nicht ihn, so lieb sie ihn auch hatte. Und wie sie ihm am ersten Tage das Recht zugestand, ihr jederzeit sagen zu können: So, Hedi, nun müssen wir uns trennen, so hatte auch sie sich dieses Recht ausdrücklich vorbehalten.

Und bestärkt wurde er in seiner Absicht, noch

lange nicht zu heiraten, durch das Versprechen, das er seiner alten Mutter, die sehr unter der unglücklichen Ehe ihrer beiden verstorbenen Kinder gelitten, gegeben hatte, sich seinerseits seine spätere Ehe sehr reiflich zu überlegen und nicht so blindlings, nicht lediglich dem ersten Impuls und nicht der ersten Leidenschaft folgend darauflos zu heiraten, wie es seine Geschwister getan und wie sie es beide hinterher bitter bereut hatten.

Alles was heiraten hieß, interessierte ihn vorläufig absolut nicht, und das tat ihm der hübschen Tilly Richter, der Schwägerin seines ihm befreundeten Hauptmanns Hollberg wegen oft beinahe leid, denn die schien ihrerseits, obgleich er nie um sie geworben, oder ihr auch nur je besonders den Hof gemacht hätte, eine unglückliche Liebe, oder wenigstens so etwas Ähnliches für ihn in ihrem Herzen zu tragen.

„Na, worüber haben Sie denn eben so angestrengt nachgedacht, Herr von Kammler?“ weckte ihn da eine ihm nur zu bekannte Stimme aus seinem Grübeln, in dem er, ohne irgendwie auf die Vorübergehenden zu achten, dahingeschritten war, und als er nun aufsaß, stand die Tilly vor ihm, ein wirklich sehr eigenartig hübsches Mädchen, sehr gut gewachsen, sehr gut gekleidet, ihn mit ihren dunkelblauen Augen, die in einem seltsamen, aber sehr gut wirkenden Kontrast zu ihren rötlichen Haaren standen, lachend und übermütig ansehend. Und noch bevor er, verwirrt, wie er im ersten Augenblick war, da er sich im stillen ja gerade mit ihr beschäftigt hatte, etwas hätte erwidern können, neckte sie ihn: „Na, wie heißt sie denn, Herr von Kammler? Daß es eine Sie war, habe ich Ihnen sofort angesehen, und Sie können mir

den Namen ruhig verraten, denn ich bin nicht nur verschwiegen wie das Grab, sondern ich habe auch nicht das leiseste Talent zur Eifersucht, zumal ich ja auch gar kein Recht dazu habe, das zu sein, und außerdem —“

„Sie irren sich, gnädiges Fräulein, ganz bestimmt, Sie irren sich,“ unterbrach er sie, sich so unschuldig und so unbefangen wie nur möglich stellend, und fuhr fort: „Meine Gedanken waren bei der Dienstreise, von der ich erst heute morgen zurückkam, und die galten ferner einem langen Bericht, den ich zu Hause noch ausarbeiten muß. Daran liegt es auch einzig und allein, daß ich Sie vorhin nicht bemerkte und Sie nicht zuerst grüßte, wofür ich hiermit in aller Form und in aller Ergebenheit um Verzeihung bitte.“

„Die Ihnen gewährt ist,“ erwiderte sie, lachend auf seinen feierlichen Ton eingehend, während sie ihm jetzt erst die Hand reichte, um ihn gleich darauf zu fragen: „Da werden wir Sie also wohl heute abend noch nicht bei uns sehen?“

Er mußte unwillkürlich an seine Hedi und an das bevorstehende Wiedersehen mit ihr denken und mußte sich, da er alles andere als ein hartgesottener Sünder war, beherrschen, um ganz unbefangen zu bleiben, während er zur Antwort gab: „Das ist leider ganz unmöglich, gnädiges Fräulein, aber vielleicht morgen oder übermorgen, oder sonst an einem der nächsten Abende.“

„Aber auf den Tennisplatz kommen Sie nachher doch wenigstens?“ fragte sie, nach Kräften ihre Enttäuschung über die Absage, die er ihr für den Abend gegeben, verbergend.

Wenn ich bis dahin nicht durch irgendeinen Unglücksfall irgendwie um das Leben gekommen bin, tot-sicher, und zwar schon Fräulein von Bergens wegen, hätte er beinahe erwidert, doch zur rechten Zeit besann er sich noch und meinte nach kurzer Überlegung: „Wenn ich bis dahin den Anfang meines Berichtes gefunden habe, ja, gnädiges Fräulein, aber Sie wissen, der Anfang ist bei allem das schwerste.“

„Auch bei dem Hofmachen?“ lachte sie lustig, ihren Weg, nun von ihm begleitet, an seiner Seite fortsetzend.

Überrascht sah er sie an: „Wie soll ich das verstehen, gnädiges Fräulein?“

Aus ihren hübschen Augen warf sie ihm einen vorwurfsvollen Blick zu: „Und dabei sagt man immer: ‚Verstellung, dein Name ist Weib!‘ Aber ich glaube, in der Hinsicht können wir jungen Mädchen bei den Herren noch mit bestem Erfolg Unterricht nehmen.“

Kammler glaubte nur zu genau zu wissen, worauf sie anspiele, aber gerade deshalb fragte er, sich immer noch verständnislos stellend: „Ich verstehe aber trotzdem noch nicht, gnädiges Fräulein —“

Tilly Richter sah ihn an, als wollte sie ganz tief in sein Innerstes blicken, dann fragte sie: „Sollten Sie wirklich noch nichts davon gehört haben, daß hier in der Stadt ein neuer Stern aufgetaucht ist, richtiger gesagt, ein alter, der lange unsichtbar war, der nun aber wieder am Firmament glänzt und leuchtet und noch dazu einen ganz breiten goldenen Hof hat, soweit es heutzutage bei uns im Lande oder an unserem Himmel überhaupt noch Gold gibt?“

Es klang etwas aus ihrer Stimme heraus, das ihn beinahe hätte fragen lassen: Ich denke, Sie haben kein Talent zur Eifersucht, Verehrteste, und Sie haben mir doch vor wenigen Minuten selbst erklärt, Sie hätten zu einer solchen auch gar kein Recht? Aber das wäre nicht nur mehr als ungezogen gewesen, sondern das hätte ja sicher auch den durch nichts begründeten Verdacht in ihr erweckt, als habe auch er die Absicht, dem neu aufgegangenen Stern zu huldigen und ihn auch seinerseits, ohne ein Weiser aus dem Morgenlande zu sein, anzubeten. Dem konnte er mit gutem Gewissen entgegenreten, und deshalb klang seine Stimme auch ganz fest und bestimmt, als er nun erwiderte: „Davon habe ich allerdings gehört, gnädiges Fräulein, denn es wurde im Kasino über Fräulein von Bergen gesprochen,“ und wenn auch nicht ganz bei der Wahrheit bleibend, setzte er mehr Fräulein von Bergens wegen, als um seiner selbst willen hinzu: „Man erzählte mir von der Rückkehr der jungen Dame, wie man einem anderen eben eine Neuigkeit erzählt, die sich während seiner Abwesenheit zuge tragen hat,“ und um sich gegen den Verdacht zu verteidigen, er gehöre auch seinerseits zu den Männern, die hinter einem Mädels schon seines Geldes wegen gleich Jagd machen, schloß er: „Im übrigen müßten doch gerade Sie mich so genau kennen, um zu wissen, daß —“

Aber weiter ging es nicht, denn plötzlich saß er so fest, daß ihn nach seiner Überzeugung selbst das stärkste Ackerpferd nicht aus dem Satz hätte herausziehen können, denn wie sollte der weitergehen? Konnte er sagen: „Gerade Sie müßten doch wissen, daß ich meine Neigungen nicht so schnell wechsle?“ Das ging nicht, denn daraus hätte sie sicher herausgehört, daß seine Neigung, wenn nicht gar seine Liebe, ihr galten, und

davon konnte gar nicht die Rede sein. Oder sollte er enden: „Gerade Sie müßten doch wissen, daß ein junges Mädchen, das ich noch gar nicht kenne, mir nicht gleich deshalb gefällt, weil es reich sein soll?“ Das ging auch nicht, denn wenn auch nur ganz flüchtig, kannte er Fräulein von Bergen vom Ansehen ja doch schon.

Er wußte wirklich nicht, wie es weitergehen sollte, aber das lag natürlich nur daran, daß Tilly Richter jetzt stehen geblieben war, ihn dadurch gezwungen hatte, auch seinerseits stehen zu bleiben, und daß sie ihn diesesmal nicht nur mit ihren Augen lachend, übermütig und erwartungsvoll, sich an seiner Verlegenheit weidend, ansah, bis sie nun plötzlich anscheinend ganz ernsthaft meinte: „Ja, Sie haben ganz recht, Herr von Kammler, gerade ich kenne Sie ja so gut, um zu wissen, daß – daß. Und damit wollen wir die Debatte beenden, zumal ich hier bei der Wohnung meiner Schneiderin angekommen bin. Also besten Dank für freundliche Begleitung und hoffentlich auf Wiedersehen nachher.“

Gleich darauf verabschiedete Tilly Richter sich von ihm, und für einen kurzen Augenblick, bis sie in das Haus getreten war, sah er ihr noch nach, während er sich dabei, wie schon so oft, eingestand: Das Mädcl ist, weiß Gott, bildhübsch gewachsen. Und nicht nur das, es ging überhaupt von ihr ein ganz eigenartiger sinnlicher Reiz aus, und in manchem Gespräch, das sie miteinander geführt, hatte sie auch gar kein Geheimnis aus ihrem leidenschaftlichen Temperament gemacht, das sie das beste nannte, was sie von ihrem verstorbenen Vater geerbt hatte.

Nun weilten seine Gedanken im Weiterschreiten

doch mehr bei Fräulein Richter als ihm lieb war, denn zuweilen hatte er die stille Befürchtung, daß sie ihm ernstlich gefährlich werden, daß ihr heißes Blut, das so gut zu dem seinen paßte, ihn in einer Stunde, in der hauptsächlich seine Sinne sprachen, verführen könne, sie um ihre Hand und damit doch auch eigentlich nur um ihren jungen schönen Körper zu bitten, denn nur den liebte er an ihr, aber den liebte er auch sehr. Deshalb sah er auch voraus, daß eine etwaige Ehe zwischen ihnen beiden für ihn ein ganz großes Unglück bedeuten würde, denn wenn in einer Ehe die beiden Gatten natürlich auch in gewisser Hinsicht zueinander passen sollen und müssen, wenn ein sinnlicher Mann an der Seite einer kalten Frau und umgekehrt auf die Dauer unmöglich glücklich bleiben kann, das Geschlechtsleben allein machte nach seiner Ansicht die Ehe doch auch nicht aus, und das allein genügte nicht, ein bleibendes Glück zu schaffen, ebensowenig wie das die reiche Mitgift tat, die eine Frau ihrem Mann mit in die Ehe bringt.

Da war er nun, ohne es zu wollen, wieder bei Fräulein von Bergen angelangt, und anstatt, wie er es sich vorgenommen, zu Hause gleich einen tiefen Schlaf zu tun, galten seine Gedanken ihr auch noch, als er sich in seinem Wohnzimmer auf der Chaiselongue ausgestreckt hatte. Das kam davon, daß im Kasino soviel von ihr gesprochen worden war und weil er sich im Interesse der Kameraden darüber geärgert hatte, daß die lediglich oder hauptsächlich das Geld heiraten wollten, weil sie sich sicher einbildeten, schon allein dadurch nicht nur glücklich zu werden, sondern auch glücklich zu bleiben. Na, das ging ihn persönlich ja aber absolut nichts an, und wenn er sich nachher bei Fräulein von Bergen entschuldigt hatte, konnte alles, was später kam

und alles, was irgendwie mit ihrer Person zusammenhing, ihm Wurst wie Pelle sein.

Und nun wollte er wirklich schlafen. Aber ehe er sich zu dem Zweck auf die rechte Seite legte, stellte er seine Weckuhr, sein Gehirn, darauf ein, daß es ihn mit dem Glockenschlag halb fünf wecke, und er tat das, indem er dreimal halblaut, aber sehr fest und bestimmt vor sich hin sagte: „Um halb fünf wachst du auf!“

Dann machte er die Augen zu, und als er nach einem erquickenden und erfrischenden Schlaf wieder erwachte und als erstes einen Blick auf seine Taschenuhr warf, mußte er unwillkürlich lächeln, denn die Zeiger wiesen genau einhalb fünf, weder eine halbe Minute mehr noch weniger.

Aber dann verschwand sein Lächeln plötzlich, weil er sich ganz erstaunt fragte: Nanu, was ist denn das? Hast du es nur geträumt oder ist die Idee schon vorhin vor dem Einschlafen in dir wach gewesen, oder ist dir die erst jetzt während des Schlafes gekommen? Doch wie dem auch immer sein mochte, je länger er jetzt darüber nachdachte, desto vernünftiger schien ihm der Gedanke, der sich in ihm festgenistet hatte, zu sein, wenngleich der ja eigentlich im schroffsten Widerspruch zu dem stand, was er sich vor dem Einschlafen gesagt hatte, nämlich, daß Fräulein von Bergen für ihn erledigt wäre, sobald er sich nachher bei ihr entschuldigt hätte. Aber nein, entschied er gleich darauf, so schroff war der Widerspruch gar nicht, wenn es überhaupt einer war, denn er dachte doch nicht daran, ihr auch seinerseits irgendwie den Hof zu machen und sich um sie oder gar um ihre Millionen zu bewerben,

sondern er wollte lediglich versuchen, einen rein freundschaftlichen und kameradschaftlichen Verkehr mit ihr herbeizuführen, denn ein solcher fehlte ihm mit einem gebildeten jungen Mädchen schon lange.

In den letzten Monaten hatte hier geradezu ein Verlobungswahnsinn getobt, trotzdem waren immer noch genug heiratslustige und heiratsfähige junge Mädchen übrig geblieben, die auch für ihn in Frage gekommen wären, denn natürlich durfte auch heute ein Offizier nicht einfach das erste beste Mädels, das ihm gefiel, zu seiner Frau machen, sondern das mußte genau wie früher aus guten Kreisen stammen und sich eines untadelhaften Rufes erfreuen. Zu jeder Verlobung gehörte nach wie vor der Segen des Regimentskommandeurs, und die letzte Entscheidung lag bei dem Reichswehrminister.

Aber er dachte ja gar nicht an das Heiraten, und gerade weil er das nicht tat, hatte er oft wirkliche Sehnsucht nach dem rein freundschaftlichen Verkehr mit einem gebildeten jungen Mädchen, das ebenso wie er nicht vom frühen Morgen bis zum späten Abend und erst recht nicht des Nachts, wenn es nicht schlafen konnte, einzig und allein an das Heiraten dachte. Vielleicht, aber auch nur vielleicht, daß er in Fräulein von Bergen trotz ihrer Jugend die gewünschte Partnerin fand, obgleich ja gerade die noch viel mehr umschwärmt sein würde, als eine andere es hier je gewesen war. Er gestand es sich offen ein, allzu günstig waren seine Aussichten wohl nicht, aber wenn sie nicht nur reich, sondern, wie er hoffte, auch klug war, würde sie ihre Freier nicht nur schnell durchschauen, sondern es würde sie auch bald langweilen, immer nur fade Schmeicheleien und ähnliches anhören zu müssen, so daß vielleicht auch in ihr der

Wunsch bald wach wurde, sich mit einem Herrn auch einmal vernünftig und wirklich unterhalten zu können, mit einem Herrn, der ihr absolut nicht den Hof machte, dem es ganz gleich war, ob, wann und mit wem sie sich später verlobte, und mit dem sie auch gut Freund bleiben konnte, wenn sie dereinst die Frau eines anderen war.

Ganz plötzlich, ihm selbst ganz unbewußt, wann, wie und wo, war die Hoffnung in ihm wach geworden, daß Fräulein von Bergen vielleicht diejenige sei, welche. Und wenn sie es sein sollte, dann hatte das auch noch in anderer Weise für ihn sein Gutes, dann entging er durch den freundschaftlichen Verkehr mit ihr hoffentlich der Gefahr, vielleicht doch eines Tages dem Sinnenrausch, in den Fräulein Richter ihn, einerlei ob beabsichtigt oder nicht, oft versetzte, zu unterliegen.

Als er bereits eine halbe Stunde später, da er gleich die richtige Elektrische erwischte, den etwas außerhalb der Stadt gelegenen Tennisplatz erreichte, herrschte dort schon ein reger Betrieb. Nicht nur alle dem Klub angehörenden Damen schienen heute da zu sein, sondern auch von den Herren, die den Schläger mehr oder weniger geschickt zu schwingen verstanden, bemerkte er schon auf den ersten Blick den einen und den anderen, der sonst durch seine Abwesenheit zu glänzen pflegte.

Wie sagt doch Goethe: „Am Golde hängt, nach Golde drängt doch alles!“ dachte er unwillkürlich, dann aber sah er sich nach der um, die heute sicher ganz allein die große Anziehungskraft ausgeübt hatte, aber er mußte mit seinen Augen lange suchen, bis er sie fand, und als

er sie endlich entdeckte stand Fräulein von Bergen nicht allein, sondern im Gespräch mit Tilly Richter, das anscheinend allerdings mehr von dieser, als von Fräulein von Bergen geführt wurde.

Daß die beiden zusammenstehen, und daß gerade Fräulein Tilly Richter eure Bekanntschaft vermittelt, hast du dir nun gerade nicht gewünscht, sagte Kammler sich im stillen, und deshalb dachte er jetzt daran, sich vorläufig etwas seitwärts in die Büsche zu schlagen und eine spätere Gelegenheit, sich vorstellen zu lassen, abzuwarten. Aber Fräulein Richter hatte ihn schon bemerkt, er mußte also auf sie zugehen, um sie zu begrüßen, und nachdem er das getan, stellte sie ihn Fräulein von Bergen vor, die ihm gleich die Hand reichte und ihn, noch bevor er ein Wort hätte an sie richten können, fragte: „Wissen Sie wohl, Herr von Kammler, daß Sie mir, beinahe hätte ich gesagt, kein ganz Fremder mehr sind? Sie sind mir schon einmal auf der Straße begegnet, und da habe ich offen gestanden an mich halten müssen, um nicht hell aufzulachen, denn da entfuhr Ihnen ein kräftiger und anscheinend von Herzen kommender Fluch, und gleich darauf machten Sie kehrt, um irgend etwas, das Sie anscheinend vergessen hatten, nachzuholen.“

Auch ohne daß er zu Fräulein Richter hinsah, fühlte er deren erstaunten Blick auf sich gerichtet, ja noch mehr, er glaubte in ihren Augen die Frage zu lesen: Aber davon haben Sie mir heute nachmittag doch gar nichts erzählt, war das Absicht oder ein Zufall? Und um in Wirklichkeit in ihren Mienen nicht vielleicht noch sonst allerlei zu lesen, hütete er sich, Fräulein Richter wirklich anzusehen, sondern betrachtete dafür desto aufmerksamer Fräulein von Bergen, und da mußte er sich

eingestehen, daß ihre äußere Erscheinung ihn heute enttäuschte. Er hatte sie hübscher, sogar viel hübscher in der Erinnerung gehabt. Das konnte aber zum Teil wohl mit daran liegen, daß ihr die Straßentoilette besser stand als jetzt das weiße Tenniskleid mit der weißen weichen Sportmütze, so daß er sich unwillkürlich sagte: „Fräulein von Bergen dürfte nicht weiß tragen, sondern lieber eine bunte Farbe, darin würde sie ganz anders wirken, das würde auch ihre schönen Augen, die tatsächlich sehr schön sind, noch viel mehr zur Geltung bringen.“ Aber ob hübsch oder weniger hübsch, konnte ja gerade ihm bei ihr vollständig einerlei sein, er wollte sich ja nicht in sie verlieben.

„Nicht wahr, Sie erinnern sich dieses kurzen Zusammentreffens, bei dem sie mich sogar beinahe umgerannt hätten, gar nicht?“ fragte Lore nun lustig weiter, als er, sich Fräulein Richters wegen absichtlich verstellend und anscheinend in seinen Erinnerungen suchend, immer noch schwieg, anstatt sich, wie er es sich vorgenommen, gleich bei ihr zu entschuldigen.

Dessen, daß er sie beinahe umgerannt hätte, erinnerte er sich wirklich nicht, weil ihm das damals gar nicht zum Bewußtsein gekommen war. So war die Verlegenheit, die sich jetzt in seinen Zügen ausdrückte, ganz echt, und seine Stimme hatte einen ehrlichen Klang, als er nun sagte: „Da muß ich nicht nur einmal, sondern vielmals um Entschuldigung bitten, gnädiges Fräulein, was mögen Sie nur von mir gedacht haben?“

„Nur die Wahrheit, daß Sie etwas vergessen haben müßten, aber ich glaube, das sagte ich Ihnen schon einmal,“ erwiderte sie völlig unbefangen, ohne durch den

Ton ihrer Stimme irgendwie zu verraten, daß er ihr bei der Begegnung eine kleine Enttäuschung bereitere, weil er, der erste Herr, den sie an dem Morgen traf, ihr entgegenkam, ohne mit seinen Augen anscheinend auch nur die geringste Notiz von ihr zu nehmen.

„Das ist sehr liebenswürdig von Ihnen, gnädiges Fräulein,“ dankte er ihr, sie dabei warm ansehend, „und das läßt mich hoffen, daß meine damalige natürlich völlig unbeabsichtigte Ungezogenheit keine nachteiligen Folgen für mich haben und unsere jetzt offiziell geschlossene Bekanntschaft weder für den Augenblick noch für die Zukunft irgendwie ungünstig beeinflussen wird.“

„Von meiner Seite ganz gewiß nicht, Herr von Kammler,“ lachte Lore fröhlich auf.

„Und von meiner ganz bestimmt erst recht nicht,“ gab er frisch und übermütig zurück, und ohne daß sie es selbst eigentlich wußten warum, standen sie sich nun einen Augenblick lachend gegenüber und hatten damit, ohne auch das zu wissen, den Ton für ihre spätere und weitere Unterhaltung gefunden.

„So, nun fangen wir, denke ich, an zu spielen,“ mischte sich da Tilly Richter in das Gespräch, denn es war kein Zufall gewesen, daß Kammler, als er kam, sie neben Fräulein von Bergen stehen sah, und es war auch keineswegs Zufall, daß gerade sie die Bekanntschaft zwischen ihnen beiden vermittelte. Das zu tun, hatte sie sich gleich vorgenommen, als er ihr am Nachmittag auf der Straße erzählte, er würde, wenn der Anfang seiner Arbeit glücklich gefunden sei, auf den Tennisplatz kommen. Da hatte sie sich selbst so früh auf den Weg

gemacht, daß sie ziemlich als erste da war, und als Lore von Bergen dann erschien, hatte sie die gleich mit Beschlag belegt und war nicht von ihrer Seite gewichen, denn sie wollte es sofort mit eigenen Augen sehen, ob sie Kammler wirklich so gleichgültig war oder nach erfolgter Bekanntschaft so gleichgültig bleiben würde, wie er es ihr gegenüber behauptet hatte. Nicht, als ob sie auf die Lore, die ja jetzt ungezählte Millionen besitzen sollte, irgendwie eifersüchtig gewesen wäre. Nein, das nicht, denn zur Eifersucht besaß sie absolut kein Talent, und außerdem war sie sich des Reizes, den ihre eigenartige Erscheinung auf Kammler ausübte, sehr wohl bewußt, und sie war sich ganz klar darüber, daß sie ihn durch ein weiteres Erregen seiner starken Sinnlichkeit, die sie längst an ihm bemerkt hatte, wenn sie es nur wollte, zu ihrem willenlosen Sklaven machen, und daß sie ihn, wenn sie es ernstlich darauf ablegte, jederzeit dahin bringen konnte, ihr einen Antrag zu machen. Aber vorläufig wollte sie das gar nicht und wollte es überhaupt nur dann, wenn alle ihre Versuche, die zweite Frau ihres Schwagers zu werden, fehlschlügen. In den, der während eines kurzen Kriegersurlaubes ihre Schwester kennen lernte, um sie kurz darauf zu heiraten, hatte sie sich in der ersten Minute verliebt, als sie ihn sah, und hatte damals in mancher Nacht bittere Tränen darüber geweint, daß seine Wahl auf ihre Schwester gefallen war, auf die hatte fallen müssen, denn sie selbst war damals mit ihren sechzehn Jahren angeblich noch ein Kind gewesen. Und als ihre Schwester Annemarie dann bei der Geburt eines toten Kindes selbst ihr Leben lassen mußte, war ihr allererster Gedanke: jetzt heirate ich Hans-Heinrich, und jetzt muß er mich heiraten. Dann erst, als sie sich das gesagt, war die Trauer um die

aufrichtig geliebte Schwester in ihr zum Durchbruch gekommen und hatte sie viele heiße Tränen weinen lassen.

Sie wollte die Frau ihres Schwagers werden, der mit seiner großen schlanken Gestalt und mit seinen nach ihren Begriffen wundervollen schwarzen Augen der schönste Mann war, den sie sich nur denken konnte. Und erst wenn er, der von ihren geheimen Wünschen und Absichten immer noch nichts ahnte, der sie auch heute noch zuweilen wie ein halbes Kind betrachtete, der sie ganz keusch und leidenschaftslos küßte, während seine Küsse sie so erregten, daß sie oft noch hinterher in ihrem Zimmer leise mit den Zähnen knirschte, erst wenn sie endgültig einsehen mußte, daß sie ihm gleichgültig blieb, und daß er auf seinem Lieblingswunsch beharrte, sie mit Helmut von Kammler zu verheiraten, erst dann wollte sie sich den zu dem entscheidenden Wort erheben, denn wenn sie außer ihrem Schwager überhaupt noch einen Mann hübsch, nett und begehrenswert fand, war er es, und sie wußte, daß sie ihn, wenn er später jemals ihr Mann werden sollte, auch lieben und ihm eine gute Frau sein würde.

Noch aber war es nicht so weit, und es blieb auch noch abzuwarten, ob es dahin kommen würde, aber trotzdem durfte sie ihn sich nicht entgleiten lassen, und er durfte nicht gleich einer der Bewerber um Lores Millionen werden. Hatte sie selbst ihr Spiel bei dem Schwager erst gewonnen, oder hatte sie untrügliche Anzeichen dafür, daß sie es gewinnen würde, dann konnte auch er ihretwegen der Lore ruhig den Hof machen, ja noch mehr, wenn die sich bis dahin noch für keinen anderen entschieden haben sollte, wollte sie aus ehr-

lichster Überzeugung alles tun, was sie konnte, damit Lore ihn erwähle.

Ganz frei von jeder Eifersucht, aber doch mit einem etwas unruhigen Gefühl, hatte sie der ersten Begegnung der beiden entgegengesehen, und ihr Mißtrauen war erwacht, als sie aus den Worten, mit denen Lore ihn begrüßte, heraushören mußte, daß sie sich schon einmal begegnet waren. Ihr war auch der lange forschende Blick nicht entgangen, mit dem er Lores Erscheinung musterte, aber mit großer Genugtuung hatte sie in seinen Mienen zu lesen geglaubt, daß Lores Äußere nach seiner Meinung keinen Vergleich mit dem ihrigen aushielt. Völlig beruhigt aber hatte sie das fröhliche, harmlose, unbefabene Lachen, das die beiden anstimmten, denn sie wußte, wenn zwischen zwei Menschen in dem Augenblick, da sie sich zum erstenmal gegenüber stehen und einander in die Augen sehen, die Liebe oder auch nur etwas Ähnliches erwacht, werden sie still und verlegen, aber sie lachen nie und nimmer so harmlos und so unbefangen miteinander, wie die beiden es taten.

Kammler hatte sich auf Fräulein Richters Frage hin, ob sie jetzt mit dem Spiel beginnen wollten, den beiden Damen als Gegenüberspieler angeboten, aber Lore widersprach. „Das geht nicht, Herr von Kammler, Sie würden mich schelten, und Fräulein Richter würde mich als Partnerin verwünschen und mir mit vollem Recht die ganze Schuld beimessen, wenn wir das Spiel gegen Sie verlieren, und das täten wir sicher, denn gewiß sind Sie ein sehr guter Spieler, wenn Sie es gleich mit uns beiden aufnehmen wollen, und daß ich eine so schlechte Spielerin geworden bin, weil ich solange keinen Schläger in der Hand hatte, konnten Sie doch nicht wissen.“

„Herr von Kammler ist nach Dr. Schumann, der heute bestimmt kommen wird, nachdem er ein paar Tage unsichtbar geblieben, sogar der beste Spieler, den wir haben, und er hat vor einigen Wochen beinahe das Kunststück fertig gebracht, den Doktor in einem Einzelspiel zu schlagen,“ warf Tilly Richter ein.

„Aber auch nur beinahe, gnädiges Fräulein, und an diesem Beinahe fehlte auch noch eine ganze Ecke,“ lehnte Kammler die ihm gezollte Anerkennung ab. Und schon, um das Gespräch von seiner Person abzulenken, wandte er sich jetzt mit der Frage an Lore: „Wollen Sie denn heute gar nicht spielen, gnädiges Fräulein?“ Und während er das sagte, blickte er, wie Lore es bemerkte, nach einem der Plätze, von dem gerade in diesem Augenblick ein lautes, helles, übermütiges Lachen zu ihnen herüberklang.

„Ich möchte ja schon, Herr von Kammler,“ gab Lore zur Antwort, „aber da ich, wie ich schon sagte, solange kein Rakett in die Hand nahm, habe ich mich gestern und vorgestern derartig blamiert, daß ich mich schämte. Natürlich haben sich alle Herren in liebenswürdigster Weise erboten, mir als Lehrer zu dienen und auch vorhin, kurz bevor Sie kamen, standen alle um mich herum und baten, ich solle einem von ihnen den Apfel in Gestalt meines Schlägers überreichen und ihm dadurch das alleinige Recht einräumen, mich wieder in die Geheimnisse des Spieles einführen zu dürfen. Aber da ich keinen bevorzugen und keinen zurücksetzen wollte, habe ich mir die Entscheidung vorbehalten und gebeten, mir die noch überlegen zu dürfen, denn Sie werden es mir nachfühlen, daß es für mich nicht ganz leicht ist, einen Herrn auszuwählen.“

Das ganz sicher nicht, gnädiges Fräulein, wollte Kammler ihr beistimmen, aber er kam nicht dazu, denn Tilly Richter meinte rasch: „An Ihrer Stelle würde meine Wahl auf Leutnant von Kölling fallen, Fräulein Lore, auch der ist ein sehr guter Spieler.“

Ohne daß Tilly es wußte, war Lore vorhin in Versuchung gewesen, gerade dem den Rakettapfel zu geben, weil sie die Gewißheit zu haben glaubte, daß der es mit seinem Lehramt ernst nehmen, ihr keine Fehler durchgehen lassen, ja sie sogar ernstlich ausschelten würde, wenn sie es verdiente. Und ganz besonders hatte sie geglaubt, daß er das Alleinsein mit ihr und seine Tätigkeit als Lehrer nicht ausnutzen würde, um ihr den Hof zu machen. Aber sie hatte gefürchtet, die anderen, die erwartungsvoll um sie herumstanden, dadurch zu kränken, daß ihre Wahl auf ihn fiel, und das hatte sie vermeiden wollen. Anders hätte es für sie gelegen, wenn er sich nicht mit den übrigen zugleich als Lehrer angeboten hätte.

„Wenn man nicht weiß, für wen man sich entscheiden soll, wählt man in einem solchen Falle ja bekanntlich meistens einen Outsider, gnädiges Fräulein,“ nahm Kammler da nach kurzer Überlegung das Wort, um gleich darauf fortzufahren: „Bitte verstehen Sie mich recht, gnädiges Fräulein. Nichts liegt mir ferner, als mich Ihnen aufdrängen zu wollen, aber Sie sagte ja selbst, Sie möchten keinen von denen, die vorhin in corpore um diese Auszeichnung baten, bevorzugen, um dadurch niemandem einen Korb geben zu müssen. Bei mir, der ich gewissermaßen außer Konkurrenz auftrete, ist das etwas anderes,“ und sich ritterlich vor ihr verneigend, schloß er halb ernsthaft, halb übermütig: „Wenn ich Sie also

hiermit zum Zeichen Ihres Einverständnisses in aller Form um Ihr Rakett bitten dürfte, gnädiges Fräulein —“

Und ehe Lore eigentlich recht wußte, daß sie es tat, hatte sie ihm ihren Schläger gegeben, weil sie dem liebenswürdigen Klang seiner Stimme und der stummen Bitte seiner beredten Augen nicht widerstehen konnte, dann aber auch, weil er ja wirklich außer Konkurrenz um die Auszeichnung bat, sie wieder mit dem Spiel vertraut zu machen. Aber als sie ihm nun den Schläger gereicht hatte, mußte sie sich Mühe geben, um ganz unbefangen zu bleiben, und um ihm ihre Verwirrtheit nicht zu zeigen, rief sie ihm nun mit dem Versuch zu scherzen übermütig zu: „Ich hoffe, in kürzester Zeit bei Ihnen soviel gelernt zu haben, Herr von Kammler, daß wir im Zusammenspiel alle anderen Paare, die sich uns gegenüberstellen, vernichtend schlagen!“

„Einen besseren Lehrer hätten Sie jedenfalls nicht finden können, Fräulein Lore,“ pflichtete Tilly Richter ihr bei, die das, was nun gekommen war, vorausgesehen und die ihr einzig und allein deshalb den Vorschlag gemacht hatte, sich für Herrn von Kölling zu entscheiden.

So sehr Tilly den Mißmut, der in ihr wach geworden war, da das häufige Zusammensein der beiden in Zukunft absolut nicht ihren Wünschen entsprach, auch verheimlichen wollte, und so zustimmend ihre Worte auch klingen sollten, ganz gelang es ihr doch nicht, ihren Ärger zu verbergen, wenngleich es ihr ungewiß blieb, ob die beiden anderen etwas davon bemerkten, denn Lore meinte ganz harmlos: „Da Sie mich ja selbst darauf aufmerksam machten, Fräulein Tilly, ein wie guter Spieler Herr von Kammler ist, glaube ich, daß er auch ein sehr guter

Lehrer sein wird."

Kammler aber, dem es nicht entgangen war, welchen Unterton Fräulein Richters Stimme gehabt hatte, rief trotzdem, oder gerade deshalb, Lore übermütig zu: „An mir soll es jedenfalls nicht liegen, gnädiges Fräulein, wenn wir hier auf dem nächsten Tennisturnier nicht mit Eichenlaub und Schwertern um die Stirn und um den Hals herum geschmückt werden," und nachdem Tilly Richter sich von ihnen beiden mit einem „dann auf Wiedersehen nachher!" verabschiedet hatte, fuhr er fort: „Wenn es Ihnen recht ist, gnädiges Fräulein, fangen wir nun gleich an, und da möchte ich Ihnen vorschlagen, mir zunächst zu zeigen, was Sie nicht können."

Das aber war, wie er gleich darauf feststellte, eine ganze Menge, namentlich gab sie die Bälle, soweit die überhaupt über das Netz hinaus kamen, viel zu schwer, so daß er plötzlich ganz dicht hinter sie trat, um von dort aus ihr rechtes Handgelenk zu umspannen und um mit dem, damit es sich lockere, eine Übung vorzunehmen. Und sie waren beide damit noch eifrig beschäftigt, als jetzt hinter ihnen eine Stimme erklang: „Wenn ich Sie bitten dürfte, lieber Kammler, mich dem gnädigen Fräulein vorzustellen?"

Beide drehten sich um, und als sie es getan, begrüßte Kammler den vor ihnen Stehenden, dessen Kommen sie überhört hatte, mit den Worten: „Ach, Sie sind es, Doktor? Na, sieht man Sie endlich auch mal wieder? Wo haben Sie denn solange gesteckt?" Dann aber, ohne die Antwort abzuwarten, wandte er sich an Lore: „Gestatten Sie, gnädiges Fräulein, Herr Doktor Schumann, der, wie Ihnen ja sicher bereits bekannt ist,

die hohe Ehre hat, der erste Vorsitzende unseres Tennis- und Sportklubs zu sein."

Das also war der Doktor, von dem Anke ihr inzwischen alles erzählt hatte, was sie wissen wollte, und da mußte sie sich eingestehen, daß er mit seiner hohen schlanken Figur und seinem scharfgeschnittenen glattrasierten Gesicht noch viel besser aussah, als sie es nach der Beschreibung der Freundin erwartet hatte. Allerdings lag das auch wohl mit daran, daß er einfach blendend angezogen ging, ohne daß man dabei die Empfindung hatte, er habe sich angezogen. Die gute Kleidung schien als etwas ganz Selbstverständliches zu ihm zu gehören und einen Teil seiner selbst zu bilden. Und noch eins fiel ihr gleich sehr angenehm an ihm auf, das war die große Ruhe, die sich in seinem ganzen Wesen ausdrückte.

Und ruhig und langsam, dabei aber keineswegs langweilig oder einschläfernd, klang auch seine weiche sehr sympathische Stimme, als er jetzt zu ihr sagte: „Ich bitte um Verzeihung, gnädiges Fräulein, daß ich erst heute Gelegenheit nehme, Sie als neugewonnenes, oder wohl richtiger ausgedrückt, als neu zu uns zurückgekehrtes Mitglied zu begrüßen. Ich hätte das unbedingt schon eher tun müssen, aber geschäftliche Konferenzen, zu denen einige auswärtige Herren eingetroffen waren, machten es mir ein paar Tage unmöglich, hier zu erscheinen, und ich hoffe, daß Sie diese Entschuldigung als stichhaltig anerkennen werden."

„Az Herr Doktor," beeilte Lore sich, ihm beizustimmen.

„Dann bin ich beruhigt, gnädiges Fräulein," erwiderte

te er, erst jetzt den weichen Hut wieder aufsetzend, den er bis zu diesem Augenblick in der Hand gehalten hatte, um sich nun bei ihr zu erkundigen, weshalb sie sich mit Herrn von Kammler von den anderen abgesondert habe, und um sie dann auch seinerseits zu beglückwünschen, daß sie gerade ihn als Lehrer erwählte. Und im Anschluß daran begann er mit ihr zu plaudern, erkundigte sich lediglich in teilnehmender, keineswegs neugieriger Weise, in welchen Städten sie sich während ihres langen Fortseins aufgehalten habe. Er sprach von diesem und jenem, verstand es, auch sie zum Erzählen zu bringen, kurz, er zeigte sich als ein außerordentlich liebenswürdiger, zsch mit den denkbar besten Umgangsformen, so daß es ihr beinahe leid tat, als er sich von ihnen verabschiedete, um sich dem Spiel zu widmen.

„Wissen Sie wohl, gnädiges Fräulein, daß Sie an dem Doktor eine Eroberung gemacht haben?“ meinte Kammler, als der andere sich wieder außer Hörweite befand.

Mehr als überrascht, aber trotzdem im stillen beinahe erfreut, sah Lore ihn an, bevor sie fragte: „Wie kommen Sie denn nur zu der Behauptung?“

„Aus dem sehr einfachen Grunde, gnädiges Fräulein, weil der Doktor sich auf dem Tennisplatz noch nie, auch nicht, wenn er ein neues Mitglied begrüßte, annähernd mit jemandem solange unterhalten hat wie mit Ihnen, denn er ist ein Fanatiker des Tennis. Doch auch wir haben bei dem Plaudern viel Zeit verloren und wenn es Ihnen recht ist, fahren wir nun mit unseren Übungen fort.“

Das taten sie auch, bis Kammler schließlich erklärte: „Ich denke, es ist für heute genug, gnädiges Fräulein, Sie dürfen sich nicht überanstrengen. Wenn es Ihnen recht ist, sehen wir nun etwas dem Spiel der anderen zu, namentlich dem des Doktors, denn das ist ein wahre Freude.“

Und das war es wirklich, wie Lore sich bald darauf eingestand, während sie sich zugleich darüber freute, daß von den anderen Herren sich keiner um sie kümmerte, daß wenigstens jetzt keiner irgendwelche Notiz von ihr nahm, sondern daß alle ihre Aufmerksamkeit lediglich dem Endkampf, der sich zwischen den Spielern entwickelte, zuzuwenden schienen.

Aber auch nur schienen, wie sie wenig später einsehen mußte, denn als der Kampf, aus dem der Doktor als leichtester Sieger hervorgegangen war, sein Ende gefunden hatte, und als sie sich umwandte, sah sie zu ihrer Überraschung alle Herren, die sich, von ihr un bemerkt, an sie herangeschlängelt haben mußten, vor sich, alle, von denen ein jeder sie mit einem Blick ansah, der sie bat: Nicht wahr, Ihre Augen sehen nur mich, und dementsprechend werden Sie auch nur mir die Gunst gewähren, Ihnen huldigen zu dürfen, so daß sie, ob sie wollte oder nicht, fröhlich auflachen mußte.

Aber dieses ihr Lachen verstummt, als Herr von Kölling nun auf sie zutrat, um ihr Vorwürfe zu machen, daß sie Kammler als Lehrer erwählt habe. Gewiß, der sei ein glänzender Spieler, und sie werde sicher viel bei ihm lernen, aber trotzdem, sie alle hätten sie vorhin doch nur deshalb solange allein gelassen und sich nur deshalb in keiner Weise um sie gekümmert, damit sie in aller

Ruhe, unbeeinflusst durch die persönliche Anwesenheit der Bewerber, ihre Entscheidung habe treffen können, und nun habe sie den Rakettapfel an Kammler gegeben, an diesen Outsider, der sich an dem Apfelrennen, wenn er das so nennen dürfe, doch überhaupt gar nicht beteiligte! Und er schloß seine Rede mit den vorwurfsvollen Worten aus „Julius Cäsar“: „Sieh, Brutus, sieh, das ist nicht hübsch von dir, sieh, Brutus, sieh, das hätt' ich nie von dir gedacht.“

Beistimmendes Gemurmel aus dem Munde der anderen Herren folgte seinen Worten, und die Gesichter der vor ihr Stehenden klärten sich erst wieder auf, als Lore versprach, sie würde an den Nachmittagen, an denen Herr von Kammler verhindert sei, sich ihrer anzunehmen, oder an denen er für seine Person statt Lehrer ausschließlich Spieler sein wolle, selbstverständlich gern die anderen Herren der Reihe nach bitten, Kammlers Stelle bei ihr zu vertreten.

Da war der Friede wieder geschlossen, und nicht nur das, man brachte ihr übermütig drei Hurras, und wenn sie sich nicht lachend dagegen gesträubt haben würde, hätte man sie hochgehoben und um den Tennisplatz herumgetragen.

* * *

Der Major Oskar von Schulenburg, dem tatsächlich niemand ansah, daß er sich langsam, aber trotzdem sicher den Fünfzig näherte, und der mit seiner schlanken Erscheinung und seinem hübschen Gesicht mit den dunkelblauen Augen, die zuweilen noch ein beinahe jugendliches Feuer besaßen, an manchen Tagen eher wie

ein Dreißiger wirkte, hatte seine freundschaftlichen Besuche bei Ihrer Exzellenz Frau von Bergen wieder aufgenommen und kam fast noch häufiger zu ihr, als vor der Reise, die Mutter und Tochter solange fernhielt. Damals in der langen Trauerzeit hatte er nicht stören wollen, es hatte ihm auch weh getan, seine junge Freundin Lore immer in schwarz zu sehen, und es war ihm auch nicht ganz leicht gefallen, seine Unterhaltung immer den Trauergewändern anpassen zu müssen und nicht so frisch von der Leber wegreden zu können, wie es ihm lag.

Nun aber war Gott sei Dank alles anders. Die Trauerkleider waren wie Lore es nannte, nicht nur bis zum nächstenmal, sondern für immer eingemottet, und da sie nun selbst wieder lachte und fröhlich war, konnte auch er durch seine kleinen Scherze und durch die kleinen Anekdoten, die er mit Vorliebe erzählte, sein Teil dazu beitragen, daß ihr Lachen nicht wieder verstummte. Und er hätte es auch sehr gern gesehen, wenn seine alte Freundin, Lores Mutter, wieder heiter und fröhlich gewesen wäre. Aber die war leider nicht annähernd so frisch von der Reise zurückgekommen, wie er es als selbstverständlich angenommen hatte, denn gerade heutzutage war es doch mehr als angenehm, daß die Lore eine Millionenerbschaft gemacht hatte. Um wie viele Millionen es sich handelte, wußte er allerdings nicht, aber das ging ihn ja auch nichts an, und er hütete sich, danach zu fragen, einmal, weil ihm jede Indiskretion ganz fern lag, dann aber auch, weil die beiden Damen es aus irgendwelchen Gründen anscheinend ängstlich vermieden, das Gespräch jemals auf die Erbschaft zu bringen, vielleicht, weil sie es im stillen befürchteten, er könne sich doch einmal verleiten

lassen, das, was sie ihm anvertrauen würden, seinen Bekannten oder seiner Hausdame, Fräulein von Döhring, wiederzuerzählen. Das wäre natürlich vollständig ausgeschlossen gewesen, aber trotzdem wartete er es ab, bis der Zufall vielleicht einmal die Rede auf die Erbschaft bringen würde, schon damit ihm die beiden Damen dadurch das gleiche Vertrauen bewiesen wie er ihnen, denn er hatte es sich in der letzten Zeit noch mehr als schon früher angewöhnt, seine eigenen Angelegenheiten und alles, was ihn bedrückte oder beschäftigte, mit ihnen zu besprechen und ihnen sein Herz auszuschütten, wenn es ihm gar zu voll war, ganz besonders aber, wenn er sich einmal wieder über seine Hausdame hatte ärgern müssen. Und eigentlich und uneigentlich ärgerte er sich jeden Tag den ganzen Tag über sie, denn es war und blieb seine ehrlichste Überzeugung, daß ihn der Teufel mitsamt seiner Großmutter hatte reiten müssen, als er gerade dieses Fräulein von Döhring zu sich in das Haus nahm, nein nehmen mußte, um dadurch der ihm angedrohten Zwangseinquartierung zu entgehen. Nun hatte er die auf dem Hals, und wenn sie es mit ihren Pflichten auch sehr gewissenhaft nahm, sehr gut kochte und auch sonst auf das beste für ihn sorgte, sie machte ihm trotzdem das Leben zu einer ewigen Hölle, schon weil er es als Junggeselle bisher nicht gewöhnt gewesen war, dauernd ein weibliches Wesen um sich zu haben, noch dazu ein so altes, denn mit vierzig Jahren war ein immer unverheiratet gewesenes weibliches Wesen doch schon uralte.

Und eine ganz besondere Wut hatte er auf Fräulein von Döhring, weil sie ihn zwang, sich, um sie endlich wirklich los zu werden, schon jetzt mit Heiratsgedanken zu tragen, denn damit hatte er eigentlich noch lange

warten wollen. Er hatte mal einen Verwandten gehabt, der nun schon längst tot war, und der hatte ihm eines Tages erklärt: „Wer da heiratet, bevor er den ersten kleinen Schlaganfall erlitten hat, begeht einfach Selbstmord. Nach dem ersten Schlaganfall muß man aber heiraten, um durch die Pflege seiner Frau wieder ganz gesund zu werden und um bei dem zweiten Schlaganfall, der dem ersten ja unbedingt folgt, nicht auf eine bezahlte, fremde Pflegerin angewiesen zu sein.“

Das Wort hatte er sich gemerkt und dementsprechend bis heute auch noch keinen Selbstmord begangen, ja er war dem bisher mehr als ängstlich aus dem Wege gegangen. Nun aber zwang ihn dieses Fräulein von Döhring, wenn auch nur indirekt, schon jetzt dazu, sich selbst zu morden, schon jetzt, wo er noch nicht den allerkleinsten ersten Schlaganfall gehabt hatte, und wo zu einem solchen nach dem Ausspruch seines Arztes, von dem er sich zu dem Zweck letztthin sehr genau hatte untersuchen lassen, auch noch nicht die leisesten Anzeichen vorhanden waren.

Und zu dem Verdruß, ganz gegen seinen eigenen Willen schon jetzt heiraten zu müssen, gesellte sich noch eine Sorge, die bange Frage, wo und wie er eine Frau finden sollte, die in jeder Hinsicht zu ihm paßte, und die erst recht in jeder Hinsicht seinem Geschmack entsprach. Hübsch, am liebsten sehr hübsch, mußte sie sein, und natürlich durch und durch Dame, wirtschaftlich und sparsam, aber auch nicht geizig, denn darunter würde seine Verpflegung zu leiden haben, und das wollte er nicht, denn er aß sehr gern gut und reichlich. Und außerdem mußte seine spätere Frau seiner Paula wegen natürlich sehr hundelieb sein. Ja wirklich, wo fand er hier, zu-

mal die Auswahl nicht allzu groß war, so schnell eine für ihn passende Frau? Früher, als das alles nach seiner Ansicht für ihn noch in weiter Ferne lag, hatte er sich das viel einfacher gedacht und sich gesagt: „Kommt Zeit, kommt Rat, und ist es erst soweit, dann ergibt sich alles andere von selbst.“ Nun aber kam er so langsam zur Einsicht und Erkenntnis, daß sich alles nur von selbst entwickelt, wenn man diese Entwicklung selbst sehr energisch in die Hand nahm, oder wenn man einen Dritten hatte, der einem dabei half. Und dieser Dritte war oder konnte für ihn nur seine junge Freundin Lore werden, denn als er gestern abend in seinem Klubsessel, seine Pfeife rauchend, über das Leben im allgemeinen und über die wahrhaft sündhaft teuren Zigarrenpreise im besonderen nachgedacht hatte, war ihm plötzlich wieder eingefallen, daß Lore ihm bei der ersten Begrüßung, als er ihr von seinen Heiratsabsichten sprach, erklärte, einen solchen wichtigen Entschluß dürfe er nicht allein durchführen, da wolle und müsse wenigstens sie, wenn nicht auch ihre Mutter, ihm mit Rat und Tat zur Seite stehen.

Nun war er auf dem Wege zu ihr, um sie zu bitten, ihm auch wirklich zu helfen und sich unter ihren Freundinnen oder unter den ihr sonst bekannten jungen oder auch unter den ein ganz klein wenig älteren jungen Mädchen nach einer Frau für ihn umzusehen. Und je eher die Lore ihn auf die richtige Jungmädchenfährte brachte, desto dankbarer würde er ihr sein, denn Fräulein von Döhring entwickelte sich nach seiner festen Überzeugung immer mehr zu einer spinösen alten Jungfer, obgleich sei eigentlich in mancher Weise gar nichts Altjüngferliches an sich hatte. Aber trotzdem hatte er sich in den letzten vierundzwanzig Stunden

schon wieder über sie ärgern müssen, und dabei hatte er doch genug mit seiner Paula zu tun.

Zum erstenmal dachte er auf seinem Wege jetzt wieder an die, und als er es getan, sah er sich gewohnheitsgemäß nach ihr um, aber selbstverständlich war auch jetzt wieder nichts von ihr zu erblicken. So holte er denn seine kleine silberne Pfeife aus der Tasche und pfiß und pfiß, aber die Paula blieb unsichtbar und ließ auch nicht die kleinste Spitze ihres langen Dackelschwanzes oder ihrer langen Dackelohren blicken.

„So'n Frauenzimmer, so'n verflixtes, verbummeltes, verludertes und liederliches Frauenzimmer wie die Paula gibt es weiß Gott nicht zum zweitenmal auf der Welt!“ schalt er im stillen vor sich hin und war dabei doch stolz darauf, daß seine Paula eine solche Bummelantin war. So pfiß er denn weiter, sehr froh darüber, daß er pfeifen mußte, denn da hatte Fräulein von Döhning ja recht, wenn sie ihm zuweilen vorhielt, seine ganze Beschäftigung bestände darin, nach seiner Paula zu pfeifen.

Ja, das war wirklich seine ganze Tätigkeit am Tage, und wenn er erst einmal nicht mehr würde pfeifen müssen, dann hatte er tatsächlich nichts mehr auf der Welt zu tun und konnte ebensogut den ganzen Tag über im Bett liegen bleiben.

So pfiß er denn weiter, bis schließlich nicht nur ihm, sondern auch seiner kleinen Pfeife die Puste ausging, aber gerade als er sich umsah, ob nicht irgendein Laden in der Nähe wäre, in dem er sich neue Puste kaufen könnte, fiel ihm wieder ein, daß er ja heute seinen Dackel, der sich nicht ganz wohl gefühlt, hatte zu Hause lassen müssen. Darum war der also heute, folgsam

wie er sonst wenigstens zuweilen war, auf seinen Lockruf nicht erschienen, und er schämte sich nun beinahe, ihm vorhin durch sein Fluchen und Schelten so unrecht getan zu haben. Na, das würde er nachher, wenn er wieder zu Hause war, soweit er es nur konnte, wieder gut zu machen versuchen. Daran aber, daß er seine Paule heute völlig ungerechterweise in dem Verdacht der Unfolgsamkeit gehabt hatte, war einzig und allein Fräulein von Döhring schuld, denn wenn er sich in seinen Gedanken nicht soviel mit der hätte beschäftigen und nicht soviel über die ärgern müssen, hätte er darüber nicht seine treueste Freundin und alles, was sie betraf, vergessen.

So setzte er seinen Weg fort und erreichte nach einer kleinen Viertelstunde endlich die kleine Villa, in der Ihre Exzellenz, Frau von Bergen, das erste Stockwerk bewohnte. Auf Grund freundschaftlichen Übereinkommens brachte der Major seinen Hund nie mit in die Wohnung, sondern nahm ihn im kleinen Vorgarten an die Leine und befestigte diese an einem in der Mauer eingelassenen Haken. Das wollte und das mußte er auch heute natürlich tun. So holte er denn die Leine hervor und sah sich nach seiner Paula um, aber die war natürlich wieder nicht da. Gleich darauf zog er seine silberne Pfeife hervor und pfiff nach allen vier Himmelsrichtungen sein „Pfcht-pfcht“, während er dabei abermals im stillen über dieses verdammte liederliche Frauenzimmer schalt, bis ihm endlich erneut einfiel, daß er das ja hatte zu Hause lassen müssen. Und daß er das schon wieder hatte vergessen können, erfüllte ihn plötzlich mit der größten Unruhe. Wie war das nur möglich? Er war doch noch im Vollbesitz seiner besten körperlichen und geistigen Kräfte, er war weder ein zerstreuter Professor, noch eine sonst irgendwie komische Figur, und er wollte

und durfte das nun, da er auf Freiersfüßen zu gehen beabsichtigte, auch in keiner Weise werden. Was war denn nur in ihn gefahren, daß er sich in seiner Konfusion heute selbst kaum wiedererkannte? Sollten bei dem vielen Ärger und Verdruß, den er täglich hatte, und bei allem, was ihn jetzt immer beschäftigte, seine geistigen Kräfte anfangen, etwas nachzulassen, sollten das die ersten Anzeichen der beginnenden Gehirnarterienverkalkung und des ersten dann bald folgenden Schlaganfalles sein? Da wurde es wirklich die allerhöchste Zeit, sehr ernstlich an das Heiraten zu denken, da mußte er auch heute seine junge Freundin Lore noch dringender, als er es sich ohnehin vorgenommen hatte, bitten, ihm bei der Auswahl seiner späteren Frau behilflich zu sein.

Mit diesem Vorsatz stieg er, nachdem er sich unten im Garten etwas von seinem ersten Schrecken über die Veränderung seines geistigen Zustandes erholt hatte, die Treppen empor und wurde von Lore allein empfangen, die ihre Mutter, da diese einen starken Migräneanfall habe, entschuldigte. Und am liebsten hätte auch sie selbst einen solchen gehabt oder wenigstens einen solchen vorgeschützt, um heute den alten Freund nicht annehmen zu müssen, denn sie mußte am Vormittag noch in die Stadt, um einige wichtige Besorgungen zu machen, die sie am Nachmittag nicht erledigen konnte, da sie an dem mit der Mutter, die bis dahin ihre Migräne ganz einfach los sein mußte, und der sie zu diesem Zweck größere Mengen Aspirin, Tonal und ähnliches zu schlucken gegeben hatte, zu einem Tanztee in das Offizierskasino eingeladen war. Ja, sie hatte, als sie unten im Garten den Dackelpfiff des Majors hörte, sehr ernstlich daran gedacht, sich durch das Mädchen verleugnen zu lassen, ihn dann aber doch auf den ausdrücklichen Wunsch der

Mutter hin angenommen und saß ihm nun gegenüber, während sie im stillen fortwährend dachte: Na, hoffentlich bleibt er nicht zu lange, und ebenso hoffentlich hat er heute nicht zuviel auf dem Herzen, das er sich heruntersprechen muß.

Aber das war, ohne daß Lore etwas davon ahnte, doch der Fall, nur wußte der Major, nachdem er sein herzlichstes Bedauern über das schlechte Befinden Ihrer Exzellenz, seiner sehr verehrten Freundin, ausgedrückt und daran die Hoffnung für baldigste Besserung geknüpft hatte, nicht so recht, wie und womit er nun den Anfang machen sollte, und daß er sich darüber nicht klar werden konnte, lag noch mit an dem Schrecken, der ihm vorhin über seine Gedächtnisschwäche in die Glieder gefahren war, und den er noch lange nicht vollständig überwunden hatte. So sprach er denn mehr als konfus zunächst von seinen häuslichen Sorgen, damit Lore seinen Wunsch nach einer baldigen und beschleunigten Verlobung und Heirat nachher besser begriffe und ihm dabei desto energischer hülfe. Er redete abwechselnd von sich, von seiner Paula und von Fräulein von Döhring, er warf alles in- und durcheinander, bis er plötzlich meinte: „Und denken Sie nur, Fräulein Lore, die ist jetzt, seitdem ich der hohen Zigarrenpreise wegen hauptsächlich nur noch Pfeife rauche, so empfindlich gegen den Rauch geworden, daß sie es im Zimmer bei mir nicht mehr aushält und daß sie die ganze Nacht hustet.“

Davon, daß ein Hund so empfindlich gegen den Tabaksqualm sein könnte, hatte Lore noch nir etwas gehört, das aber lag in diesem besonderen Falle sicher nur daran, daß der Hund eine Hundedame war, und so meinte

sie denn: „Warum gehen Sie da nicht einmal mit ihr zum Tierarzt, Herr Major?“

Der blickte sie nicht nur mehr als überrascht, sondern beinahe etwas vorwurfsvoll an, bevor er sie nun seinerseits fragte. „Mit Fräulein von Döhring zum Tierarzt? Das ginge doch wohl nicht, Fräulein Lore, denn ich sprach von der, und ich glaube, sie hat es sich in den Kopf gesetzt, mir zu Hause das Rauchen überhaupt ganz abzugewöhnen.“

„Das würde ich mir aber unter gar keinen Umständen abgewöhnen lassen, Herr Major!“ rief Lore energisch, da sie wußte, ein wie leidenschaftlicher Raucher er war.

„Das werde ich auch nicht tun,“ pflichtete der Major ihr bei, „eher lasse ich mir meine sämtlichen Zähne aus dem Munde nehmen, als die Pfeife oder die Zigarre. Selbst die Paula hat den Kopf geschüttelt, als ich ihr erzählte, Fräulein von Döhring könne mir angeblich meines Rauchens wegen des Abends keine Gesellschaft mehr leisten,“ um gleich darauf zu fragen: „Habe ich Ihnen übrigens schon erzählt, daß sie einen total verdorbenen Magen und sich heute morgen dreimal erbrochen hat?“

„Das kommt vielleicht doch von dem vielen Einatmen des Tabaksrauches, Herr Major, aber sie kann sich ja ein paar Teller Haferschleimsuppe kochen —“

Noch überraschter als vorher sah der Major sie an: „Die Paula soll sich eine Suppe kochen, Fräulein Lore? Gewiß ist die selten klug und begabt, aber daß sie selbständig kochen kann, glaube ich denn doch nicht.“

Lore mußte unwillkürlich lachen: „Aber ich mußte doch annehmen, Sie sprächen von Ihrer Hausdame, Herr Major!“

Der machte eine geringschätzende Handbewegung, die bedeuten sollte: ach was, um die mache ich mir nicht soviel Sorgen. Und dann sagte er nach einer kleinen Pause: „Denken Sie sich nur, Fräulein Lore, als ich heute von Hause fortging, hat sie mich gar nicht begleitet.“

Diesesmal blickte Lore ganz überrascht auf: „Das wußte ich ja aber gar nicht, Herr Major, daß Fräulein von Döhring das jetzt jeden Morgen tut.“

„Aber Fräulein Lore,“ schalt der Major, „ich spreche doch von der Paula.“

„Ja, das konnte ich aber wirklich nicht wissen, Herr Major,“ verteidigte Lore sich, um gleich darauf zu fragen: „Wenn Ihre Paula Sie aber nicht begleitet hat, wenn die also, wie ich vermute, zu Hause geblieben ist, warum haben Sie denn vorhin bei Ihrem Kommen unten im Garten nach ihr gepfiffen?“

„Weil ich heute mehr als konfus bin, Fräulein Lore, und weil es mir etwas so Ungewohntes ist, ohne den Hund gehen zu müssen, daß ich in dem Glauben lebte, er wäre auch heute bei mir. Deshalb bin ich auch einmal unterwegs stehen geblieben und habe nach ihm gepfiffen. Dann erst fiel es mir wieder ein, daß er zu Hause in seinem Korb läge, aber als ich hier vor dem Hause ankam, hatte ich das schon wieder vergessen.“

Lore unterdrückte das Lachen, das wieder in ihr aufsteigen wollte, und sah statt dessen ihren Besucher

mit wirklicher Teilnahme an: „Das geht nicht mit rechten Dingen zu, Herr Major, denn Sie sind doch sonst nicht so. Da muß also etwas Besonderes vorliegen, und deshalb erzählen Sie mir nun bitte, aber ganz zusammenhängend, was los ist.“

Und der Major erzählte ihr, jetzt wirklich ganz vernünftig, was ihn auf dem Wege hierher beschäftigt hatte, und er schloß mit den Worten: „Verhelfen Sie mir, bitte, bald möglichst zu einer netten hübschen jungen Frau, Fräulein Lore. Sie selbst haben mir am Tage nach Ihrer Rückkehr das Kompliment gemacht, ich sähe noch, na sagen wir mal, leidlich passabel aus, und ich fühle mich auch noch jung. Ich habe immer vernünftig gelebt, nie darauflos gewüstet, weder in punkto Wein, noch in punkto Weiber, wenngleich ich auch in beiden Hinsichten, wenn man so sagen kann, niemals ein Kostverächter gewesen bin und mich nicht tugendhafter machen will, als ich es war. Aber ich glaube, auch eine junge Frau noch glücklich machen zu können, und wenn Sie unter den Ihnen befreundeten oder bekannten jungen Mädchen eine wissen, die Sie mir empfehlen können, und von dem Sie glauben, daß es Lust hätte, meine Frau zu werden, dann, bitte, denken Sie an mich.“

Während der Major zu ihr sprach, hatte Lore ihn aufmerksamer als je gemustert und mußte ihm, wenn auch heute nur im stillen, wieder das Zeugnis ausstellen, daß er tatsächlich sehr gut aussah, und daß man ihm seine Jahre in keiner Weise anmerkte. Dazu kam seine gute Figur und seine Art, sich anzuziehen. Warum sollte er da kein nettes junges Mädchen finden, das ihn gern heiratete, zumal er einen guten adeligen Namen besaß und ja auch in gesicherten finanziellen Verhältnisse lebt?

So meinte sie, als er geendet: „Schön, Herr Major, was ich tun kann, tue ich sehr gern, schon um Sie von Ihrer Hausdame zu befreien, obgleich die mir persönlich, wie ich Ihnen schon oft sagte, alles andere als unsympathisch ist, und obgleich ich glaube, daß Sie sich etwas absichtlich und künstlich immer aufs neue gegen sie in Wut hineinreden. Doch das ist lediglich eine Vermutung von mir, und wie weit die stimmt, können ja nur Sie allein entscheiden, das geht mich auch alles nichts an. Auf jeden Fall will ich gleich heute nachmittag bei dem Tee im Kasino, von dem ich Ihnen ja schon in den letzten Tagen erzählte, für Sie Umschau halten.“

„Das wäre wirklich mehr als liebenswürdig von Ihnen, Fräulein Lore,“ dankte er voller Begeisterung, um gleich darauf hinzuzusetzen: „Da ist es ja ein mehr als glücklicher Zufall, daß ich mich gerade heute unter vier Augen so offen gegen Sie aussprechen konnte, und es ist weiter ein glücklicher Zufall, daß schon heute nachmittag der Tanztee stattfindet, den ich, obgleich ich an allen Ihren Freuden herzlichen Anteil nehme, offen gestanden bereits wieder vergessen hatte. Aber das kommt davon, daß mir jetzt so vieles andere im Kopf herumgeht, hoffentlich trägt mein Gehirn dadurch keinen dauernden Schaden davon.“

„Das wird es schon nicht,“ tröstet Lore ihn, und wenige Minuten später verabschiedete der Major sich, nachdem er Lore gebeten hatte, Ihrer Exzellenz, seiner Freundin, seine besten Empfehlungen zu übermitteln, und nachdem er Lore, ohne dabei nochmals auf seine persönlichen Wünsche zurückzukommen, für den Nachmittag viel Vergnügen und die meisten Tänzer gewünscht hatte.

Der Major verabschiedete sich wie immer mit einem ritterlichen Handkuß von ihr, trotzdem ein solcher ihr dem unverheirateten jungen Mädchen offiziell nicht zustand, dann ging er die Treppe hinunter, zuerst bis zur Haustür, dann, nachdem er diese geöffnet, die nach dem Vorgarten hinunterführenden steinernen Stufen, aber als er die hinunterschritt, bekam er plötzlich so etwas Ähnliches wie einen Schwindelanfall, nein, das nicht, aber seine Beine versagten ihm mit einemmal ihren Dienst, so daß sie ihm unter seinem Leibe wegrutschten, und daß er sich gegen seinen Willen auf eine der Stein-
stufen setzte, das noch dazu in einer Weise, die ihm unter anderen Umständen sicher einen mordsmäßigen Fluch, oder einen halblauten Schmerzensschrei entlockt hätte.

Aber er tastete sich zunächst lediglich auf seinen Steißknochen, um sich davon zu überzeugen, ob von dem noch etwas heil geblieben wäre, und um den zur Besänftigung zu streicheln und zu massieren, dann machte er mit seiner rechten Hand vor seinen beiden Augen allerlei merkwürdige Bewegungen, so wie es einer tut, wenn es ihm plötzlich vor den Augen flimmert und wenn er die dunklen Punkte, oder was ihm sonst vor den Augen herumtanzt, wieder verjagen will. Aber er mochte mit seinen Händen wedeln soviel er wollte, die Flimmerei hörte nicht auf. Was er gesehen hatte, sah er auch jetzt noch, und da wurde ihm in erschreckender Weise erst ganz klar, wie krank er war. Der erste Schlaganfall, der ja immer vom Gehirn ausgeht, stand ihm viel näher bevor, als er es für möglich gehalten hätte, er litt schon jetzt an Halluzinationen und an Wahnvorstellungen, denn anders war es doch gar nicht zu erklären, daß er ganz deutlich seine Paula, die mit einer Hundeleine an dem für sie in

die Mauer eingelassenen Haken angebunden war, zu sehen glaubte, nein tatsächlich sah, wenn seine Pupillen ihn nicht doch täuschten.

Er sah seine Paula mit ganz großen Augen an, und die ihn womöglich mit noch größeren, und in denen las er ganz deutlich die stumme Frage: Nanu, alter Freund, was machst du denn heute für Geschichten?

Und als die Paula darauf keine Antwort erhielt, machte sie jetzt „Wau-wau!“

Der Major schob sich den Hut zurück und wischte sich die heiße Stirn. Er stand, oder richtiger gesagt, er saß vor einem Rätsel, das er nicht begriff, dessen Lösung über seinen Horizont ging. Wie kam die Paula hierher? Das verstand er nicht, so daß er sich jetzt fragte: Sollte sie dich heute morgen doch begleitet haben, und hast du sie vorhin doch selbst mit der Hundeleine hier angebunden? Aber nein, besann er sich gleich darauf, das hatte er nicht getan, das wußte er genau. Und nun war die Paula trotzdem da, wie kam die hierher?

Mühsam erhob er sich endlich mit seinem gestoßen und geschundenen Achterstegen von seinem Platz und humpelte auf seinen Dackel zu, um diesen zu fragen: „Sag' mal, Paula, bist du es selbst, oder bist du nur dein bellender Geist?“

Aber der Hund machte nur erneut „Wau-wau“, so daß der Major sich jetzt über ihn beugte, um durch eine Berührung mit den Händen festzustellen, ob und was er denn eigentlich vor sich habe. Da aber, als er sich gebückt hatte, bemerkte er im Halsband einen kleinen

mit einem Bindfaden befestigten Zettel, und als er den losgelöst, las er: „Sehr geehrter Herr Major! Ihre Freundin Paula hat sich sehr schnell wieder erholt und kratzt beständig an die Tür, zum Zeichen, daß sie hinaus und zu Ihnen will. Da ich weiß, daß Sie um diese Stunde noch bei Ihrer Exzellenz sind, schicke ich Ihnen die Paula durch das Mädchen dorthin und lasse sie an die Leine legen, damit Sie sie bei Ihrem Fortgehen vorfinden und damit Sie früher, als Sie es gehofft, die Freude des Wiedersehens haben und mit ihr noch den gewohnten Spaziergang machen können. Ihre Pauline von Döhning.“

Es gab Tage, an denen der Major Fräulein von Döhning nach Möglichkeit aus dem Wege ging, so daß sie dasselbe tun mußte, und daß sie sich das, was sie sich unbedingt zu sagen hatten, einander schrieben. So hatte der Major schon manchen Brief und schon manchen Zettel von seiner Hausdame erhalten, aber noch nie einen, der ihm eine solche Freude bereitete wie dieser. Und daß sie ihm nun den Hund schickte, noch dazu mit so freundlichen Worten, das söhnte ihn beinahe etwas mit ihr und mit der Tatsache aus, daß sie überhaupt hatte auf die Welt kommen müssen, was er schon oft für überflüssig gefunden. Ja, jetzt gestand er sich sogar ein, daß Fräulein von Döhning vielleicht zuweilen auch ihre guten Eigenschaften habe, und daß er im stillen der Lore nicht ganz unrecht gab, wenn sie vorhin behauptete, er rede sich vielleicht zuweilen absichtlich etwas in Zorn und Wut gegen sie hinein.

Aber das war natürlich kein Grund, nicht trotzdem zu wünschen, daß sie seine Wohnung baldmöglichst für immer verlasse, um seiner späteren Frau Platz zu ma-

chen, und er war sehr froh und glücklich, daß er die Heiratsangelegenheit nun definitiv Lores hübschen Händen anvertraut hatte.

So wollte er sich denn jetzt mit seiner Paula auf den gewohnten Spaziergang machen, aber kaum hatte er zu dem Zweck die Gartentür geöffnet, und kaum war seine Paula, von der Leine befreit, auf die Straße gekommen, als sie auch schon gleich darauf in großen Sätzen davonjagte und um die nächste Ecke verschwand, so daß ihm nichts anderes übrig blieb, als seine silberne Pfeife hervorzuholen und auf der hinter ihr her zu pfeifen.

Und dieses laute „Pfcht-pfcht“ drang hinauf zu Lores nach dem Garten hinaus gelegenen Zimmer, so daß Lore, die ja nicht wußte, daß er seinen Hund im Garten vorgefunden hatte, zuerst hell auflachte, bis sie sich sagte. „Der gute Major fängt, weiß Gott, ganz plötzlich und für seine Jahre doch eigentlich viel zu früh an, etwas sonderbar zu werden. Nun hat er es schon wieder vergessen, daß sein Dackel krank zu Hause in seinem Korb liegt, und bildet sich ein, der wäre ihm wie immer, sobald er die Gartentür hinter sich hat, fortgelaufen. Na, daß er heute einen etwas merkwürdigen Eindruck gemacht hat, darfst du natürlich nicht erzählen, wenn du heute nachmittag eine deiner Freundinnen für ihn zu interessieren versuchst.“

Nach einem letzten Blick in den Spiegel verließ sie, da sie sich inzwischen zum Ausgehen fertig gemacht hatte, das Zimmer, um sich nun, bevor sie fortging, noch einmal nach ihrer Mutter umzusehen. Und zu ihrer Freude stellte sie fest, daß diese, eine große schlanke Fünfzigerin, ihr Bett bereits verlassen hatte und mit dem

Ankleiden beschäftigt war, so daß sich ihr unwillkürlich ein lautes „Gott sei Dank!“ entrang.

Doch diese ihre Freude wurde sofort wieder gedämpft, denn die Mutter gab ihr mit müder Stimme zur Antwort: „Gott sei Dank nicht zu früh, Lore, denn ich weiß immer noch nicht, ob es mir möglich sein wird, dich heute nachmittag zu begleiten.“

Lore hatte ihre Mutter sehr lieb, trotzdem wurde sie jetzt ernstlich böse und rief ihr zu: „Das mußt du ganz einfach, Mutter, jawohl, das mußt du, selbst wenn du dir einbilden solltest, dich noch so elend zu fühlen, denn du darfst nicht vergessen, daß der Arzt auch mir wiederholt gesagt hat, du könntest mit einiger Energie etwas gegen deine Leiden ankämpfen! Deshalb sage ich dir nochmals, du mußt mich ganz einfach begleiten. Allein, ohne dich, kann ich nicht zu dem Tee gehen, denn der ist doch nicht bei einer meiner Bekannten, sondern im Kasino. Was sollten die Offiziere wohl von mir denken, wenn ich da ohne dich erschiene? Das wäre mehr als unpassend, ich müßte also im letzten Augenblick noch absagen, wenn du wirklich zu Hause bleibst. Na, und das erkläre ich dir schon jetzt, Mutter,“ schloß sie, sehr energisch werdend, „wenn du mir die Freude verdirbst, heute endlich einmal wieder ordentlich tanzen zu können, spreche ich in den nächsten acht Tagen kein freundliches Wort mit dir.“

„Aber bedenke doch, Lore, welche Konsequenzen es für uns hat, wenn wir den Tee besuchen,“ warf die Mutter ein. „Wir müssen uns dafür revanchieren, wir müssen nicht nur die Verheirateten einmal wieder zum Tee zu uns laden, sondern auch die Unverheirateten einmal des

Abends zu uns bitten, und bedenke, was das heutzutage kostet."

Lore stampfte mit dem hübschen schmalen Fuß auf den Teppich: „Wenn ich nicht schon den Hut auf hätte, Mutter, würde ich mir die Haare raufen, obgleich ich mich dann hinterher neu frisieren müßte. Aber was täte es, ich tät's, denn es ist mit dir wirklich zum Verzweifeln. Wenigstens achtundvierzigdutzendmal habe ich dir schon erklärt, daß alle deine Befürchtungen und Vermutungen ganz grundlos sind, und daß die heutige Tanzerei im Kasino mit unserer Rückkehr von der Reise nicht das geringste zu tun hat. Die Offiziere haben es mir selbst erzählt, die haben schon lange einmal wieder tanzen wollen, aber es ist bisher immer wieder etwas dazwischen gekommen. Wenn es den Unverheirateten paßte, hatte der eine oder der andere von den Verheirateten etwas anderes vor, oder umgekehrt. Heute klappt nun glücklicherweise einmal alles, und wenn du glaubst, daß die Offiziersfamilien und die Junggesellen darauf warten, wir würden sie wiedereinladen, so sage ich dir nun zum tausendsten- und allerletztenmal, die haben nie daran gedacht und tun es erst recht nicht, seitdem Anke sie draußen auf dem Tennisplatz darüber aufgeklärt hat, daß ich gar keine Millionen geerbt habe!"

Die Mutter hatte ihr Kind ruhig zu Ende sprechen lassen, jetzt aber meinte sie: „Gewiß, deine Freundin hat die Herren aufgeklärt, aber du weißt ja am besten, mit welchem negativen Erfolg. Hast du mir nicht selbst erzählt, es wäre draußen auf dem Platz an dem Nachmittag, als du dich mit Fräulein Richter und mit Herrn von Kammler, oder wie er sonst heißt, unterhieltest, auf einem der Plätze so hell und übermütig gelacht worden,

daß du dich im stillen fragtest, was mag es du nur so Lustiges geben? Und hinterher hast du dann von Anke erfahren, die anderen hätten nur deshalb so schallend gelacht, weil Anke ihnen auf deine Bitten hin von der fehlgeschlagenen Erbschaft sprach."

"Das ist ja leider richtig," stimmte Lore, im Augenblick etwas kleinlaut, der Mutter bei, bis sie nun gleich darauf bestimmt und energisch fortfuhr: „Ob die Herren gelacht haben oder nicht, das geht mich nichts an. Ich habe meine Pflicht getan und ihnen die Wahrheit sagen lassen. Glauben sie es nicht, dann nicht, einmal werden sie es schon glauben müssen, und sie würden es schon jetzt tun, Mutter, wenn du mich etwas dabei unterstütztest. Statt dessen hüllst du dich allen unseren Bekannten gegenüber in ein geheimnisvolles Schweigen, gibst auf Fragen unbestimmte und unklare Antworten und hast selbst unseren alten Freund, den Major, noch nicht über den wahren Sachverhalt aufgeklärt, ja, du hast es mir sogar direkt verboten, ihm meinerseits offen zu sagen, wie die Sache steht. Und dabei bin ich nach wie vor der Ansicht, daß man in Geldsachen gar nicht wahr und ehrlich genug sein kann. Nun aber entschuldige mich bitte, es wird die höchste Zeit, daß ich gehe, wenn ich halbwegs pünktlich zu Tisch wieder da sein soll. Und das sage ich dir zum Abschied noch einmal, wenn nachher deine Migräne und deine Kopfschmerzen nicht ganz fort sind, und wenn du mich dadurch zwingst, dem Tee im Kasino fern zu bleiben, dann spreche ich in den nächsten vierzehn Tagen keine Silbe mit dir, das mache dir bitte klar."

So, das wird schon helfen, sagte Lore sich, nachdem sie gegangen war, denn sie wußte, daß man ihrer

Mutter zuweilen sehr energisch gegenübertreten mußte, damit sie sich von ihren zum großen Teil eingebildeten Leiden nicht noch mehr unterkriegen ließ, als sie es ohnehin schon tat. Und in der frohen Erwartung, daß ihre Mutter nachher wieder ganz gesund sein würde, schritt sie nun bei dem denkbar schönsten Wetter durch die Straßen, um ihre Besorgungen zu erledigen.

Und sie wollte gerade wieder einen Laden betreten, als sie mit ihren scharfen Augen, wenn auch noch in einiger Entfernung, Leutnant von Kölling kommen sah. Gewiß, er war es, aber trotzdem hätte sie ihn beinahe nicht wiedererkannt, denn er machte ein so sonderbares Gesicht und trug auch sonst ein so seltsames Benehmen zur Schau, daß sie daraus nicht klug wurde. In seinen Mienen zuckte es fortwährend, wie in denen eines Schwerkranken, und der Ausdruck wechselte beständig, in der einen Sekunde war es der einer tödlichen Angst und in der nächsten der eines gewaltsam, aber trotzdem nicht völlig unterdrückten Lachens. Und ebensowenig wie seine Mienen, hatte er seine Glieder in der Gewalt, er schauerte beständig zusammen und preßte dabei ganz fest beide Arme dicht an seinen Leib, um gleich darauf blitzschnell mit der einen oder der anderen Hand nach irgendeiner Stelle seines Oberkörpers zu greifen.

Was hatte das zu bedeuten? Da fiel ihr unwillkürlich ein armer Krieginvalide ein, den sie vor Jahren einmal gesehen hatte. Der arme Teufel war lange Zeit in einem mit feindlichem Gas angefüllten Graben verschüttet gewesen, und seit der Zeit flog und zitterte alles an ihm wie Espenlaub. Sollte auch Kölling etwas Ähnliches im Kriege durchgemacht haben und stellten sich die Folgen noch nachträglich von Zeit zu Zeit bei ihm ein,

wie ja auch ein Mensch, der einmal das Malariafieber hatte, es nie wieder ganz los wird, sondern hin und wieder einen neuen Anfall bekommt?

Aber in Wirklichkeit hatte die dicke Ente etwas ganz anderes. Ihm graute entsetzlich vor der Viertelstunde, die vielleicht sogar noch länger als fünfzehn Minuten dauern würde, die ihm nachher, wenn er erst dort war, im Kasino bevorstand. Das aber war, wie er sich offen und ehrlich eingestand, einzig und allein seine Schuld, denn wie hatte er damals nur so dumm sein können, zu behaupten, es gäbe nur einen unfehlbaren Weg, um sich die Gunst eines Millionenmädels zu erringen? Nun gaben die Kameraden keine Ruhe mehr und verlangten unbedingt von ihm, er solle ihnen sein Geheimnis verraten. Und so lange und so energisch hatten sie ihn mit ihren ausgestreckten Zeigefingern bedroht, bis er ihnen schließlich versprach, ihnen ihren Wunsch zu erfüllen, aber nicht gleich, sondern erst am Tage des Tanztees. Da hatten die anderen sich zufrieden gegeben, ohne glücklicherweise erst zu fragen, warum er diesen Aufschub verlange. Das aber tat er, weil er die Wahrheit unter gar keinen Umständen eingestehen, diese für sich behalten und sich bis zu der von ihm verlangten Frist etwas anderes ausdenken wollte und mußte. Was brauchten die anderen zu wissen, daß ein Kamerad eines Friedensregiments ihm einmal eingestand, er habe sich seine sehr reiche Frau lediglich dadurch erobert, daß er ihr, im Gegensatz zu den anderen Bewerbern, zwar in sehr höflicher, aber trotzdem in sehr bestimmter und energischer Form stets widersprochen habe, das selbst dann, wenn eigentlich zum Widerspruch gar keine Veranlassung vorgelegen und das nur, um dadurch den Anschein zu erwecken, daß ihm an der Gunst oder Nicht-

gunst des gefeierten jungen Mädchens absolut nichts gelegen sei. Einzig und allein dadurch hatte der Kamerad das reiche junge Mädel erobert, er selber aber hatte sich dieses einfache Mittel damals für alle Fälle gemerkt und es bei Fräulein von Bergen auch schon angewandt, noch dazu, wie er feststellen zu können glaubte, nicht ohne Erfolg, denn es war ihm nicht entgangen, daß sie ihn stets mit besonderer Freundlichkeit begrüßte und sich gern mit ihm unterhielt. Und das hätte sie sicher noch lieber und noch länger getan, wenn nicht die anderen Kameraden und wenn nicht namentlich Kammler, den, mit Respekt zu sagen, der Teufel holen oder den der Reichwehrminister bald in ein anderes Regiment versetzen sollte, immer dazugekommen wäre, soweit der sich nicht schon von Anfang an in ihrer Gesellschaft befand.

Nein, die Wahrheit gestand er den anderen unter gar keinen Umständen ein. Dafür war ihm glücklicherweise etwas anderes eingefallen, das natürlich nicht wahr war, aber trotzdem so klang und mit dem die Kameraden sicher das Gegenteil von dem erreichen würden, was sie erhofften. Aber das schadete auch nichts, das war sogar sehr gut, denn in der Liebe war und blieb sich jeder selbst der Nächste, und das alte Wort, wer die Braut heimführt, ist unter Kameraden ganz egal, hörte sich zwar sehr nett an, hatte aber in Wirklichkeit gar keine Geltung. Er wollte und würde den Kameraden nachher einen ganz gehörigen Bären aufbinden, aber leider war er auch zu der Erkenntnis gekommen, daß er das nicht so ohne weiteres tun dürfe, sondern sich sein Geheimnis, wie im Mittelalter ein Verbrecher, erst unter der Folter erpressen lassen müsse. Erzählte er, was er sich ausgedacht, so ohne weiteres, dann würde man ihm

nicht glauben und ihn mit Recht fragen: „Ja, wenn das alles ist, warum hast du das nicht gleich verraten, dafür hättest du doch keine Frist zu verlangen brauchen?“ Und er würde in den anderen den begründeten Argwohn erwecken, er habe sich den Aufschub nur deswegen ausbedungen, um etwas für sie erfinden zu können.

Eine schreckliche Viertelstunde stand ihm bevor, obgleich er sich für die, so gut er es nur konnte, vorbereitet hatte. Er hatte sich nicht nur die Achselhöhlen seines Rockes so dick mit Seidenpapier ausgelegt, daß er kaum die Arme bewegen konnte, sondern er hatte auch seinen Oberkörper mit Seidenpapier umwickelt und das mit einem dünnen Faden zusammengebunden. Was er tun konnte, um alle Rippen und die sonst noch besonders empfindlichen Stellen seines sterblichen Leichnams zu schützen, hatte er getan, trotzdem aber würde er, vorausgesetzt, daß seine Vorsichtsmaßregeln ihm überhaupt etwas halfen, wie ein Wilder schreien, wenn die Kameraden ihn sich erst vorgenommen hatten. Und nicht nur das, trotz der schützenden Papierhülle, die ihn umgab, fühlte er schon jetzt die Zeigefinger seiner Peiniger an seinem Körper, so daß er beständig zusammenzuckte und zusammenfuhr.

Na, wenn die Götter dir gnädig sind, begegnest du unterwegs keinem deiner Bekannten, damit nicht etwa gefragt wird, was heute denn nur mit dir los ist, dachte er, als er seine Wohnung verließ, und bisher waren die Götter ihm auch gnädig gewesen. Nun aber sah er Fräulein von Bergen, die ihm entgegenkam, ausgerechnet die, um derentwillen er nachher würde leiden müssen, und das ließ erst recht wieder den Gedanken an das, was ihm bevorstand, in ihm wach werden, so daß er ganz deutlich

fühlte, wie sein Gesicht und sein Oberkörper von neuen Zuckungen heimgesucht wurden.

Um eine Begrüßung mit ihr zu vermeiden, wäre er deshalb am liebsten auch auf die andere Seite der Straße gegangen, aber das wäre, da auch sie ihn sicher schon längst bemerkt hatte, mehr als unhöflich gewesen. Deshalb blieb er, wo er war, während er sich sagte: du sprichst sie ganz bestimmt nicht an, und daß sie als junges Mädchen das zuerst tut, ist doch ganz ausgeschlossen.

Unter anderen Umständen hätte Lore das natürlich auch nicht getan, aber jetzt konnte sie, ob sie wollte oder nicht, ihn nicht vorübergehen lassen, ohne ihm ein freundliches Wort der Teilnahme zu sagen, und deshalb fragte sie ihn nun: „Aber sagen Sie mir nur, Herr von Kölling, ich bin ja auf den Tod erschrocken, was ist Ihnen denn nur heute?“

So gut und soweit es ihm mit seinen ausgepolsterten Achselhöhlen möglich war, hatte er die rechte Hand zum Gruß an die Mütze erhoben, um Lore jetzt wie geistesabwesend anzustarren, obgleich sein Geist ihn keineswegs verlassen hatte, sondern vielmehr fieberhaft wie ein rasender Motor arbeitete, um eine wenigstens halbwegs glaubwürdige Antwort für sie zu finden. Aber er sah es ein, selbst für einen Wald voll Affen, obgleich er bei dem besten Willen nicht gewußt hätte, was mit dem anfangen, wäre ihm nichts eingefallen. Trotzdem, sagen mußte er etwas, wenn sie ihn nicht nur für geistesgestört, sondern auch noch für taubstumm halten sollte, und deshalb fragte er sie nun seinerseits, der Not gehorchend bei der Wahrheit bleibend: „Sagen Sie

bitte, gnädiges Fräulein, sind Sie schon einmal auf dem Wege gewesen, um sich halb tot kitzeln zu lassen?"

„Ob ich was bin?“ gab Lore mit großen verwunderten Augen zurück.

„Ihre Gegenfrage beweist mir, gnädiges Fräulein, daß Sie sich noch nie in einer ähnlichen Lage befunden haben, und da kann ich Ihnen nur mit dem Brustton der ehrlichsten Überzeugung sagen: seien Sie froh! Mir aber ist so mies, so entsetzlich mies, wie mir bisher selbst in der miesesten Stunde meines zuweilen sehr miesen Lebens noch niemals gewesen ist.“

„Ja, aber wenn dem so ist, wie Sie sagen, warum wollen Sie sich denn da mit aller Gewalt halbtot kitzeln lassen?“ warf Lore ein, während sie ihn, der mit seinen Gesichts- und Gliederzuckungen, die sie nun aus nächster Nähe sah, auf sie beinahe den Eindruck eines Menschen machte, der an Veitstanz leidet, voller Mitleid betrachtete.

„Davon, daß ich es will, kann doch gar keine Rede sein, gnädiges Fräulein, ich muß, und zwar Ihretwegen.“ Doch kaum hatte er das gesagt, da bekam er einen mordsmäßigen Schrecken und rief ihr mit flehender Stimme zu: „Bitte vergessen Sie, was Sie eben gehört haben, gnädiges Fräulein, denn ich schwöre Ihnen, Sie haben sich verhöhrt, denn selbstverständlich hat das, was mir bevorsteht, mit Ihnen nicht das geringste zu tun. Deshalb bitte ich Sie auch, sprechen Sie gegen keinen Menschen und namentlich heute nachmittag im Kasino gegen keinen der Kameraden davon, daß wir uns jetzt sahen und uns einen Augenblick unterhielten.“

„Das will ich gern tun, auf meine Verschwiegenheit können Sie sich verlassen,“ versicherte sie, um ihn, der einen ganz verstörten Eindruck auf sie machte, zu beruhigen.

„Tausend Dank für Speise und Trank, gnädiges Fräulein, und nicht wahr, nun entschuldigen Sie mich, denn ich habe versprochen, pünktlich zehn Minuten vor ein Uhr im Kasino zu sein, wo die Kameraden mich erwarten. Ich werde ja am Nachmittag die Freude haben, Sie wiederzusehen, und falls ich dann noch leben sollte, werde ich auch wieder ganz vernünftig sein.“

Gleich darauf verabschiedete er sich von ihr, und Lore ging ihren Weg weiter nach rechts, Kölling den seinen weiter nach links, aber je mehr er sich dem Kasino näherte, desto mehr verlangsamte er seine Schritte, schon weil er sich immer wieder im stillen fragte: Was mag Fräulein von Bergen nur von dir gedacht haben? Und wie hat dir nur so absolut nichts anderes einfallen können, daß du einfach sagen mußt, sie sei schuld daran, daß du deiner Hinrichtung entgegengehst? Na, glücklicherweise hatte sie ihm ja das feste Versprechen gegeben, am Nachmittag gegen niemanden etwas davon zu erwähnen. Da war er sicher, daß sie nicht die Wahrheit erfuhr, vorausgesetzt, daß jemand ihr die überhaupt verraten hätte, denn die durfte sie ebensowenig wissen, wie die Tatsache, daß die Idee zu dem tanzenden Tee einzig und allein von den Junggesellen und nicht, wie man ihr auf seinen Vorschlag hin eingeredet hatte, in der Hauptsache von den tanzlustigen verheirateten Damen ausgegangen sei. Ihr das zu erzählen, hatte man deshalb für besser gehalten, damit die Lore nicht zu früh erführe, wieviel ihnen allen

daran gelegen sei, daß sie sich möglichst bald im Kasino in dem Kreise der Offiziere wohl und heimisch fühle.

Der Schlag der Kasernenuhr erinnerte ihn daran, daß er keine Zeit mehr habe, seinen Gedanken nachzuhängen.

Noch dreimal holte er ganz tief Atem, dann betrat er das Kasino, um sofort den Kameraden, die bis auf Kammler bereits vollzählig versammelt waren und ihn bereits voller Ungeduld erwarteten, mit fester, energischer Stimme zu erklären: „Ich hatte mir bis zum heutigen Mittag eine Frist ausbedungen, um mir inzwischen nochmals in aller Ruhe zu überlegen, ob es mir möglich wäre, euren Wunsch zu erfüllen und euch zu verraten, was ihr zu wissen begehrt. Und da bin ich, für euch leider, zu der Erkenntnis gekommen, daß ich das, was ich euch eigentlich anvertrauen wollte, euch doch unter gar keinen Umständen anvertrauen kann und werde. Mein Geheimnis bleibt mein Geheimnis, solange ich lebe, und wenn ich dereinst sterbe, nehme ich es mit in mein Grab. Bis dahin aber lasse ich es mir auf keine Weise entreißen, sondern ich sage wie Luther: ‚Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir. Amen!‘“

„So, also du kannst nicht anders?“ klang es ihm zwar etwas enttäuscht, aber trotzdem lachend und übermütig entgegen, „das wollen wir doch mal sehen,“ und ehe er wußte wie ihm geschah, hatten ihn seine Henkersknechte zwar nicht auf dem Richtblock festgeschnallt, wohl aber auf das Ledersofa geworfen, und eine Sekunde später bohrten sich acht Zeigefinger in seine Achselhöhlen und in seine Rippen.

Acht Finger bearbeiteten ihn, und acht Stimmen riefen ihm gleichzeitig zu: „Gestehel!“

„Eher sterbe ich!“ lautete seine Antwort, bis er dann doch endlich flehte: „Haltet ein, ich will es euch sagen.“

Aber kaum hatte er das erklärt, da widerrief er es, wie er es sich vorgenommen, und noch zweimal wiederholte sich dieselbe Szene, bis er schließlich von dem vielen Lachen mehr tot als lebendig gestand: „Also schön, so hört denn. Was ich euch nun anvertraue, ist nicht meine eigene Weisheit, sondern ich erfuhr sie aus dem Munde eines früheren Kameraden, der sie mit dem besten Erfolg anwandte, um sich ein Mädel als Frau zu erobern, das vielleicht nicht ganz, aber sicher beinahe so reich war wie Fräulein von Bergen. Und da sagte er mir: ‚Lieber Kerl, wenn du selbst einmal in eine ähnliche Lage kommen solltest, wie die, in der ich mich befand, dann sei gegen das Mädel nicht zu höflich. Sei sparsam mit den Komplimenten, die du ihr machst, werde niemals ihr Diener und erniedrige dich in keiner Weise vor ihr. Wenn sie einen Wunsch äußert, erfülle ihn natürlich, aber lasse dir damit Zeit. Wenn du siehst, daß sie etwas fallen läßt, hebe es ihr als Kavalier selbstverständlich auf, aber beeile dich nicht allzusehr damit. Wenn du ihr auf der Straße oder auf einer Gesellschaft begegnest, begrüße sie sehr höflich, aber fliege ihr nicht entgegen, als hättest du das Wiedersehen mit ihr nicht abwarten können.‘“

Diese und noch viele ähnliche gute Lehren, die er sich ausgedacht hatte, um die Kameraden nach und nach bei Fräulein von Bergen möglichst abfallen zu lassen,

versetzte er ihnen mit dem ernsthaftesten Gesicht von der Welt, und obgleich ihn jetzt niemand kitzelte, mußte er an sich halten, um nicht laut aufzulachen, als er nicht nur bemerkte, wie die anderen ihm voll gläubiger Andacht lauschten, sondern wie sogar zwei der Stenographie kundige Thebaner ihr Taschenbuch hervorholten und jedes seiner Worte nachschrieben, als sei er ein vortragender Professor der Universität.

Und nicht nur das, als man bald darauf zu Tisch ging, baten die Kameraden ihn, ihr Gast zu sein. Er bekam einen sehr guten Tropfen zu trinken, und da man dem Tischältesten den wahren Grund natürlich nicht nennen wollte, erzählte man ihm lediglich, Kölling habe sich ihnen gegenüber vorhin in gegebener Veranlassung als ein so guter Kamerad erwiesen, daß sie sich ihm dafür dankbar erweisen müßten.

Und wieder wurde es Kölling nicht ganz leicht, ernsthaft zu bleiben, weil er sich im stillen sagte. Kinder, ich glaube, allzu viel Seide werdet ihr mit dem, was ich euch als angeblich erprobtes Mittel empfahl, nicht spinnen. Ja, er hielt es sogar für möglich, daß die Kameraden ihn deswegen eines Tages zur Rede stellen würden, aber er war schon heute fest entschlossen, sich dann vor ihren Augen seine Hände in einer großen Schüssel voll Unschuld zu waschen und ihnen zu erklären, ihr Mißerfolg läge einzig und allein daran, daß sie das von ihm verordnete Mittel entweder nicht richtig angewandt oder es zu stark übertrieben hätten.

Schon mit Rücksicht auf das kleine Fest am Nachmittag saß man heute nicht lange bei Tisch, denn die wenigen Ordonnanzen, die man im Vergleich zu früher

besaß, hatten genug zu tun, um alles für den Empfang der Gäste herzurichten, denn es kamen nicht nur alle Junggesellen und alle Familien des Regiments, sondern man hatte auch alle Mitglieder des Sportklubs geladen und, soweit es sich da um junge Mädchen handelte, auch deren Mütter.

Der Nachmittag war für alle Herren dienstfrei, so suchte ein jeder seine Wohnung auf, aber schon vor der festgesetzten Stunde waren alle wieder im Kasino, wo bald darauf auch der Kommandeur mit seiner Gattin erschien, um die nach und nach eintreffenden Gäste zu begrüßen.

Als letzte und beinahe als Nachzügler kamen Lore und ihre Mutter, aber das war keineswegs Absicht. Ja, Lore war darüber ganz außer sich und hatte ihrer Mutter zu Hause erklärt: „Das geht ganz einfach nicht, das erweckt ja den Anschein, als wäre ich wirklich ein Millionenmädels, als könnte ich mir wie ein solches eine gesellschaftliche Ungezogenheit erlauben und als erwarte ich, daß man mir die nicht nur verzeiht, sondern daß man mich trotzdem mit der größten Auszeichnung behandelt.“

Doch alle ihre Reden hatten nicht vermocht, ihre Mutter dahin zu bringen, daß sie sich mit dem Ankleiden auch nur im geringsten beeilte. Ja, es kam Lore beinahe so vor, als trödele sie absichtlich damit herum, um sie dadurch zu ärgern, daß sie sie gezwungen habe, der Einladung in das Kasino wider ihren Willen Folge zu leisten.

Nun war sie aber endlich doch mit der Mutter im Kasino angekommen, und es war, wie sie es zu Hause vermutete. Ihr spätes Kommen, dem man vielleicht von sei-

ten der Damen eine Absichtlichkeit unterschob, erregte eine ganz kleine Sensation, das vielleicht aber auch, weil sie sich zur Feier des Tages sehr hübsch angezogen und vor ihrem Spiegel festgestellt hatte, daß sie heute besonders gut aussah. Deshalb hatte sie es im stillen auch befürchtet, daß, schon weil sie hatte auf sich warten lassen, nun gleich alle tanzlustigen Herren auf sie zustürzen und sie um einen Tanz bitten würden, gleichsam als sei sie die einzige anwesende Tänzerin, und das wäre ihr schon ihrer Freundinnen wegen mehr als unangenehm gewesen. Aber glücklicherweise erwiesen sich ihre Befürchtungen in der Hinsicht als grundlos, denn nachdem der Herr Oberst und seine Gattin sie und ihre Mutter sehr liebenswürdig begrüßt und nachdem sie beide mit den verheirateten Herrschaften freundliche Worte ausgetauscht hatten, traten zwar auch die Junggesellen des Regiments auf sie zu, um ihr die Reverenz zu erweisen, aber das geschah doch in anderer, mehr korrekter und mehr zurückhaltender Weise, als auf dem Tennisplatz, so daß sie sich darüber etwas wunderte, bis sie das schließlich auf die Anwesenheit der Verheirateten und namentlich auf die der höheren Vorgesetzten schob. Nur Herr von Kölling begrüßte sie genau so unbefangen und natürlich wie sonst, während es ihr vorkam, als umspiele dabei ein leises, gewaltsam unterdrücktes Lächeln seinen Mund, aber das bildete sie sich sicher nur ein, oder das war wohl noch die Nachwirkung seines sonst aber anscheinend glücklich überstandenen Gekitzeltwerdens. Und da sie ihm ja versprochen hatte, darüber gegen niemanden zu reden, wollte sie wenigstens ihn selbst fragen, wie ihm die Prozedur bekommen sei, aber noch bevor sie das hätte tun können, warf er ihr, ihre Gedanken erratend, einen kurzen warnenden Blick zu und

trat gleich darauf zurück, sicher, um sie nicht weiter in Versuchung zu bringen, auf das, was er ihr am Vormittag anvertraute, zurückzukommen.

So hätte sie nun ganz allein gestanden, wenn nicht plötzlich Dr. Schumann sich ihr genähert und sie für nachher um den ersten Tanz gebeten hätte. Und da fiel es ihr erst auf, daß das bisher keiner der Offiziere getan hatte, obgleich es doch eigentlich deren Ehrenpflicht, da diese die Gastgeber waren, gewesen wäre. Und sie hatte es eigentlich als ganz selbstverständlich angenommen, daß Herr von Kammler sie zu dem ersten Tanz auffordern würde, aber der hatte sie noch gar nicht begrüßt, ja, den hatte sie überhaupt noch gar nicht bemerkt, so daß der jetzt in ihr wach werdende Gedanke, er sei vielleicht nicht nur vorübergehend in einem anderen Zimmer des Kasinos beschäftigt, sondern er würde vielleicht überhaupt nicht kommen, ihr unwillkürlich eine leise Enttäuschung bereitete.

„Nicht wahr, gnädiges Fräulein, ich darf auf den ersten Tanz hoffen?“ erklang da abermals Dr. Schumanns ruhige, äußerst angenehme Stimme, und sie beeilte sich nun, seine Bitte zu erfüllen, während sie zugleich hinzusetzte: „Ich mache Sie aber schon jetzt darauf aufmerksam, Herr Doktor, daß ich nicht nur lange Zeit dem Tennisplatz, sondern auch dem Ballsaal fernbleiben mußte, und wenn Sie ein ebenso glänzender Tänzer wie Tennisspieler sein sollten —“

„Bei einem Tanzturnier habe ich mir schon einmal, als ich noch in Berlin lebte, den ersten Preis geholt,“ erklärte er ihr jetzt, als sie ihren Satz nicht zu Ende sprach, aber was er sagte, klang nicht nur ganz frei von

jedem Stolz, sondern beinahe wie etwas ganz Selbstverständliches. Und gerade das flößte ihr einen solchen Schrecken ein, daß ihr unwillkürlich ein halblautes „Achherrjeses“ entfuhr.

Doch er beeilte sich, sie zu beruhigen: „Haben Sie deshalb bitte keine Angst, gnädiges Fräulein, wir werden schon gut zusammen tanzen, denn ich verstehe es, mich stets der Eigenart meiner Dame anzupassen.“

Lore lachte fröhlich auf: „Das heißt mit anderen Worten, Herr Doktor, wenn Ihre Partnerin nichts kann, stellen auch Sie sich ungeschickt an; das ist in der Tat sehr liebenswürdig von Ihnen.“

„Doch nicht, gnädiges Fräulein,“ widersprach er, „das ist nicht liebenswürdig, sondern lediglich ganz selbstverständlich.“

Diese Ritterlichkeit gefiel ihr, noch mehr die Art, in der er sie aussprach, und sie war ihm auch dafür dankbar, daß er, nachdem sie ihm den Tanz zugesagt, sie nicht auch seinerseits gleich wieder stehen ließ, sondern mit ihr, während jetzt der Tee herumgereicht wurde, über dies und jenes zu plaudern begann, wobei sie Zeit fand, in aller Ruhe festzustellen, daß er auch heute einfach wieder blendend angezogen ging. Er mußte einen tadellosen Schneider haben, allerdings war es auch wohl keine allzu große Kunst, für seine Figur zu arbeiten.

Und wie schon so manchesmal, verstand er es auch heute, sie sehr gut zu unterhalten. Er plauderte mit ihr über ein Nichts, aber gerade diese anscheinend so leichte Kunst beherrschte er meisterhaft, so daß sie sich wirklich über seine Gesellschaft freute, bis sie nun

plötzlich doch wieder an Herrn von Kammler dachte, und, um sich davon zu überzeugen, ob er denn immer noch nicht da sei, sich mit einem raschen Blick umsah.

Aber so kurz der auch gewesen war, der Doktor mußte ihn bemerkt haben, denn in seiner ruhigen Art, mit seinem weichen Organ, das ihren Ohren so angenehm klang, fragte er, ohne dabei auch nur die leisesten Spur verletzter Eitelkeit oder etwas Ähnliches zu verraten: „Ich halte Sie auf, gnädiges Fräulein?“

„Das keineswegs, Herr Doktor,“ gab sie der Wahrheit gemäß zur Antwort, aber um ihm nun eine Erklärung für ihren Blick zu geben, flunkerte sie: „Mir ist nur eingefallen, Herr Doktor, daß ich noch gar keine Gelegenheit hatte, meine Freundinnen zu begrüßen, und ich fürchte, die können es mir übel nehmen, wenn ich es nicht bald nachhole.“

„Dann bitte ich um Verzeihung, gnädiges Fräulein, daß ich Sie bis jetzt davon zurückgehalten habe, und bitte um Erlaubnis, mich von Ihnen verabschieden zu dürfen, bis nachher der Tanz beginnt.“

Mit einer formvollendeten Verbeugung, die aber trotzdem absolut nichts kaltes und Steifes an sich hatte, trennte er sich von ihr, und Lore ging durch den Saal, um zunächst ihre Freundin Anke zu begrüßen, aber sie kam nicht bis zu ihr, sondern wurde unterwegs von ihren sonstigen Bekannten aufgehalten, die mit den Offizieren und den anderen Herren im lustigen Gespräch standen.

Und daß Lore nicht gleich zu ihrer Freundin Anke kam, war dieser, die sie hatte auf sich zukommen sehen,

sehr lieb, denn es war ihr erst vor wenigen Minuten gelungen, den Assessor Altenberg, den ihr untreu gewordenen Courmacher, in anscheinend ganz zufälliger und unbeabsichtigter Weise festzuhalten. Wie überall in der letzten Zeit, so hatte er ihr auch hier aus dem Wege gehen wollen, weil er ihr gegenüber kein allzu gutes Gewissen haben mochte, aber Anke war so klug, sich so zu stellen, als sei ihr sein Ausweichen gar nicht aufgefallen, und ganz besonders tat sie, als dächte sie auch nicht eine Sekunde daran, ihm deswegen zu zürnen, oder ihm das auch nur irgendwie übel zu nehmen. Und am allerwenigsten tat sie, als wisse sie etwas von der Existenz des hübschen Fräulein Pfefferkorn, oder etwas davon, daß er mit seinen Heiratsabsichten erst dann wieder zu ihr zurückkehren wolle, wenn er sein Ziel bei dem hübschen und eigenartig pikanten Fräulein erreicht habe.

Mit stiller innerer Belustigung merkte Anke dem Assessor, einem etwas, aber auch nur etwas zur Fülle neigenden Dreißiger mit einem keineswegs auffallend hübschen, aber trotzdem sehr sympathischen Gesicht an, daß ihm nun in ihrer Nähe mehr als unbehaglich zumute sein mußte. Das erriet sie schon an der Art, in der er mit seinen etwas zu kurz geratenen Beinen ein paarmal nervös hin und her trippelte, und sie merkte es auch daran, daß er ein paarmal zur Seite sah, ob denn niemand die Absicht habe, sich als Dritter zu diesem tête-à-tête zu gesellen.

Und dem Assessor war schon deshalb tatsächlich etwas sehr unbehaglich zumute, weil ihm die hübsche Nelly Pfefferkorn gerade für heute abend den ersten Kuß in ganz sichere Aussicht gestellt hatte.

Nur an das Versprechen, das ihm die Nelly gegeben, und an den Kuß, der seiner wartete, falls er wirklich auf ihn wartete, mußte er denken, während er sich nun mit Anke unterhielt, und es war deshalb für ihn nicht ganz leicht, vielmehr verdammt schwer, sich zu unterhalten, denn irgendwie gleichgültig oder gar unliebenswürdig zu sein, hatte er ihr, seiner späteren Braut und Frau gegenüber ja keine Veranlassung. Zu liebenswürdig zu sein, hatte er aber kein Recht, um dadurch nicht vielleicht Hoffnungen auf einen schon baldigen Heiratsantrag in ihr zu erwecken, die sich vorläufig nicht erfüllen konnten. Und trotzdem wäre ihm die Unterhaltung nicht so schwer gefallen, wenn Anke ihm nicht beständig mit einem leisen übermütigen Lächeln auf den Lippen zugehört hätte.

Anke lächelte weiter, und er redete weiter darauf los, bis ihm immer heißer wurde, und bis er sich schließlich mit dem Taschentuch über die Stirn fuhr. Aber da lachte Anke sogar hell auf und rief ihm zu: „Passen Sie auf, Herr Assessor, sonst putzen Sie sich mit dem Handschuh vielleicht auch noch die Nase.“

Richtig, da sah er es selbst, er hatte in seiner Nervosität statt des Taschentuches seinen Handschuh erwischt. Aber wie so oft, wenn die Not am größten, war auch hier die Hilfe am nächsten, denn gerade jetzt erklangen die ersten Töne des Salomefoxtrotts, und ohne, daß er es gewollt hätte, entrang sich ihm nun ein lautes und ihm deutlich sehr von Herzen kommendes: „Gott sei Dank!“

Über dieses Gott sei Dank aber ärgerte Anke sich maßlos, denn sie hätte doch nicht in ihn verliebt sein

müssen, wenn sie sich nicht auf das heutige Wiedersehen mit ihm hätte freuen sollen. Aber daß er so froh darüber war, das Alleinsein mit ihr jetzt beenden zu können, empfand sie beinahe wie eine Beleidigung, doch war sie viel zu stolz, ihm zu verraten, daß sie sein Gott sei Dank richtig verstanden, sondern sie meinte lediglich, sich anscheinend ganz verwundert stellend: „Aber seit wann sind Sie denn ein so leidenschaftlicher Tänzer, Herr Assessor, daß Sie den nun beginnenden Foxtrott so freudig begrüßen?“

Von dem Assessor stammte das in der Gesellschaft bekannt gewordene Wort: „Seitdem es während des Tanzens im Zimmer des Hausherrn nicht mehr wie früher echtes Pilsener Bier und gute Importzigarren gibt, macht die ganze Tanzerei keinen Spaß mehr.“ Trotzdem meinte er nun, sich ganz gekränkt stellend: „Aber, gnädiges Fräulein, gerade ich bin doch immer ein besonders leidenschaftlicher Tänzer gewesen, und was der Mensch war und ist, braucht er ja nicht erst zu werden. Ich habe mich den ganzen Tag schon darauf gefreut, endlich einmal, und hoffentlich nicht nur einmal wieder mit Ihnen tanzen zu dürfen. Wenn ich also bitten dürfte?“

Der Herr Oberst war mit der ältesten der anwesenden Damen, die die neuen Tänze kannte, zum Foxtrott angetreten, und die anderen Herren folgten mit ihren Damen seinem Beispiel. Dr. Schumann tanzte, wie er gebeten hatte, mit Lore, und da wurde ihr erst ganz klar, wie sehr sie auch das Tanzen verlernt hatte. Allerdings war der Doktor ein Partner, gegen den wohl selbst ein berufsmäßiger Tänzer etwas abgefallen wäre. Und sicher hätte er alle anderen Herren noch viel mehr übertroffen, wenn er nicht auf sie Rücksicht genommen und

sich ihr nicht in ganz natürlicher und ungezwungener Weise angepaßt hätte, so daß er ihr, als der Tanz beendet war, sogar das Kompliment machte, sie hätte seine Erwartungen, nach dem, was sie ihm selbst gesagt, bedeutend übertroffen, und es wäre ihm ein wirkliches Vergnügen gewesen, daß gerade er bei dem ersten Tanz, den sie nach so langer Zeit getanzt, ihr Partner hätte sein dürfen.

Dem ersten Foxtrott folgten in schneller und bunter Reihenfolge alle anderen modernen Tänze, zwischendurch aber mußte die Musik auf ausdrücklichen Befehl des Kommandeurs hin und wieder einen schönen Walzer spielen. Und es fehlte Lore natürlich auch nicht an Tänzern, aber sie wurde, wenn auch nicht gerade im allerletzten, so doch fast immer erst im vorletzten Augenblick aufgefordert. Sie war lange nicht so umschwärmt, wie sie es erwartet hatte, und es kam ihr beinahe so vor, als würde sie gegen die anderen jungen Mädchen ein klein wenig zurückgesetzt. Und auch sonst waren die Herren, oder wenigstens die jungen Offiziere gegen sie von einer sie befremdenden Zurückhaltung, kein einziger hatte ihr bisher auch nur das leiseste Kompliment gemacht, kein er ihr, wie sonst auf dem Tennisplatz, geschmeichelt oder sich um ihre Gunst beworben. Nur Herr von Kölling war in seinem Wesen ganz der alte, so daß sie ihn auch beinahe gefragt hätte, ob seine Kameraden heute gegen sie von irgendwelcher Voreingenommenheit wären, aber sie kam nicht dazu, die Frage an ihn zu richten, denn ehe sie selbst recht wußte, wie der Disput entstanden, stritt sie sich plötzlich mit ihm darüber, ob die modernen oder die früheren Tänze die schöneren wären. Sie selbst war für die jetzigen, er für die der vergangenen Zeiten, und er vertrat seine Ansicht in

so bestimmter, wenn auch sehr höflicher Weise, daß sie schon, um ihn zu überzeugen und zu bekehren, den Streit noch gern länger fortgesetzt hätte, aber gerade als sie das wollte, trat einer der verheirateten Herren auf sie zu, und Herr von Kölling benutzte die Gelegenheit, sich ohne weiteres von ihr zu verabschieden. Trotzdem war er ganz wie sonst gegen sie gewesen, aber was hatten die anderen?

Dafür gab es nach ihrer Ansicht plötzlich nur eine Erklärung, die Herren mußten nun doch wissen und endlich glauben, daß sie alles andere als ein Millionenmädel sei, und damit mußte deren früheres Interesse an ihr erloschen sein. Und darüber wurde nun eine große Enttäuschung und eine gewisse Verbitterung in ihr wach. War sie selbst für ihre Person in den Augen der Offiziere denn nichts gewesen, hatten nur ihre vermeintlichen Millionen auf alle einen Reiz ausgeübt? Das konnte sie schon deshalb nicht glauben, weil sie es um ihrer selbst willen nicht glauben wollte, aber trotzdem, wenn es so sein sollte, dann war es besser, es war schon jetzt dahin gekommen als später. Da würden die Herren, wenn sie sich von der ersten Enttäuschung erholt hatten, sich bald auf einen anderen Verkehrston mit ihr einstellen, und das konnte ihr persönlich, da sie selbst nach wie vor keinerlei Heiratsabsichten hatte, nur lieb sein.

Jedenfalls hatte sie den Wunsch, baldmöglichst zu erfahren, ob sie mit ihrer Vermutung recht habe, und so zog sie denn nun während einer kleinen Tanzpause ihre Freundin Anke in eine Ecke, um diese zu fragen, ob ihr etwas davon bekannt sei, daß die Herren nun endlich nicht mehr an ihre Millionen glaubten?

Doch Anke schüttelte den Kopf: „Nein, davon weiß ich nichts, und doch wüßte ich es, wenn dem so wäre. Und noch mehr, du mußt ein für allemal jede Hoffnung aufgeben, daß sie es glauben werden.“

„Dann verstehe ich aber die Herren heute wirklich nicht,“ warf Lore aus ehrlichster Überzeugung ein.

„Sich über die Herren der Schöpfung den Kopf zu zerbrechen, ist auch völlig zwecklos,“ gab Anke zur Antwort, ohne weiter danach zu fragen, worauf sich Lores Worte bezögen. Dafür war sie viel zu viel mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt und die galten ihrem ihr auch heute treulosen Assessor. Zweimal hatte er erst mit ihr getanzt, ganze zweimal, sonst war er ihr in einem weiten Bogen aus dem Wege gegangen, hatte sich auch in den Pausen nicht zu ihr gesellt, um sich mit ihr zu unterhalten, und hatte ihr dabei vorhin vorgeschwindelt, er habe sich schon den ganzen Tag darauf gefreut, möglichst viel mit ihr tanzen zu können.

Da sah man es einmal wieder: die Männer waren alle berufsmäßige Schwindler, aber ihr Assessor schien doch der allergrößte zu sein. Das aber erfüllte sie mit solchem Ingrim, daß sie ganz deutlich zu fühlen glaubte, wie alle Liebe zu ihm in ihr erstarb. Ja, sie gestand sich zum erstenmal ganz offen ein, daß es nicht nur dumm, sondern erniedrigend für sie sei, darauf warten zu wollen, wie die Sache zwischen ihm und der koketten Nelly enden würde.

Und aus alledem heraus, was sie jetzt beschäftigte, sagte Anke plötzlich halblaut vor sich hin: „Eben habe ich fest beschlossen, ich heirate einen anderen.“

Auf dieses Wort hatte Lore, wenn sie in der letzten Zeit mit der Freundin über den Assessor sprach, schon manchenmal gewartet. So stimmte sie ihr nun, wo es endlich gefallen war, schnell und lebhaft bei: „Na, Gott sei Dank, Anke, daß du dich endlich zu diesem Entschluß durchgerungen hast. Wie du weißt, habe ich dir schon längst geraten, ihm einen Reisepaß in das Pfefferland zum dauernden Zusammensein mit Fräulein Pfefferkorn auszustellen,“ und sich nun zum erstenmal wieder des ihr gewordenen ehrenvollen Auftrags erinnernd, setzte sie hinzu: „Und nicht nur das, Anke, seit heute mittag weiß ich auch einen anderen Mann für dich.“

In Ankes Augen blitzte es hell und freudig auf, während sie einen etwas schadenfrohen Blick zu einer Gruppe junger Mädchen warf, bei der ihr Assessor sich anscheinend beliebt zu machen versuchte. Dann aber umspannte sie mit einem schnellen Griff Lores Handgelenk und erkundigte sich mit einer Geschwindigkeit, daß die Fragen und die Worte sich überstürzten: „Du weißt einen anderen Mann für mich? Wo hast du denn den entdeckt? Und weiter, ist er jung, hübsch, fesch, elegant, reich, treibt er Sport und welchen? Radelt er, ist er ein guter Tänzer? Lläuft er Schlittschuh und —“

„Aber Anke,“ schlat Lore, die sich im stillen eingestehen mußte, daß der Major in der Hinsicht leider nicht allen Anforderungen entsprach, die die Freundin an ihren Zukünftigen stellte, „aber Anke, von solchen Dingen hängt das Glück der Ehe doch wirklich nicht ab.“ Und um sie weiter für ihre Pläne zu gewinnen, setzte sie hinzu: „Hast du überhaupt schon einmal etwas davon gehört, daß eine junge Frau mit ihrem Mann zusammen Tennis spielt, Sport treibt oder auch nur

zusammen tanzt? Dafür hat sie doch später ihre Ver-
eherer, oder richtiger ausgedrückt, die guten Freunde
ihres Hauses, selbst wenn das nur aus einer Etage
besteht. Und die letztere hat der Mann, den ich für dich
aussuchte, bereits seit längerer Zeit, sogar eine sehr
hübsch eingerichtete, so daß du nicht zu befürchten
brauchst, auch mit ihm, wie du es mit dem hoffentlich
jetzt für immer erledigten Assessor nötig gehabt
hättest, in einer aus zwei kleinen Stuben und einer noch
kleineren Küche bestehenden Zwangswohnung hausen zu
müssen."

"Nun sage mir doch aber bitte, wer mein späterer
Mann ist, wie er heißt und ob ich ihn schon kennen," bat
Anke. Doch Lore kam nicht dazu, darauf zu antworten,
denn plötzlich erklang neben ihnen eine Stimme: „Ich
bitte sehr um Verzeihung, meine Damen, wenn ich die
Unterhaltung störe, um Sie zu begrüßen," und als sie
aufsahen, stand Oberleutnant von Kammler vor ihnen.

"Wissen Sie wohl, Herr von Kammler, daß Sie mich
dadurch, daß Sie plötzlich wie ein Taucher aus dem Mee-
resgrund auftauchen, um die Schlußpointe einer mich
sehr interessierenden Geschichte bringen, die meine
Freundin Lore mir gerade erzählte?" meinte Anke zwar
nicht unfreundlich, aber doch ein klein wenig vorwurfs-
voll. Lore aber rief ihm zu: „Wissen Sie aber auch, Herr
von Kammler, daß Sie gerade zur richtigen Zeit kommen,
denn sonst hätte ich Anke schon jetzt erzählen müssen,
was sie lieber erst morgen erfahren darf, wenn ihre Un-
geduld auf die Schlußpointe noch gestiegen ist." Dann
aber fragte sie: „Sie sind erst jetzt gekommen?"

Das sollte lediglich höflich und trotzdem gleichgültig klingen, aber sie hatte doch die Empfindung, als verrate ihre Stimme ihm, daß sie sich schon vergebens nach ihm umgesehen habe, und das mußte er auch wohl herausgehört haben, denn er warf ihr einen dankbaren Blick zu, bevor er zur Antwort gab: „Es hat mir aufrichtig leid getan, dem kleinen Fest solange fernbleiben zu müssen, aber der Dienst hielt mich zurück, oder richtiger gesagt eine mit meiner bevorstehenden Wehrprüfung zusammenhängende Arbeit, denn eine solche muß heutzutage jeder ablegen, bevor er Hauptmann wird, während man in früheren Zeiten diese hohe Charge ja ganz von selbst erreichte, wenn man die nötigen Dienstjahre hinter sich hatte und zur Beförderung an der Reihe war.“

Das war Lore ganz neu, und so meinte sie mit ehrlichster Bewunderung: „Da scheint mir das jetzige Leben eines Leutnants mit dem aus ehemaligen Friedensjahren doch nur noch sehr wenig Ähnlichkeit zu haben? Solche Anforderungen wurden doch damals an die Leutnants nicht gestellt?“

„Nicht halb so viele, gnädiges Fräulein,“ stimmte er ihr bei, „aber lassen wir nun bitte den Dienst Dienst sein und uns über andere lustigere Dinge unterhalten. Zunächst möchte ich Sie aber gleich jetzt dafür um Verzeihung bitten, daß ich nachher entweder gar nicht mit Ihnen tanze, oder mich da als ein miserabler Tänzer entpuppe. Daß ich aber so unter jeder Kritik tanze, ist nicht meine Schuld, das hängt damit zusammen, daß ich die Ohren Katharinas der Großen von Rußland habe.“

„Was für Ohren haben Sie?“ erkundigte Lore sich, die bei seinen ganz ernsthaft gesprochenen Worten unwillkürlich einen Schrecken bekam, weil sie sich im stillen sagte: der hat heute anscheinend auch einen kleinen Klaps, und das ist nun schon der dritte. Heute morgen als erster der Major, dann auf der Straße Herr von Kölling und nun er. Und dabei war er eigentlich nicht mal der dritte, sondern schon der fünfte oder sechste, denn etwas sonderbar waren heute fast alle, wenigstens seine Kameraden. Nicht nur, daß jene ihr nicht wie sonst den Hof machten, sie waren auch sonst ganz eigentümlich. Als sie vorhin eine leere Tasse in der Hand hielt, die sie gern los werden wollte, nahm der Leutnant, mit dem sie sich unterhielt, sie ihr nicht selbst ab, sondern winkte eine Ordonnanz herbei, und als sich eine Blume aus ihrem Gürtel löste und zur Erde fiel, hätte sie sich beinahe selbst danach bücken müssen, wenn der Offizier, der neben ihr stand, es nicht im letzten Augenblick doch noch für seine Pflicht gehalten hätte, sie ihr aufzuheben. Und es hatte sich noch manche ähnliche kleine Episode ereignet, die ihr auffiel.

Und nun war Herr von Kammler heute anscheinend auch nicht ganz normal.

„Ja, hat Ihnen das aber denn noch niemand von mir erzählt, gnädiges Fräulein?“ fragte er nach einer kleinen Pause, seinerseits ganz erstaunt, als sie ihn immer noch völlig verständnislos ansah.

„Kein Mensch,“ erwiderte sie, „und ich muß offen gestehen, es ist mir ganz neu, daß es mit den Ohren Katharinas der Großen eine besondere Bewandtnis hatte.“

„Und doch ist und doch war dem so, gnädiges Fräulein,“ klärte er sie auf. „Die Kaiserin hörte mit dem rechten Ohr eine ganz andere Tonstärke und eine ganz andere Tonart als mit dem linken. Infolgedessen wirkte jede Art von Musik auf sie qualvoll, da sie absolut keinen Sinn für Harmonie und gar kein Gefühl für Rhythmus besaß. Genau so geht es leider mir, deshalb ist mein Lieblingsinstrument auch die große Trommel, weil die immer nur ein und denselben Ton von sich gibt.“

„Da sind Sie aber in mancher Hinsicht ein beklagenswerter Mensch, Herr von Kammler, dann geht Ihnen doch sehr viel Schönes verloren.“

Er lachte fröhlich auf: „Ich tröste mich mit dem Wort von Wilhelm Busch: ‚Musik wird störend oft empfunden, weil meist sie mit Geräusch verbunden.‘“ Und gleichsam zur Bekräftigung seiner Worte, begann die Musik nun einen Boston zu spielen, und er mußte wirklich gar keinen Sinn für Musik und Harmonie besitzen, ja noch mehr, die Musik mußte ihm geradezu körperliches Unbehagen einflößen, denn wenn er sich anscheinend auch noch so sehr zu beherrschen versuchte, er schnitt fürchterliche Grimassen, und man merkte ihm so deutlich an, daß er am liebsten davongelaufen wäre, daß Lore beinahe hell aufgelacht hätte.

„Haben Sie den Mut, gnädiges Fräulein, es einmal mit mir zu versuchen?“ bat er trotzdem. „Allerdings sage ich Ihnen offen und ehrlich im voraus: laßt jede Hoffnung hinter euch, die ihr mit mir zum Tanze antretet!“

„Na, ganz so schlimm wird es schon nicht sein, Herr von Kammler,“ erwiderte sie, da sie sich bei dem besten

Willen von solchen Ohren wie er sie besaß, keine Vorstellung machen konnte, und da sie sich auch nicht vorzustellen vermochte, daß ausgerechnet ein Offizier nicht gut tanzen könne. Aber als sie gleich darauf mit ihm tanzte, mußte sie einsehen, daß er nur zu wahr gesprochen hatte. Er tanzte schlechter und unbeholfener als der blutigste Anfänger in der Tanzstunde, so daß sie ihm aufrichtig dankbar war, als er ihr ganz traurig erklärte: „Nicht wahr, gnädiges Fräulein, es geht nicht, es geht bei Gott und hol's der Teufel nicht,“ und daß sie, wie die Dichter es nennen, im siebenten Himmel zu schweben glaubte, als gleich darauf Dr. Schumann sie wieder engagierte.

Kammler selbst aber sah ihr ganz traurig nach. Gewiß, er hatte es gewußt, daß er nicht tanzen konnte, aber trotzdem hatte er gehofft, daß heute ein Wunder geschehen, und daß er sich nicht auch vor Fräulein von Bergen blamieren würde. Nun hatte er es doch getan, und sogar wie! Was mochte sie nur von ihm denken? Hatte er nicht den Eindruck eines gesellschaftlich ungebildeten Trottel auf sie gemacht? Denn Tanzen zu können, gehörte doch ebenso zur Bildung, wie gut und anständig zu essen.

Ganz geknickt schlich er an den anderen tanzenden Paaren vorbei, denn so wie heute hatte er es noch nie bedauert, kein Tänzer zu sein, zumal er gehofft und geglaubt hatte, daß sich ihm während des Tanzes Gelegenheit bieten würde, die bis jetzt noch recht losen Fäden eines netten herzlichen freundschaftlichen Verkehrs fester zu knüpfen, denn auf dem Tennisplatz hatte er bisher damit nicht allzuviel Glück gehabt.

„Wissen Sie, was ich an Ihrer Stelle täte, lieber Freund? Ich würde wenigstens versuchen, ein etwas vergnügteres Gesicht zu machen,“ verscheuchte da eine Stimme seine Gedanken, und als er aufblickte, sah er auf einer kleinen Erhöhung Tilly Richter sitzen, die zwar nicht ganz nach der Etikette, aber gerade deshalb vergnügt und lustig mit ihren schönen schlanken und dabei doch ausdrucksvollen Beinen schlenkerte, die in hellrosa Strümpfen und in zierlichen Goldschuhen steckten.

„Sie tanzen nicht, gnädiges Fräulein?“ fragte er mehr als verwundert, da er wußte, daß sie als leidenschaftliche Tänzerin möglichst keinen einzigen Takt ausließ.

Als Antwort hielt sie ihm ihren linken Fuß entgegen und zeigte ihm den Schuh, von dem der Absatz abgegangen war: „Sie sehen, mein Schuh und ich sind auf dem Felde der Tanzehre Invaliden, ganz bestimmt aber Halb-invaliden geworden. Vorläufig bin ich zum Stillsitzen verurteilt, bis das Mädchen, dem ich schon telephonierte, mir ein Paar andere Schuhe gebracht hat. Zuerst war ich natürlich ganz verzweifelt und hätte über mein Mißgeschick am liebsten geweint, dann aber habe ich mich, wie man es ja stets tut, wenn einem nichts anderes übrig bleibt, mit Würde in das Unvermeidliche gefügt. Na, und nun freue ich mich beinahe über den verlorenen Absatz, denn der gibt mir Gelegenheit, endlich einmal wieder mit Ihnen zu plaudern,“ und ihn etwas kokett und herausfordernd, zugleich auch mit leidenschaftlichen Augen ansehend, fragte sie: „Wissen Sie wohl, mein Herr, daß Sie anfangen, sich bei uns ziemlich rar zu machen? Und wissen Sie ferner, mein Herr, daß mein Schwager mich dafür verantwortlich macht, denn er ist

von der Idee nicht abzubringen, daß ich daran Schuld hätte. Er behauptet, ich müßte mich irgendwie mit Ihnen gezankt oder gestritten, oder Sie müßten mir irgend etwas übel genommen haben."

"Aber von alledem ist doch gar nicht die Rede, gnädiges Fräulein," rief er ihr schnell zu, "und wenn ich mich wirklich in den beiden letzten Wochen —"

"Sagen wir richtiger in den letzten drei Wochen," fiel sie ihm in das Wort.

"Solange ist es schon, gnädiges Fräulein, daß ich bei meiner Arbeit sitze?" fragte er verwundert, und doch wußte er selbst am besten, daß er erst vor acht Tagen damit angefangen hatte und namentlich, daß es die nicht allein war, die ihn jetzt des Abends so oft zu Hause bleiben ließ. Daran war seine kleine Freundin, die Hedi, schuld, und ferner sein fester Wille, sich der sinnlichen Macht, die Fräulein Tilly auf ihn ausübte, zu entziehen. Und das wurde ihm dadurch, daß er des Nachmittags fast regelmäßig mit Fräulein Lore auf dem Tennisplatz zusammentraf, erleichtert.

"Ja, solange ist es schon," stimmte sie ihm bei, sich so stellend, als glaube sie ihm, daß nur seine Arbeit ihn jetzt von den geselligen Abenden im Hause ihres Schwagers fernhielten. Und doch kannte sie den wahren Grund, glaubte ihn wenigstens zu kennen, denn er zeigte sich seltener, seitdem Lore von Bergen wieder hier war. Aber solange sie selbst nicht wußte, ob es ihr wirklich nicht gelingen würde, die Liebe ihres Schwagers zu erringen, durfte er nicht allzu viel an die Lore denken, sondern nur an sie, und deshalb sagte sie jetzt, einem plötzlichen Einfall folgend: „Ich will Ihnen einen Talisman schenken,

Herr von Kammler, der Ihnen bei Ihrer Arbeit Glück bringen soll. Natürlich brauchen Sie ihn nicht immer bei sich zu tragen, aber Sie müssen ihn auf Ihren Schreibtisch stellen, damit Sie ihn da beständig vor Augen haben. Wollen Sie mir das versprechen?"

Sehr lieb war ihm ihr freundliches Anerbieten gerade nicht, trotzdem aber stellte er sich erfreut und versprach ihr, dem Talisman, welcher Art der auch immer sein möge, nicht nur einen Platz, sondern sogar den Ehrenplatz auf seinem Schreibtisch einzuräumen.

„Und ihn auch nie wieder von dort fortzunehmen, wenigstens nicht eher, als bis ich Sie selbst darum bitten sollte, oder Sie mich?“ fragte sie weiter, ihn abermals heiß und leidenschaftlich ansehend.

„Auch das nicht, gnädiges Fräulein,“ gelobte er ihr, immer noch ohne zu wissen und ohne zu ahnen, welcher Art der Talisman sein würde.

Aber gleich darauf wußte er es, denn da holte sie aus ihrem Taschentuch, das sie im breiten Seidengürtel ihres Kleides trug, den vorhin verlorenen hohen Absatz ihres Schuhs hervor und überreichte ihn dem Verblüfften. „Hier, Herr von Kammler, der soll Ihnen Glück bringen. Wie Sie ihn allerdings hinstellen wollen, ohne daß er immer umfällt, überlasse ich Ihnen, vielleicht lassen Sie für ihn ein kleines Gestell, oder etwas Ähnliches anfertigen.“

Er nahm aus ihren Händen das eigenartige Geschenk entgegen, und er erriet auch, warum sie ihm gerade das gab. Fräulein Tilly wußte nicht nur, daß sie entzückende Füße besaß, er hatte ihr das auch schon wie-

derholt versichert. Daran sollte der Absatz ihn beständig erinnern und immer von neuem in ihm den Wunsch erwecken, sie vielleicht einmal küssen zu dürfen. Das aber konnte er selbstverständlich erst dann, wenn sie seine Frau geworden war.

Angeblich sollte dieser Talisman ihm Glück bringen, aber in Wahrheit gab sie ihm den, wie er es erriet, natürlich nur, damit er sich endlich ernstlich in sie verliebe.

Erwartungsvoll sah sie ihn an, nachdem sie ihm das Geschenk überreicht hatte, und da hielt er es für seine ritterliche Pflicht, ganz besonders, weil er die Aufforderung dazu in ihren Augen zu lesen glaubte, den Absatz nicht einfach in eine seiner Rocktaschen zu stecken, sondern ihn vorher leise, wenn auch nur zum Schein zu küssen und dann unter seinem Waffenrock in seiner linken inneren Brusttasche, gewissermaßen auf seinem Herzen, zu verbergen.

„Das nenne ich aber galant, Herr von Kammler,“ rief sie ihm freudig erregt zu, und ihre Freude über die Huldigung, die er ihr gebracht, war um so größer und um so aufrichtiger, da gerade, als er den Absatz an seine Lippen führte, Lore von Bergen, ohne daß er, der ihr den Rücken zukehrte, etwas davon sah, mit einem der Offiziere an ihnen vorübergetanzt war und es, wie sie ganz deutlich bemerkt, mit angesehen hatte.

* * *

Dr. Schumann saß nach dem Abendessen in seinem mit großen Teppichen, mit wertvollen Bildern und sehr

schönen, teilweise kostbaren alten Möbeln eingerichteten Wohnzimmer, das er, so wie es dastand, von seinem Onkel, der sich in einem Sanatorium von den Folgen seiner beiden Schlaganfälle zu erholen versuchte, in Wahrheit aber dem Tode entgegend, übernommen hatte, in einem der großen Ledersessel und las Balzac: „Physiologie der Liebe,“ als sich lautlos die Tür öffnete und ebenso lautlos sein Kammerdiener Friedrich eintrat, der in seinem tadellosen schwarzen Anzug, mit seinem glattrasierten, bartlosen Gesicht und in seinem ganzen Wesen mehr einem alten pensionierten Geheimrat als einem Diener glich. Allerdings war Herr Friedrich Wohlgemut auch meilenweit davon entfernt, ein gewöhnlicher Diener zu sein, denn er war bis zum Ausbruch der Revolution bei einer alten Durchlaucht, die es vorzog, ganz plötzlich zu sterben, anstatt die bevorstehende neue Zeit, in die sie sich doch nicht würde hineinfinden können, noch mit zu erleben, nicht nur Kammerdiener, sondern zugleich auch Vertrauensperson gewesen, während seine Frau in dem frauenlosen fürstlichen Haushalt die Stellung einer Beschließerin innehatte. Aber wie so viele Menschen, hatten auch Herr Friedrich Wohlgemut und seine Gemahlin, wie er seine Frau stets nannte, damals, als das Alte zusammenbrach, umlernen und einsehen müssen, daß nichts auf Erden Bestand hat und daß, wie schon Herr von Goethe sagt, nur der Wechsel beständig ist. Und mehr als verwöhnt, wie er und seine Gemahlin waren, hatten sie beide in der ersten Zeit oft wechseln müssen, bis sie endlich eine ihnen in jeder Hinsicht zusagende Stellung bei Doktor Schumann fanden, der eines Tages, als er noch in Berlin lebte, einen durchaus gewandten, ehrlichen und zuverlässigen älteren Diener suchte, der verheiratet sein müsse, damit seine

Frau, unterstützt von einem Mädchen, die Küche, die Führung des Haushaltes und alles was damit zusammenhing, übernehme.

Es war Herrn Wohlgemut nicht ganz leicht geworden, dem Doktor hierher zu folgen, aber die Pflicht befahl es, und auch die Erkenntnis, daß er einen solchen Herrn, der mit solcher Gleichgültigkeit in Geldsachen nicht nur fünf, sondern auch oft sieben gerade sein ließ, so bald nicht wieder finden würde. Und in der Hinsicht war es hier glücklicherweise nicht nur so geblieben, wie es schon in Berlin war, sondern es hatte sich, da sich die finanziellen Verhältnisse des Doktors zu Herrn Wohlgemuts Freude hier noch ganz bedeutend verbessert hatten, vieles für ihn noch günstiger gestaltet.

Als ehemaliger Kammerdiener seiner jetzt höchstseligen Durchlaucht hatte Herr Friedrich Wohlgemut die Angewohnheit, so leise einzutreten, daß man erst auf ihn aufmerksam wurde, wenn er sich diskret geräuspert hatte, und so sah auch Dr. Schumann, gleichzeitig das Buch, in dem er bisher gelesen, neben sich auf den kleinen Tisch legend, erst auf, als dieses Räuspern an sein Ohr klang, um gleich darauf zu fragen: „Gibt es etwas Besonderes, Friedrich, daß Sie mich stören?“

„Verzeihung, Herr Doktor,“ beeilte Herr Wohlgemut sich, das Wort zu seiner Verteidigung zu ergreifen, „der Ausdruck ‚stören‘ dürfte soeben doch wohl nicht der ganz richtige gewesen sein, wenigstens pflegte Seine Durchlaucht mir niemals den Vorwurf zu machen, ihn zu stören, ganz besonders dann nicht, wenn ebenso wie in diesem Augenblick, lediglich meine Pflicht mich eintreten ließ.“

„Und welche Pflicht führt Sie zu mir?“ fragte Dr. Schumann mit der größten Ruhe und Gelassenheit, ohne auch nur die leiseste Neugier oder Ungeduld zu zeigen.

„Ich hielt es für meine Pflicht, den Herrn Doktor darauf aufmerksam zu machen, daß es bereits halb neun geschlagen hat. Die Stunde, in der der Herr Doktor auszugehen pflegen, ist also gekommen.“

Einen Augenblick herrschte Schweigen, dann erklärte der Doktor: „Ich werde heute zu Hause bleiben.“

„Ganz wie der Herr Doktor es für gut befinden,“ pflichtete Herr Wohlgemut ihm bei, um gleich darauf hinzuzusetzen: „Nichts liegt mir natürlich ferner, als dem Herrn Doktor irgendwelche Ratschläge erteilen zu wollen. Mir fällt aber eben ein, daß meine jetzt hochselige frühere Durchlaucht zu sagen pflegte, man dürfe seine regelmäßigen Lebensgewohnheiten ohne zwingende Notwendigkeit nicht ändern.“

„Vielleicht liegt eine solche für mich vor, Friedrich,“ meinte der Doktor, zum Zeichen, daß er die Unterhaltung zu beenden wünsche, wieder nach seinem Buch greifend.

Doch noch bevor er es mit der Hand erreichte, hatte der ehemalige Kammerdiener es ergriffen, um es ihm zu geben, dabei einen schnellen Blick auf den Titel werfend und jetzt voller Anerkennung äußernd: „Der Herr Doktor lesen jetzt die ‚Physiologie der Liebe‘? Das ist ein Buch, das auch meine jetzt hochselige Durchlaucht mit besonderer Vorliebe zu studieren pflegte, obgleich oder vielleicht gerade weil er den Standpunkt zu vertreten geruhte, er hielte zu viel von den Frauen

und den jungen Mädchen, um noch viel von der Liebe halten zu können."

„Ein ganz amüsanter Wort, das Ihrer jetzt hochseligen Durchlaucht einige Ehre macht, vorausgesetzt, daß der hohe Herr es nicht einem anderen nachsprach," meinte der Doktor, nachdem er einen Augenblick über diesen Ausspruch nachgedacht hatte, dann bat er: „Wenn Sie mich jetzt allein lassen würden, Friedrich, ich möchte weiterlesen."

Gleich darauf hatte Herr Wohlgemut sich verabschiedet, der Doktor aber griff wieder nach seinem Buch und las nicht zum erstenmal, aber trotzdem mit vielem Vergnügen und vielem Behagen die darin enthaltenen Aphorismen über die Ehe, zuweilen vor sich hinschmunzelnd, bis er dann ein paar Seiten weiterblättert und das las, was Balzac in zusammenhängenden Ausführungen gegen die Ehe schrieb. Ganz gewiß, vieles war wohl übertrieben, aber ein großer Kern Wahrheit steckte sicher in allem, und für alle Männer, die sich mehr oder weniger mit dem Gedanken trugen, zu heiraten, gab es wirklich keine passendere Lektüre, um noch beizeiten, ehe es zu spät war, wieder zur Vernunft zu kommen.

Ihm selber hatte diese Lektüre schon zweimal unschätzbare Dienste geleistet. Das erstemal, als er zur Erholung von einer Verwundung während des Krieges zur Kur in Baden-Baden weilte, dann später auf einer Reise nach dem Schwarzwald. Zweimal war er in Versuchung gewesen, sich zu verloben und zu verheiraten, beide Male hatte ihn das gewissenhafte Studium des Buches davor bewahrt.

Und nun war er zum drittenmal in Versuchung. Nein, ganz so weit war es glücklicherweise noch nicht, aber er dachte doch in der letzten Zeit wieder sehr viel darüber nach, ob er wirklich bis an sein Lebensende Junggeselle bleiben, oder ob er sich nicht auch ein Heim mit einer Frau und den späteren Kindern gründen solle. Er verspürte jetzt zuweilen Heiratsgelüste, oder wenn auch noch nicht gerade die, so doch den Wunsch, dauernd ein hübsches, gebildetes, lebenswürdiges und kluges weibliches Wesen um sich zu haben.

Aber sehr viel sprach auch jetzt, wie Balzac lehrte, wieder gegen die Ehe, der er selbst glücklicherweise ja auch schon zweimal entgangen war. Nun drohte die von neuem. Nein, noch drohte sie nicht, aber immerhin waren ihm ganz plötzlich wieder Heiratsgedanken gekommen, so plötzlich, daß er zuerst gar nichts davon bemerkte, ebensowenig wie davon, daß Fräulein von Bergen ihm ganz besonders gut gefiel. Seit wann tat sie das? Und warum tat sie das? Zwei Fragen, auf die er keine Antwort fand. Nur soviel wußte er, daß er zuerst in ihr nichts weiter gesehen hatte, als ein neues Mitglied des Klubs, das noch dazu, wenn er den Ausdruck gebrauchen durfte, unter jedem Netz Tennis spielte. Aber als er sie dann öfter sah und näher kennen lernte, da gefiel sie ihm. Besonders, als er sie bei dem Tee im Kasino zum erstenmal ohne Hut sah, da hatte sie mit dem links gescheitelten Haar und mit ihren hübschen Augen, die hin und wieder so übermütig und vergnügt lachten, das an sich gehabt, was der Franzose gaminhaft nennt. Und das hatte auf ihn einen besonderen Reiz ausgeübt. Und ganz besonders sympathisch war ihm, daß sie reich war, wenngleich sie sicher nicht so viele Millionen besaß, wie die Offiziere es zuweilen behaupteten. Ihm persönlich konn-

te es ja überhaupt ganz gleichgültig sein, wieviel sie hatte, aber ihretwegen freute er sich über ihren Reichtum, denn wenn sie einmal heiratete, brauchte sie das demütigende Gefühl nicht kennen zu lernen, finanziell von ihrem Mann abhängig zu sein, und sie war, wenn ihre Ehe unglücklich werden sollte, nicht gezwungen, lediglich des Geldes wegen bei ihrem Manne ausharren zu müssen. Nach seiner Auffassung mußte es für ein armes junges Mädchen immer entsetzlich peinlich sein, einen reichen Mann zu heiraten, und deshalb war er auch immer fest entschlossen gewesen, falls er überhaupt jemals heiraten sollte, nie eine arme Frau zu nehmen, denn wenn er der später das Toiletten- und Taschengeld auch in noch so zarter und diskreter Weise gab, für seine Frau blieb trotzdem immer das Beschämende, es annehmen zu müssen. Daß er mit dieser seiner vielleicht übertrieben empfindlichen, feinen Ansicht ziemlich allein dastände, wußte er, aber das vermochte nicht seine Auffassung zu ändern.

Fräulein von Bergen aber war reich, denn selbst wenn man von den Millionen, die sie besitzen sollte, auch die Hälfte und noch mehr als Phantasiegespinste abzog, blieben immer noch mehrere übrig, die er natürlich für sie absolut sicher stellen lassen und von deren Zinsen er für seine Person niemals auch nur einen Pfennig anrühren würde. Aber davon ganz abgesehen, denn das Geld spielte für ihn persönlich ja gar keine Rolle, Fräulein von Bergen gefiel ihm ausnehmend, sie gefiel ihm so gut, daß er sich in seinen Gedanken sehr viel mit ihr beschäftigte und nun schon seit zwei Abenden, anstatt auszugehen, seinen Freund Balzac las, um sich von dem erneut alles sagen zu lassen, was gegen eine Ehe sprach.

Ob Freund Balzac ihm auch dieses Mal helfen würde? Ganz so leicht wie bisher würde es jenem jetzt wohl nicht werden, denn wie es um ihn selbst bestellt war, hatte er zu seiner eigenen Überraschung gestern nachmittag erfahren müssen, als er Fräulein von Bergen zufällig in einem Geschäft traf. Er hatte ganz deutlich gefühlt, wie er sich über die unerwartete Begegnung freute, und als sie dann hinterher seine Begleitung, die er ihr anbot, dankend annahm, war ihm beinahe so gewesen, wie in weit zurückliegenden Pennälerjahren, wenn sein Schwarm ihm gestattete, sie nach Hause zu bringen. Und als er an ihrer Seite dahinging, hatte ihn alles an ihr entzückt, die Art, wie sie gekleidet war, ihr leichter aufrechter Gang, ihr frisches, natürliches Wesen und ihre Kunst zu plaudern. Ach, und gerade die letztere war ja später für ein etwaiges Eheleben so unendlich viel wert, denn wieviele Ehen werden nicht schon allein dadurch unglücklich, daß die Eheleute nicht miteinander zu plaudern verstehen. Ausgesprochen haben Mann und Frau sich sehr schnell, soviel hat keiner von ihnen beiden erlebt, daß der andere das nicht schon nach wenigen Wochen wüßte, und dann sitzen sie meist gelangweilt beisammen und brauchen Gäste oder sonstige Zerstreuungen, weil sie sich nichts mehr zu sagen wissen, weil sie die Kunst, sich über ein Nichts in lustiger, amüsanter Weise zu unterhalten, nicht verstehen. Die Kunst, miteinander plaudern zu können, war für die Ehe zum mindesten ebenso wichtig wie das Bett, von dem Balzac behauptet, es wäre die Ehe selbst.

Und so nett und angeregt hatten sie miteinander geplaudert, daß er beinahe wütend geworden war, als plötzlich Herr von Kammler sich als Dritter zu ihnen gesellte und sie beide, in der Hoffnung nicht zu stören, um

Erlaubnis bat, sie auch seinerseits etwas begleiten zu dürfen. Der war doch sonst ein so außerordentlich wohl-erzogener Mensch, wie hatte er da nur annehmen können, daß er nicht störe? Und er hatte sich auch nicht eher wieder verabschiedet, als bis Fräulein von Bergen sich von beiden trennte, um zu ihrer Freundin Anke hinauf zu gehen.

Anstatt weiter in dem Buch zu lesen, das aufgeschlagen in seinem Schoß lag, sann und träumte er nun vor sich hin, zumal er sich der Erkenntnis nicht verschließen zu können glaubte, daß auch er Fräulein von Bergen nicht ganz gleichgültig sei. Daß jeder Herr, der sich für eine junge Dame interessiert, in dem Glauben lebt, auch bei ihr Interesse zu finden, wußte er natürlich sehr genau, aber er konnte für seinen Glauben auch einige Tatsachen anführen, so namentlich die, daß Fräulein Lore ihn auf dem Tanzfest im Kasino geradezu mit Auszeichnung behandelte. Lag das nur daran, daß er ein so guter Tänzer war? Schwerlich, denn auch in den folgenden Tagen und Wochen hatte er ihr deutlich angemerkt, daß sie gern mit ihm zusammen war, und sie hätte ihm das vielleicht noch deutlicher gezeigt, wenn sie mehr allein geblieben wären. Statt dessen war aber meistens Herr von Kammler, der sogenannte dicke Kölling, oder sonst einer als Störenfried dazwischengekommen.

Aber selbst wenn er sich auch in seiner Annahme, ihr nicht gleichgültig zu sein, nicht täuschen sollte, von einer ernsten Liebe zu ihm konnte natürlich auch bei ihr wohl noch nicht die Rede sein, obgleich die Liebe sich nicht erst nach Ablauf eines bestimmten Zeitraumes einstellt, sondern ganz plötzlich, oft sogar schon in

derselben Minute, in der zwei Menschen sich zum erstenmal sehen. Trotzdem aber war es hoffentlich bei ihr noch nicht soweit, denn ehe Fräulein Lore eine Zuneigung für ihn faßte, mußte er sich selbst über seine Empfindungen ihr gegenüber ganz klar sein, vor allen Dingen mußte er wissen, ob sein Freund Balzac ihm nicht auch dieses Mal wieder alle Heiratsgedanken austrieb.

So griff er denn erneut zu dem Buch, während er zugleich beschloß, sich, bis er sich selbst über alles klar geworden sei, Fräulein von Bergen in der nächsten Zeit auch nicht allzuviel zu nähern, um sie dadurch nicht vielleicht in einen Glauben zu versetzen, der sich unter Umständen als trügerisch erweisen würde.

Bis er plötzlich vergnügt vor sich hin schmunzelte, weil er sich fragte: was Herr Wohlgemut und seine Gemahlin wohl dazu sagen würden, wenn er ihnen eines Tages erklärte, er habe sich verlobt und beabsichtige, demnächst in den heiligen Stand der Ehe zu treten. Die würden ein schönes Gesicht machen, und sicher würden die beiden es im Interesse ihres Geldbeutels sehr ernsthaft versuchen, ihm diese Idee wieder auszureden, und ganz besonders würde Herr Wohlgemut ihm aus dem Munde seiner jetzt hochseligen Durchlaucht diesen oder jenen weisen Ausspruch anführen, aus dem hervorging, daß Seine Durchlaucht zum mindesten ein noch viel größerer Ehefeind gewesen sei als Balzac und sich trotzdem oder gerade deshalb stets außerordentlich wohlgefühlt habe. Auf jeden Fall durfte er Herrn Wohlgemut erst im allerletzten Augenblick in seine Pläne und Absichten, falls sich die überhaupt verwirklichen sollten, einweihen, schon damit er und seine Gemahlin, bevor sie ihn später verließen, die Zwischenzeit nicht benutzten,

um sich auf seine Kosten nicht noch mehr zu bereichern, als sie es ohnehin schon taten. Da konnte er gar nicht vorsichtig genug sein.

Aber das war er, ohne es zu ahnen, schon nicht gewesen, denn während er diesen Gedanken nachhing, saß Herr Wohlgemut im Zimmer seiner Gemahlin bei einer Flasche guten Mosel und bei einer nicht minder guten Zigarre, die er, ohne selbstverständlich erst danach gefragt zu haben, den ihm auf Treu und Glauben anvertrauten Vorräten seines Herrn entnommen hatte, und während er den Wein mit Genuß schlürfte und mit vielem Behagen die schöne Zigarre rauchte, meinte er nun plötzlich: „Gemahlin, denke an das, was ich dir in den letzten Tagen schon sagte und was ich dir auch heute wieder sage, das nimmt mit unserem Doktor kein gutes Ende, da er nun schon wieder zu Hause geblieben ist und zum Überfluß auch noch die ‚Physiologie der Liebe‘ liest.“

Seine Frau unterdrückte nur mühsam einen halblauten Schrei des Entsetzens: „Um Gottes willen, Mann, du glaubst doch nicht etwa, daß der Doktor eine unglückliche Liebe hat und sich totschießen wird?“

Herr Wohlgemut trank erst ein Glas Mosel und tat ein paar kräftige Züge aus seiner Zigarre, bevor er zur Antwort gab: „So bedauerlich das für den jungen Mann in der Blüte seiner Jahre ja auch wäre, für uns wäre es noch nicht das schlimmste, was uns betreffen könnte, denn dann würde er es sicher für seine Pflicht halten, uns vorher in seinem Testament sehr reichlich zu bedenken. Ich fürchte etwas noch viel Schlimmeres.“

„Und das wäre?“ fragte seine Frau zitternd und bebend, schon weil sie sich etwas noch Schlimmeres als

einen Selbstmord des Doktors bei dem besten Willen nicht vorzustellen vermochte.

Herr Wohlgemut machte eine Kunstpause, um die Wirkung seiner Worte zu erhöhen, dann meinte er: „ich bin davon überzeugt, unser Doktor trägt sich mit dem Gedanken, sich zu verheiraten.“

Seine Frau stieß einen gellenden Schrei aus, so daß ihr Mann ihr tadelnd zurief: „Gemahlin, gelle nicht so, das tut eine Dame aus unseren Kreisen nicht. Im übrigen fühle ich dir deinen Schrei bis zu einem sehr bedeutenden Grade nach, zumal ich glaube, daß es sich bei meinen Worten um mehr als nur eine Befürchtung handelt, denn als ich gestern nachmittag in der Stadt war, habe ich, ohne von ihm bemerkt zu werden, unseren Doktor an der Seite einer sehr hübschen jungen eleganten Dame gesehen, mit der er sich auf das angelegentlichste unterhielt. Und das, in Verbindung mit seiner jetzigen Lektüre, scheint mir untrüglich zu beweisen, daß dem so ist, wie ich dir vorhin sagte.“

„Aber um Gottes willen, was wird dann aus uns, wenn du recht behalten solltest?“ jammerte seine Frau, die aus Angst vor ihrem Mann nicht abermals zu gellen wagte. „Dann müßten wir uns ja wieder eine neue Stellung suchen, denn unter einer Frau, die von nichts etwas versteht, sich aber trotzdem natürlich um alles kümmern will, bliebe ich nicht im Hause, ganz besonders nicht, wenn ich der sogenannten Gnädigsten vielleicht auch noch jeden Groschen oder wenigstens jeden Fünfigmarkschein von dem Wirtschaftsgeld vorrechnen sollte. Wir müssen in unserem Alter doch an unsere Zukunft denken, damit wir später, wenn wir einmal nicht

mehr arbeiten können, genug haben, um wenigstens halbwegs sorgenfrei von unseren ehrlichen Ersparnissen zu leben. Und du weißt doch selbst, wieviel man heutzutage, selbst bei bescheidenen Ansprüchen, zum Leben braucht."

„Und ob ich das weiß, Gemahlin, ich weiß es vielleicht noch besser als du. Deshalb kannst du auch davon überzeugt sein, daß deine Sorgen zugleich die meinen sind, und ich würde hier nicht so ruhig bei meinem Wein und bei meiner Zigarre sitzen, wenn ich nicht fest entschlossen wäre, alles zu tun, was ich nur kann, um das uns vielleicht drohende Unheil beizeiten von unseren Häuptern abzuwenden. Wie ich das mache, weiß ich im Augenblick noch nicht, aber das wird mir Gott der Herr oder sonst eine gute Flasche Wein, bei der ich später darüber nachdenke, schon noch eingeben. Zunächst werde ich einmal festzustellen versuchen, wer die junge Dame war, um dann sehr genaue Erkundigungen über sie und ihre Familie einzuziehen, und wenn da nicht alles ganz tipp-topp allererste Klasse ist, oder wenn ich herausbekomme, daß es sich da um ein armes Mädel handelt, das mit unserem Doktor nur eine gute Partie machen will, dann haben wir schon halb gewonnen."

Bis spät in den Abend hinein saßen Herr Wohlgemut und seine Frau bei diesen Gesprächen, der Doktor las bis spät in den Abend hinein in seinem Buch, um es von Zeit zu Zeit aus der Hand zu legen und um über das, was er gelesen, und insonderheit im Zusammenhang damit über Fräulein von Bergen nachzudenken, und unterdessen lag Lore, ohne auch nur das geringste davon zu ahnen, in welcher Weise sie die Gemüter im Hause des Doktors beschäftigte und beunruhigte, in ihrem Bett und dachte

an den morgigen Tag, der nun endlich das kleine Abendessen bei ihrer Mutter bringen sollte, bei dem der Major ihre Freundin Anke näher kennen lernen würde, ebenso wie Anke den Major, von dem sie, Lore, ihr in der letzten Zeit soviel erzählt und vorgeschwärmt hatte, daß Anke wirklich neugierig geworden war, und daß sie letzthin sogar erklärt hatte: „Wenn er mir bei näherer Bekanntschaft nur halb so gut gefällt, Lore, wie ich es hoffe, und wenn er dann auch an mir Gefallen findet, heirate ich ihn mit Kußhand.“ Das hatte ganz ruhig und bestimmt geklungen, aber Lore wußte doch, daß Anke das in noch nachträglicher Erregung über ein Zusammentreffen sagte, das sie letzthin auf der Straße hatte. Da war ihr der Assessor entgegengekommen, aber nicht allein, sondern am hellen lichten Tage in Begleitung von Fräulein Pfefferkorn. Und nicht nur das, anstatt mit dem Mädchen auf die andere Seite zu gehen, war er mit ihm auf demselben Trottoir geblieben, hatte sie, Anke, begrüßt und sie dadurch gezwungen, ihn wieder zu grüßen. Und als sie grüßt, hatte Fräulein Pfefferkorn mitgegrüßt. Das schlug nach Ankes Ansicht denn doch wirklich dem Faß den seit dem Kasinonachmittag ohnehin schon so lose sitzenden Boden aus, obgleich sie von Fräulein Pfefferkorn nichts Schlechtes wußte, und obgleich deren Ruf auch ein guter sein sollte. Aber auch nur sollte, denn genaueres wußte natürlich niemand.

Na, der morgige Abend würde es ja nun entscheiden, ob der Major und Anke wirklich Gefallen aneinander fanden, und schon deshalb wurde es die höchste Zeit, daß die beiden endlich einmal in aller Ruhe zusammenkamen. Das kleine Abendessen hatte auch schon längst stattfinden sollen, aber es war immer etwas dazwischengekommen. Zuerst hatte Anke sich nicht ganz

wohl gefühlt und ein paar Tage das Bett gehütet, dann hatte der Major zu der Hochzeit einer seiner Nichten reisen müssen, war länger fortgeblieben, als er glaubte, und als er dann endlich zurückkam, brachte er eine Erkältung und einen Schnupfen mit, die beide gar nicht wieder weggehen wollten, und mit denen er jeden Menschen, der sich ihm auch nur in Niesweite näherte, ansteckte. Nun war er glücklich wieder ganz auf dem Damm und sah, wie sie es wußte, dem morgigen Abend voller Ungeduld entgegen, zumal er in der freudigen Erwartung, nun bald eine hübsche junge Frau zu bekommen, inzwischen an seiner Hausdame immer neue Fehler und Untugenden festgestellt hatte, obgleich er ihr, wenn auch knurrend und brummend, wie er ihr, Lore, verriet, das Zeugnis ausstellen mußte, daß sie ihn während seiner Schnupfenerkrankung sehr gut gepflegt und ihm nicht den leisesten Vorwurf gemacht hatte, daß ihre Nase dabei zum mindesten ebenso krank wurde, wie die seine es war.

Sie selbst aber sah dem morgigen Abend zwar voll neugieriger Spannung, aber doch ohne sonderliche Freude entgegen, denn sie würde es lieber gesehen haben, wenn sie noch einen Herrn für sich hätte dazu einladen können, aber sie wußte nicht wen, obgleich inzwischen die Befürchtungen der Mutter, daß nicht nur die verheirateten Familien des Regiments, sondern auch die Junggesellen bei ihnen Besuch machen würden, in Erfüllung gegangen waren. Die Herren waren gekommen, um sich dadurch, wie sie es alle betonten, dafür zu bedanken, daß ihre Mutter und sie der Einladung in das Kasino Folge leisteten, nur Dr. Schumann hatte sich nicht sehen lassen, aber das lag sicherlich nur daran, daß er damals im Kasino selbst als Gast geweiht und somit keine Veran-

lassung hatte, ihrer Mutter und ihr durch einen Besuch offiziell für ihre Teilnahme an dem Tanztee zu danken. Und viel zu danken hatten die anderen Herren ihr eigentlich auch nicht gehabt, denn wenn sie, und das tat sie nun, da sie noch nicht einschlafen konnte, auch jetzt wieder, an den Nachmittag zurückdachte, so hatte der sie doch recht enttäuscht. Es war nicht halb so lustig gewesen, wie sie es erwartete, und die jungen Offiziere hatten sich mit Ausnahme von Herrn von Kölling so wenig um sie gekümmert und taten das auch seit jenem Tage immer noch so wenig, daß sie sich zuweilen etwas darüber ärgerte. Und von Herrn von Kammler, der sich mit seinen beiden verrückten unmusikalischen Ohren als gänzlicher Nichttänzer entpuppte, hatte sie doch überhaupt kaum etwas gehabt, und wenn er sie auch im weiteren Verlauf des Nachmittags sehr nett unterhielt, sie hatte ihn trotzdem nicht so nett gefunden wie sonst, schon weil sie immer an den Kuß denken mußte, den er dem Schuhabsatz von Fräulein Richter gegeben, bevor er ihn an seinem Herzen barg. Wie konnte man überhaupt nur einen solchen Absatz küssen? Sie wenigstens vermochte sich nicht vorzustellen, daß sie jemals den Absatz eines Herrenstiefels an ihre Lippen führen sollte, selbst wenn sie in den Besitzer des Stiefels noch so verliebt wäre. Und dabei sollte Herr von Kammler doch nicht einmal in die Tilly verliebt ein, sondern von der ganz gegen seinen Willen dahin gebracht werden, sich mit ihr zu verloben. Aber das schien doch wohl nicht zu stimmen, denn sonst hätte er den Absatz sicher einfach zum Fenster hinausgeworfen oder in eine Rocktasche gesteckt, vorausgesetzt, daß er nicht von der Tilly gebeten oder irgendwie gezwungen worden war, das abgetretene Stück Leder wie ein Heiligtum aufzubewahren und

es zu küssen, als sei er ein Katholik und der Schuhabsatz die Reliquie eines Heiligen.

Na, das alles ging sie ja nichts an, aber trotzdem hatte sie sich an dem Nachmittag geärgert, daß sie die kleine Episode durch einen Zufall mit ansah, aber am meisten hatte sie Tilly Richters triumphierender Gesichtsausdruck empört, denn in dem glaubte sie in bezug auf Kammler ganz deutlich zu lesen: Na, mein Herr, habe ich Sie nun endlich soweit, wie ich Sie haben wollte, und werden Sie sich noch weiter sträuben, mich um meine Hand zu bitten? Ja, das glaubte sie ganz deutlich in Tillys Zügen gelesen zu haben, und daß jene so dachte, fand sie gemein und schlecht von ihr, denn wie konnte man nur einen Herrn zur Verlobung und zur Heirat zwingen wollen!

Und dann dachte sie wieder darüber nach, ob es morgen abend nicht wirklich recht langweilig für sie sein würde, wenn sie selbst keinen Tischherrn hatte, sondern wenn der Major, der ihre Mutter und Anke führen würde, auch noch ihr den Arm bot, soweit er das Kunststück überhaupt fertigbrachte. Aber mehr als zwei Damen an einem Abend konnte er doch nicht haben, und erst recht konnte kein noch so geschickter Festordner die Tischplätze so arrangieren, daß er, anstatt an jeder Seite eine Dame, auf der einen Seite in der Weise zwei hatte, daß eine jede von ihnen unmittelbar neben ihm saß.

Und da sie immer noch nicht einschlafen konnte, weil sie es auch noch gar nicht wollte, beschloß sie plötzlich, für morgen abend doch noch einen Herrn einzuladen. Aber wen? Darüber dachte sie nun eine ganze Weile nach, bis sie sich schließlich für Helmut von Kammler

entschied, einmal, um sich ihm dadurch dafür dankbar zu erweisen, daß er sich auf dem Tennisplatz noch mehr Mühe mit ihr gab, als die anderen, ferner, weil er ihr morgen abend ganz sicher nicht den Hof machen, sondern sie nur sehr nett unterhalten, endlich aber, weil er in der Aufforderung, bei ihnen ein Butterbrot zu essen, keine besondere Auszeichnung erblicken und daraus keine Veranlassung nehmen würde, nun gleich um sie, das Mädel mit den phantastischen Millionen zu werben. Und schließlich entschied sie sich für ihn, weil sie doch noch einen einladen wollte und weil es da eigentlich ganz einerlei war, wen sie einlud.

Mit dem Gedanken an Kammler schlief sie ein, das aber nur, damit sie es nicht vergäße, es morgen früh gleich der Mutter zu sagen, daß am Abend noch ein Gast kommen würde. Und glücklicherweise vergaß sie es auch nicht, so daß sie am Morgen, als sie mit der Mutter zusammen bei dem Kaffee saß, um deren Widerspruch von Anfang an möglichst auszuschalten, ganz ruhig und gelassen erklärte: „Weißt du, Mutter, ich habe es mir vorhin bei dem Anziehen überlegt und da glaube ich, daß wir nicht darum herumkommen werden, zu heute abend noch einen Herrn bitten zu müssen, schon damit Anke sich nicht gar zu sehr langweilt, wenn sie nur den Major antrifft. Und auch seinetwegen müssen wir noch jemanden einladen, damit er nach Tisch seine geliebte Zigarre rauchen kann, was er mit Rücksicht auf uns als einziger Herr sonst ganz bestimmt nicht täte.“

Glücklicherweise hatte die Mutter keine Zeit und keine Gelegenheit, irgend etwas darauf zu erwidern oder Einwände dagegen zu erheben, denn plötzlich trat das Mädchen in das Zimmer, um zu melden, daß die Eierfrau

in der Küche sei, und daß die Eier schon wieder teurer geworden wären, ja, die unverschämte Person hätte erklärt, sie ließe nicht einen Pfennig von dem Preise ab, denn Ihre Exzellenz hätte ja, wie alle Welt wisse, so viele Millionen geerbt, daß es ihr auf ein paar Mark mehr oder weniger für ein Ei doch unmöglich ankommen könne.

Ihre Exzellenz rauschte in ihrem langen Morgen-
gewand hinaus, um höchst eigenmündig mit der Bauers-
frau zu sprechen, und als sie dann zurückkam, war sie
über deren Unverschämtheit so empört, daß sie darüber
Lorens letzte Worte ganz vergaß, und Lore selbst hütete
sich, ihrerseits das Gespräch wieder darauf zu bringen.

In der Hoffnung, von Kammler für den Abend kei-
nen Korb zu bekommen, ging sie am Nachmittag von Hau-
se fort, und sie hatte das Glück, ihm schon unterwegs zu
begegnen. Da sie beide dasselbe Ziel hatten, bot er ihr
seine Begleitung an, und als sie miteinander im Gespräch
dahinschritten, fragte sie ihn, einem plötzlichen Einfall
folgend, lachend und übermütig: „Wissen Sie wohl, Herr
von Kammler, daß Sie Glück oder Unglück haben, je nach-
dem Sie es nennen werden?“ Und als er sie erstaunt an-
sah, setzte sie, froh, daß ihr dieser Gedanke eben ge-
kommen war, so daß er sich über ihre Einladung gar nicht
wundern und in der er, selbst wenn er es wollte, gar kei-
ne Bevorzugung erblicken konnte, hinzu: „Wie Sie mich
hier sehen, bin ich nicht nur auf den Beinen, um nachher
Tennis zu spielen, sondern namentlich, um einen Herrn zu
finden, der heute abend Lust hat, mit einem alten
Freund unseres Hauses und mit meiner Freundin Anke
bei uns ganz einfach zu essen. Wir sind drei Damen, aber
nur ein Herr. Da wollte ich den ersten, den ich treffen
würde, bitten, der zweite zu sein, und da Sie nun der

erste sind, frage ich Sie hiermit in aller Form: Wollen Sie heute um acht Uhr ganz ohne alle Umstände zu uns kommen, oder haben Sie etwas anderes vor, dann müßte ich mich an den zweiten wenden, der mich als nächster begrüßt."

Um ihm in keiner Weise zu zeigen, wie fest und bestimmt sie gerade auf seine Zusage hoffte, hatte sie ganz ruhig und gleichgültig, wenn natürlich auch sehr liebenswürdig zu ihm gesprochen, und sie freute sich, als sie sah, wie es bei ihren Worten in seinen Augen aufblitzte und wie ein leichtes Rot seine Wangen färbte, während er zur Antwort gab: „Da muß ich dem Himmel sehr, aber sehr dankbar sein, gnädiges Fräulein, daß er mir zu Hause einen leichten Rippentriller versetzte, der mich veranlaßte, früher, als es meine Absicht war, fortzugehen. Eine innere Stimme rief mir fortwährend zu: Mach', daß du fortkommst, sonst kommst du zu spät, und das wäre ich ja auch ganz bestimmt, wenn ich mich nicht beizeiten aufgemacht hätte. Wie gesagt, ich bin dem Himmel dafür mehr als dankbar, und wenn er für solche Opfer noch ebenso empfänglich wäre wie in alten Zeiten, würde ich ihm einen Widder opfern."

Nach diesen Worten, die seine große Freude ja mehr als deutlich verriet, war ihre Frage eigentlich überflüssig, aber eine direkte Zusage hatte er ihr doch noch nicht gegeben, und deshalb erkundigte sie sich jetzt: „So dürfen meine Mutter und ich Sie also bestimmt erwarten? Sie werden kommen?"

„Und ob ich komme, gnädiges Fräulein!" rief er ihr mit leuchtenden Augen zu: „In meiner Eigenschaft als vorübergehender stellvertretender Kompagnieführer

komme ich sogar, wenn Sie es befehlen, hoch zu Roß, feldmarschmäßig an der Spitze meiner ganzen Kompagnie und —

„Um Gottes willen, nur das nicht, Herr von Kammler!“ unterbrach sie ihn lachend, „denn wie sollten wir wohl Ihre ganze Kompagnie mitsamt Ihrem Pferd an unseren kleinen Eßtisch setzen können und die alle satt bekommen? Lassen Sie also Ihr Pferd im Stall, Ihre Leute in der Kaserne und kommen Sie allein.“

„Und welcher Anzug wird befohlen?“ erkundigte er sich.

„Kommen Sie bitte so, wie Sie in das Kasino zu Tisch gehen, denn es handelt sich um ein ganz einfaches Abendessen, ja, das Essen und Trinken ist so einfach und bescheiden, daß jeder das Seinige noch dazu mitbringen muß.“

„Und was darf ich mitbringen, gnädiges Fräulein?“ erkundigte er sich übermütig, „Ölsardinen in Gelee, kandierte Orangen in Meerrettich, oder Aal in Vanille?“

„Aber das gibt es doch überhaupt nicht,“ fiel sie ihm belustigt in das Wort, „und derartige Dinge brauchen Sie für die kleine Tafel überhaupt nicht zu stiften, wohl aber etwas anderes, Humor und gute Laune.“

„Für beides garantiere ich, gnädiges Fräulein, die bringe ich mit, obgleich oder gerade weil die beiden mir in den letzten Tagen etwas abhanden gekommen sind. Da freue ich mich selbst darauf, heute abend einmal wieder froh und lustig sein zu können.“

Und er freute sich wirklich darauf, heute abend vielleicht einmal wieder zu lachen, denn ihn bedrückte in den letzten Tagen mancherlei, was mit seiner jungen Freundin Hedi zusammenhing, da er, je länger er darüber nachdachte, desto mehr zu der Erkenntnis kam, daß seine Beziehungen zu dem hübschen und netten Mädels vielleicht noch schneller, als er es zuweilen befürchtete, ihr Ende nehmen würden, und das noch dazu ganz ohne seine Schuld. Nein, er hatte ganz bestimmt nichts getan, um dieses Ende herbeizuführen, aber die Hedi war nicht mehr dieselbe wie früher. Das hatte er schon an dem Abend gemerkt, an dem er ihr als Mitbringsel von seiner Dienstreise die hübschen Lackschuhe überreichte. Gewiß hatte sie sich über das Geschenk gefreut, aber anstatt es sich, wie er es angenommen, gleich über die kleinen Füße zu ziehen und sich ihm damit zu zeigen, hatte sie es auf dem Tisch stehen lassen, und wenn sie sich auch bei ihm bedankte, hauptsächlich hatte sie ihn doch ausgescholten, daß er soviel Geld dafür ausgegeben. Und anstatt ihn zu küssen, hatte sie sich nur an ihn geschmiegt und sich von ihm küssen lassen.

Mehr als einmal lag ihm auf der Zunge zu fragen: Aber Hedi, was hast du denn nur? Doch er unterließ es, weil er aus Erfahrung wußte, daß man in solchem Falle doch stets nur die unwahre Antwort erhält: „Ich? Ich habe nichts.“ So fragte er nicht und vielleicht gerade darum dauerte es auch nicht allzulange, bis Hedi ihm von einer kleinen Geburtstagsfeier erzählte, die sie während seiner Abwesenheit mitgemacht und auf der sie einen ebenso hübschen wie netten und tüchtigen jungen Kaufmann kennen gelernt habe, der sofort an ihr großes Gefallen gefunden, der sich an dem Abend fast ausschließ-

lich ihr widmete, der sie auch nach Hause begleitete und sie dann bat, ihm doch öfters ein Wiedersehen zu ermöglichen, wobei er natürlich betonte, er sei ein durchaus reeller junger Mann in sehr guter Position und mit den allersolidesten Heiratsabsichten. Natürlich hatte die Hedi ihm weiter erzählt, sie selbst liebe den jungen Kaufmann noch nicht, wenigstens noch nicht so, daß sie auch ihrerseits schon an eine Heirat mit ihm denke, aber es wäre doch nicht ausgeschlossen, daß es vielleicht über kurz oder lang dahin käme, und wenn sie es natürlich auch nicht eine Sekunde bereue, ihn, Kammler, kennen gelernt zu haben, so wisse sie doch nicht, ob es nicht ein großes Unrecht gegen ihren etwaigen späteren Mann sei, wenn sie ihm auch in Zukunft noch angehöre, bis sich die Sache zwischen ihr und dem jungen Kaufmann so oder so geklärt habe.

„Das mußt du ganz allein entscheiden, kleine Hedi,“ hatte er ihr erwidert, „das mußt du lediglich von deinen eigenen Empfindungen abhängig machen, denn es ist sehr schwer zu sagen, wo da das Recht aufhört und wo das Unrecht anfängt, zumal du selbst ja noch nicht weißt, ob es zwischen euch zu einer Verlobung kommen wird oder nicht.“

Hedi hatte es ihm mit einem Kuß gedankt, daß er so zu ihr sprach, und gerade weil er das tat, war alles auch vorläufig noch so geblieben wie bisher, aber es war doch nicht mehr dasselbe, denn ohne daß sie es einander eingestanden, stand der junge reelle Kaufmann in sehr guter Position mit den allersolidesten Heiratsabsichten zwischen ihnen.

Und zwischen ihnen stand noch etwas anderes, Tilly Richters hoher Schuhabsatz, den er, wie er es ihr versprach, auf seinem Schreibtisch stehen hatte, nachdem er sich für ihn bei einem Drechsler ein kleines Gestell hatte anfertigen lassen, damit er nicht wie in den ersten Tagen beständig umfiele. Auf diesen Absatz aber war die Hedi mehr als eifersüchtig, und es nützte auch nichts, daß er ihr der Wahrheit gemäß erzählte, wie er zu ihm gekommen sei. Hedi hatte darauf immer nur die eine Antwort: „Wenn dir wirklich so wenig an dem Ding läge, würdest du es wegwerfen oder einfach in deinem Schreibtisch verschließen.“

„Aber Hedwig,“ bat er dann, „ich habe es doch fest versprochen, ihn solange auf dem Schreibtisch stehen zu lassen, bis ich entweder darum gebeten werde, ihn wieder fortzunehmen, oder bis ich selbst darum bitte, es tun zu dürfen, und was man als anständiger Mensch verspricht, muß man auch halten, ganz einerlei, ob es sich um eine große Sache oder um eine Bagatelle handelt.“

Den unglücklichen Absatz hatte er schon mehr als ein dutzendmal verwünscht, zumal der ihn auch oft bei seinen Arbeiten störte, weil er Wünsche und Gedanken in ihm wachrief, die mit seinem Herzen wenig, mit seinen Leidenschaften aber sehr viel zu tun hatten, und die dann immer von neuem die Befürchtung in ihm wachriefen, daß er ihnen doch einmal unterliegen könne, zumal die Tilly es mehr als je darauf abgelegt zu haben schien, ihn zu dem entscheidenden Wort zu verleiten. Das erst wieder vor einigen Tagen, als er zum Abendessen bei seinem Hauptmann gewesen war, der sie beide nach Tisch länger als eine Viertelstunde allein ließ, weil eine Ordonnanz mit wichtigen Schriftstücken kam, die

sofort erledigt werden mußten. Er hatte gesehen, wie es in Tillys Augen aufblitzte, als ihr Schwager das Zimmer verließ, und als sie dann allein waren, hatte sie alle ihre Verführungskünste ihm gegenüber spielen lassen. Und mit einem Lächeln, das ihn beinahe verrückt machte, hatte sie die Erregung bemerkt, die ihn ergriff.

Heiß und kalt war ihm geworden, so heiß und kalt wie noch nie in ihrer Gegenwart, so daß er sich kaum beherrschen und kaum antworten konnte, als der Hauptmann endlich wieder eintrat, um sich wegen seines langen Fortbleibens zu entschuldigen und um zu fragen: „Hoffentlich habt ihr beide euch inzwischen gut unterhalten?“ Er selbst hatte nur ein paar unverständliche Worte über die Lippen gebracht, Tilly aber hatte lachend, girrend und übermütig erwidert: „Wir haben dich gar nicht entbehrt, lieber Schwager, nicht wahr, Herr von Kammler?“

Als er an dem Abend wieder zu Hause war, hatte er noch deutlicher als je eingesehen, es gab aus der Gefahr, die ihn bedrohte, wirklich nur eine Rettung, das war die Freundschaft, die er mit Fräulein Lore anknüpfen mußte, das sagte er sich auch jetzt wieder, als er mit ihr den Tennisplatz erreicht hatte und dort dem Spiel, das bereits begonnen, zusah. Ja, er sagte es sich jetzt doppelt und dreifach, weil ihm der heutige Abend vielleicht, nein hoffentlich sicher, die von ihm schon längst gesuchte Gelegenheit zu einer Aussprache in dem von ihm gewünschten Sinne zwischen ihnen bieten würde.

Etwas Willkommeneres als diese Einladung zu Lores Mutter hätte ihm gar nicht widerfahren können, so zählte er beinahe die Minuten, bis die Uhr acht schlugen

würde, und ein anderer tat das erst recht. Das war der Major a. D. Schulenberg, ja, der zählte eigentlich schon seit dem frühen Morgen, denn heute abend um acht begann für ihn die kritischste Stunde seines Lebens, da würde es sich entscheiden, ob Fräulein Anke und er Gefallen aneinander fänden und ob der elektrische Funke, poetisch die Liebe genannt, fortwährend zwischen ihnen beiden hin und her springen würde, damit sie einsähen und begriffen: Ihr beide gehört fortan für das Leben zusammen, und nur der Tod soll euch trennen.

Aber an das Sterben dachte er natürlich vorläufig nicht, sondern nur an Heirat und Liebe, namentlich an die letztere, und er sehnte sich jetzt, wo die Entscheidungsstunde nahte, wirklich danach, einmal wieder wie in längst vergangenen Zeiten voll aufrichtiger Zärtlichkeit „Oskar, mein Oskar“ genannt zu werden. Er wollte lieben und geliebt werden. Sich zu verlieben, war er für den Abend fest entschlossen. Aber das Wiedergeliebtwerden lag nicht so ohne weiteres bei ihm allein. Da mußte er Fräulein Ankes Herz erst erobern, soweit das nicht schon durch Lores Vermittlung und Fürsprache für ihn gewonnen war. Na, er würde den richtigen Ton schon zu treffen wissen und die Ritterlichkeit seines Wesens durch sein gewinnendes und einnehmendes Äußere zu unterstützen verstehen.

Bei dem Gedanken, daß es sich nun heute in der Hauptsache, wenn auch noch nicht in allen Einzelheiten, entscheiden würde, ob er bald eine junge hübsche Frau habe, lief er den ganzen Tag wie ein geschwollener Gickelhahn herum, und er gestand sich selbst ein, er benahm sich um so auffälliger, je natürlicher er sich geben wollte, um nichts davon zu verraten, daß ihm große Dinge

bevorstünden. Aber so sehr er sich auch bemühte, ganz ruhig und gelassen zu sprechen, er hörte es selbst, daß seine Stimme einen aufgeregten Klang hatte, als er am Mittag zu seiner Hausdame sagte: „A propos, Fräulein von Döhning, da fällt mir eben ein, ich glaube, ich habe Ihnen noch gar nicht mitgeteilt, daß ich heute abend ausgehe. Meine liebe Freundin, Ihre Exzellenz Frau von Bergen, hat mich gebeten, bei ihr zu essen und hinterher mit ihr Whist zu spielen.“

„Aber gestern sagten Sie mir doch, Herr Major, Sie wären zu Ihrer Exzellenz zu einer Partie L'hombre befohlen?“ fragte Fräulein von Döhning so gleichgültig wie es ihr nur möglich war, da es sie Mühe kostete, nicht nur ein leises, sondern ein lautes Lachen zu unterdrücken, denn klug, wie sie war, hatte sie den Major längst durchschaut und ahnte, was er am Abend vorhatte. Aber sie machte sich deswegen weiter keine Sorgen und dachte auch nicht daran, ihn unter irgend einem Vorwand zurückzuhalten. Im Gegenteil, sie ließ ihn ruhig gehen, denn dafür, daß er bei Ihrer Exzellenz mehr an sie, als an die Dame, mit der er dort zusammentreffen wollte, denken sollte, würde sie schon sorgen. Sie würde ihm schon irgendein Abschiedswort mit auf den Weg geben, das ihm beständig in den Ohren klang, und das ihm nicht nur bewies, daß sie sehr treu für ihn sorgte, sondern auch, daß sie für ihn sorgte, weil er ihr alles andere als gleichgültig war.

Der Major war bei ihrer Frage rot und verlegen wie ein Schulknabe geworden, trotzdem meinte er, sich ganz verwundert stellend: „Ich hätte Ihnen gestern etwas von einem L'hombre-Abend erzählt, Fräulein von Döhning? Das muß ganz entschieden ein Hörfehler Ihrer-

seits oder sonst etwas gewesen sein, denn ich kann mich überhaupt nicht entsinnen, Ihnen schon gestern etwas von der an mich ergangenen Einladung gesagt zu haben. Die erwähnte ich doch vorhin zum erstenmal, und auch da sagte ich es nur, damit Sie sich mit dem Abendessen nicht auf mich einrichten."

Dieses Mal lachte Fräulein von Döhring wirklich, und zwar ein sehr sympathisches herzliches Lachen, bei dem sie zwei Reihen blendend weißer, gesunder Zähne zeigte, bevor sie mit einem leisen Vorwurf in der Stimme erwiderte: „Aber Herr Major, warum stellen Sie sich denn nur so gedächtnisschwach und warum geben Sie es nicht offen zu, daß Sie seit drei Tagen überhaupt von nichts anderem mehr sprechen, als von dem heutigen Abend? Glauben Sie etwa, daß ich Ihnen den mißgönne, oder daß ich verstimmt darüber wäre, daß Frau von Bergen, die ich doch auch kenne, mich nicht mit Ihnen zusammen eingeladen hat, obgleich sie weiß, daß auch ich Whist spiele?“

Von neuem kam sich der Major wie ein ertappter Schuljunge vor, und um sich nicht zu verraten, griff er Fräulein von Döhrings letzte Worte auf, ohne sich im Augenblick darüber klar zu sein, daß er damit erst recht in den Wurstkessel geriet, denn er meinte sehr lebhaft: „Sie haben recht, Fräulein von Döhring, denn nicht nur eigentlich, sondern erst recht uneigentlich hätte Ihre Exzellenz Sie mit einladen müssen, und daß sie das nicht tat, gerade das, nein einzig und allein das macht mich, wie soll ich sagen, so nervös und aufgeregt, denn es tut mir für Sie leid, daß Sie nun heute abend allein zu Hause sein müssen.“

„Das ist sehr liebenswürdig von Ihnen, Herr Major, und das macht Ihrer ritterlichen Gesinnung alle Ehre,“ warf Fräulein von Döhning ein, während dabei, ohne daß er es bemerkte, ein leises, schelmisches Lächeln ihren Mund umspielte, bis sie nun fortfuhr: „Aber wenn dem so ist, wie Sie sagen, Herr Major, warum haben Sie Ihre Exzellenz nicht gleich an mich erinnert, oder wenn Sie im Augenblick nicht daran dachten, warum haben Sie es nicht noch nachträglich getan?“

Nun bin ich nur begierig, mein sehr verehrter Herr Major, was Sie darauf erwidern werden, dachte Fräulein von Döhning mehr als belustigt über das entsetzte Gesicht, mit dem der Major ihr plötzlich gegenüber saß, und wenn sie mehr als neugierig war, was er erwidern würde, so war er selber mehr als neugierig darauf, was er erwidern solle. Am liebsten hätte er gar nichts gesagt, aber er sah ein, das ging nicht, und deshalb beschloß er endlich, das nach seiner Ansicht allein Richtige und Vernünftige zu tun, um Fräulein von Döhning, wie schon so oft, auch jetzt einmal wieder innerhalb der Grenzen der Wohlerzogenheit grob zu werden. Deshalb rief er ihr jetzt zu: „Ich muß sehr bitten, Fräulein von Döhning, mir darüber, wenn auch nur bis zu einem gewissen Grade, keine Vorschriften machen zu wollen, was ich nach Ihrer Ansicht, die ich nicht einmal als richtig anerkennen kann, gleich auf der Stelle, als Ihre Exzellenz mich einlud, hätte tun können oder noch nachträglich hätte tun sollen. Das wollen Sie bitte ganz mir überlassen, und ferner müssen Sie doch selbst zugeben, daß es mehr als aufdringlich von mir gewesen wäre, wenn ich Ihrer Exzellenz in Ihrer Person einen Gast hätte aufdrängen wollen, den sie aus irgendwelchen mir natürlich unbekannten Gründen von Anfang an nicht mit einzuladen

für gut und richtig hielt. Im übrigen sind wir damit ja glücklicherweise wieder dabei angelangt, daß wir uns zanken. Daß diese ewigen Streitigkeiten aber auf die Dauer unerträglich sind, werden Sie hoffentlich selbst einsehen und daraus Ihre Konsequenzen ziehen."

Worin diese bestehen sollten, erriet und verstand Fräulein von Döhring natürlich sehr gut, aber sie dachte jetzt ebensowenig daran, seine Worte ernsthaft zu nehmen, wie sie das bisher mit seinen mündlichen und schriftlichen Kündigungen getan hatte, nicht, weil sie um jeden Preis in ihrer Stellung bleiben wollte, nicht, weil sie den alten Brummbären, wie sie ihn oft im stillen nannte, lieb gewonnen hatte und nicht, als wenn sie den Ehrgeiz besessen hätte, unter allen Umständen seine Frau werden zu wollen, sondern weil sie Menschenkenntnis besaß und viel besser als er selbst wußte, wie es in ihm aussah, daß er sie auch seinerseits schon längst lieb gewonnen hatte, und daß er schon lange um sie gehalten hätte, wenn sie jünger gewesen wäre. Ihn aber, den älteren Mann, lockte und reizte eine junge Frau, mit der er natürlich auf die Dauer bei dem Unterschied der Jahre sehr unglücklich werden würde. Vor dieser Dummheit aber, eine solche Ehe einzugehen, wollte sie ihn dadurch, daß sie im Hause blieb, bewahren, und wenn er sich über kurz oder lang den Korb, der ihm nach ihrer gewissenhaften Überzeugung bei einem jungen Mädchen, wahrscheinlich bei dem, mit dem er heute hinter ihrem Rücken bei der Exzellenz zusammentraf, totensicher bevorstand, geholt hatte, dann wollte sie bei ihm und um ihn sein, zumal ihm auch noch ein ganz schwerer Verlust bevorstand, von dem er nichts ahnte, und von dem er auch noch nichts ahnen durfte. Als er letztthin bei den Hochzeitsfeierlichkeiten seiner Nichte weilte, war sie in

seiner Abwesenheit mit seiner Paula, die vorübergehend krank war, was sie ihm aber auch verschwieg, bei dem Tierarzt gewesen, der den Hund auf das genaueste untersuchte und ihm ein baldiges plötzliches Ende prophezeite. Was sollte aus dem Major werden, wenn er seine Paula nicht mehr hatte, wenn er den Korb, den er sich bei einer Jungen geholt, mit sich herumtrug, wenn er dann ganz allein mit dem unehrlichen und ungeschickten Mädchen in seiner Wohnung saß, in der er ganz bestimmt auch noch Zwangsmieter erhielt? Da bekam er sicher wirklich sehr bald den ersten Schlaganfall, von dem er ihr schon so oft gesprochen, wenn die Rede einmal auf die Ehe kam, und wenn er dann seinem Vorsatz gemäß wirklich heiraten wollte, fand er niemanden.

„Nun sind Sie wohl auch noch wieder wie gewöhnlich belitten und halten es für unter Ihrer Würde, mir offen und ehrlich zuzugeben, daß ich mit dem, was ich sagte, vollständig recht hatte?“ weckte sie da seine Stimme aus ihren Gedanken.

„Aber warum sollte ich denn wohl belitten sein, wie Sie das nennen, Herr Major?“ fragte Fräulein von Döhrring ganz verwundert. „Ich kenne Sie doch und weiß, daß Ihre Worte nicht halb so ernsthaft gemeint sind wie sie klingen, weil Sie sich die im voraus nicht immer ganz genau überlegen.“

„Bitte sehr,“ brauste der Major auf, „die überlege ich mir im voraus sogar immer sehr genau.“

Mit ihren hübschen Augen warf Fräulein von Döhrring ihm einen bittenden, warmen Blick zu: „Streiten wir uns doch nicht immer, Herr Major, wir sind doch nun einmal aufeinander angewiesen.“

„Aber hoffentlich nicht mehr lange, Fräulein von Döhring, vielleicht tritt schon eher als Sie denken eine Wendung in meinem Leben ein, die Sie selbst davon überzeugt, daß Ihr weiteres Verbleiben bei mir unmöglich und überflüssig ist,“ gab er, wie er zu spät einsah, sehr unüberlegt zur Antwort, und er gab ihr damit, was er allerdings nicht ahnte, zugleich die Gewißheit, daß sie mit dem, was sie für den heutigen Abend vermutete, recht habe. Nein, davon ahnte er wirklich nichts, wohl aber erkannte er, daß er tatsächlich sehr dumm gesprochen, und deshalb knurrte er jetzt, um auf ein anderes Thema zu kommen: „Und wer fängt immer mit dem Streiten an?“

„Da Sie es ja auch heute wieder aus meinem Munde hören wollen, Herr Major, natürlich ich,“ bekannte sie mit einem leisen Lächeln um ihren hübschen Mund.

Das war nach seiner ehrlichsten Überzeugung auch ein sehr wenig hübscher und durchaus nicht sympathischer Charakterzug von Fräulein von Döhring, daß sie jedes, aber auch jedesmal auf seine Frage hin die ganze Schuld an dem vorhergegangenen Streit freiwillig auf sich nahm, anstatt ihm auch nur ein einziges Mal zu erklären: Nein, Herr Major, heute aber waren Sie das Karnickel.

Das verdarb ihm auch jetzt wieder die Stimmung, und er war froh, als er bald darauf von Tisch aufstehen und sich in seinem Zimmer die Zigarre anzünden konnte. Das Rauchen war doch eine der schönsten Erfindungen, die je gemacht worden waren, vorausgesetzt, daß man die nötigen Zigarrenvorräte besaß, und die seinen gingen

leider zu Ende, ohne daß er recht wußte, wie er sich bei den unerhört teuren Preisen neue anschaffen sollte.

Bis ihn mit einemmal ganz plötzlich der Gedanke durchzuckte: Sollte Fräulein von Döhring vielleicht nur deshalb immer behaupten, sie könne den Rauch nicht mehr vertragen und deshalb des Abends nicht mehr bei dir sitzen, damit du das Zigarrenrauchen nach und nach einschränkst, um nicht allzu sehr darunter zu leiden, wenn du am Tage nur noch zwei oder drei Zigarren rauchen kannst?

Sollte Fräulein von Döhring nur seinetwegen des Abends und auch des Nachts in ihrem Zimmer ihm etwas vorhusten? Möglich war alles, denn es gibt ja nichts, was ein Frauenzimmer nicht fertig bringt, wenn es dafür seine Gründe hat oder dafür zu haben glaubt. Nur daß er, je länger er jetzt darüber nachdachte, desto weniger einsah, welches Interesse Fräulein von Döhring denn daran haben könne, ihm das Rauchen abzugewöhnen.

Dann aber beschäftigte er sich im stillen wieder mit dem bevorstehenden Abend, bis es endlich, nachdem er sehr sorgfältig Toilette gemacht, für ihn Zeit wurde, fortzugehen. Vorher aber nahm er noch sehr zärtlichen Abschied von seiner Paula, und im Anschluß daran kam die Verabschiedung von Fräulein von Döhring, der gegenüber er aus seinem etwas schuldbeladenen Gewissen heraus noch einmal betonte, daß es ihm wirklich sehr peinlich sei, sie heute allein lassen zu müssen, bis er auf eine Bemerkung ihrerseits erwiderte: „Gewiß, Sie leisten mir ja jetzt nur noch selten Gesellschaft, und da habe ich Sie schon immer einmal fragen wollen, was machen Sie des Abends eigentlich immer allein in Ihrem Zimmer?“

Die Frage hatte Fräulein von Döhring schon lange erwartet, nun kam die ihr sehr gelegen, denn jetzt konnte sie ihm endlich einmal sagen, wie gut und treu sie für ihn sorgte, da würde er es hoffentlich einsehen, was er an ihr hatte, zumal sie das, was sie für ihn tat, nicht aus irgendwelcher Berechnung tat, und so meinte sie: „Meinetwegen brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen, Herr Major, ich habe immer zu tun, besonders heute, da nächstens die Wäsche wieder fortgeht, da muß ich meine Sachen, aber auch Ihre Wäsche durchsehen und ausbessern.“

Der Major glaubte nicht recht verstanden zu haben und starrte sie fassungslos an: „Sie, Fräulein von Döhring, Sie bessern meine Wäsche aus, Sie stopfen meine Strümpfe und sogar vielleicht auch meine —“

Doch das Wort „meine Unterhosen“ wollte ihm nicht über die Lippen, aber Fräulein von Döhring verstand ihn auch so und meinte, als wäre es etwas ganz Selbstverständliches: „Gewiß, Herr Major, wenn die entzwei sind, auch die, warum auch nicht?“

„Weil das nicht zu Ihren Pflichten gehört,“ fuhr er sie an, da es ihm mehr als peinlich war, daß sie ihm solche Dienste leistete, und setzte dann hinzu: „Wir haben doch unsere Flickfrau, die jeden Monat einmal kommt.“

„Die jeden Monat einmal kam,“ verbesserte sie ihn. „Die Frau wurde mit der Zeit so unverschämt, daß sie schließlich gar nicht mehr wußte, was sie fordern sollte. Da habe ich ihr gekündigt und mache das Ausbessern selber, da unser Mädchen es nicht kann.“

„Na, denn guten Abend, Fräulein von Döhning,“ verabschiedete der Major sich plötzlich und sehr schnell, weil er im Augenblick wirklich nicht wußte, was er auf das, was er da zum erstenmal erfahren hatte, erwidern sollte.

Nein, sagen tat er gar nichts, aber das, was Fräulein von Döhning ihm erzählte, beschäftigte ihn auch noch ausschließlich, als er nun der Wohnung Ihrer Exzellenz entgegenschritt. Er war im Begriff, seine spätere Frau kennen zu lernen, und Fräulein von Döhning saß unterdessen zu Hause und stopfte seine Unterhosen. Das wollte ihm nicht in den Sinn, erst recht nicht aus dem Sinn, und immer wieder fragte er sich: Warum tut sie das? Das hätte sie doch nicht nötig, denn wenn es mit der einen Flickfrau nicht auszuhalten war, dann gibt es doch noch andere, warum hat sie sich nicht mit einer solchen in Verbindung gesetzt? Aber auf alles das fand er keine Antwort, bis er das Nachdenken darüber aufgab, zumal er die Wohnung Ihrer Exzellenz erreicht hatte.

Als er das kleine Empfangszimmer betrat, wurde er dort als letzter der wenigen Geladenen bereits erwartet, und etwas verheddert, wie er es ohnehin schon war, störte ihn nun auch noch die Gegenwart des jungen Offiziers, obgleich er den natürlich schon längst kannte. Wie sollte er da ungestört seiner zukünftigen Frau den Hof machen? Trotzdem aber nahm er sich mit aller Gewalt zusammen, schon um in Fräulein Anke, die in ihrer äußeren Erscheinung den denkbar besten Eindruck auf ihn machte, nicht etwa den Verdacht zu erwecken, er fühle sich in ihrer Nähe nun doch etwas befangen und verlegen. So begrüßte er mit der größten Liebenswürdigkeit zuerst Ihre Exzellenz, dann der Reihe nach die anderen, ganz besonders herzlich seine junge

Freundin Lore, die sich bei ihm erkundigte: „Wie geht es Ihrer Paula, Herr Major?“

„Danke, danke, die ist längst wieder gesund und munter,“ gab er zur Antwort, und er wollte sich des längeren über seinen Dackel äußern, als Anke, von dem Wunsch geleitet, ihm zu beweisen, wie sie an allem, was ihn beträfe, Anteil nähme, ihn nun fragte: „Ihre Köchin ist krank gewesen, Herr Major?“

Nur ein Glück, daß der Major schon Platz genommen hatte, sonst hätte er sich erbarmungslos auf den Teppich gesetzt. So starrte er Anke nur mit ganz großen weitaufgerissenen Augen an, bis er endlich stotterte: „Mei-meine Paula ist doch keine Köchin, sondern mein Hund.“

Richtig, richtig, nun fiel es Anke wieder ein, wie hatte sie das nur vergessen können! Aber Lore hatte ihr in der letzten Zeit soviel von dem Major erzählt, daß sie unmöglich alles hätte behalten können. Nun fiel es ihr erst wieder ein, daß er einen Hund besaß, den er abgöttisch lieben sollte. Und auch ohne daß der Major ihr nun den Rücken zukehrte und sich ohne jeden Übergang mit einer gleichgültigen Frage über den Dienst an Herrn von Kammler wandte, erriet sie, daß sie bei ihm ausgespielt, und daß sie seine Gunst, noch bevor sie sie gewonnen, verscherzt habe. Das tat ihr seinetwegen aufrichtig leid, denn sie wußte, mit welchen Hoffnungen er ihrer näheren Bekanntschaft entgegengesehen hatte, und schon deshalb hatte ihr auf der ganzen Welt nichts ferner gelegen, als ihn absichtlich, oder auch nur unabsichtlich irgendwie verletzen und kränken zu wollen. So warf sie ihm, als er bald darauf ganz zufällig wieder einmal nach ihr hinsah, ihren rührendsten und den um

Verzeihung flehendsten Blick zu, den sie nur in ihren Augen auf Lager hatte.

Aber der Blick prallte an dem Major vollständig ab, denn alle Hoffnungen, Wünsche und Begierden, die in den letzten Tagen in ihm wach gewesen waren und die erst recht in ihm wach wurden, als er vorhin bei dem Betreten des Salons Fräulein Anke in ihrem mädchenhaften Reiz vor sich sah, waren in demselben Augenblick für immer erstorben und erstarrt, als Anke seine Paula für seine Köchin hielt. Mit der war er fertig, denn was er von seiner späteren Frau in erster Linie verlangte, war eine Hundeseele, wie er das nannte. Immer finsterner zogen sich die Falten auf seiner Stirn zusammen und am liebsten wäre er, zumal es, trotzdem er einen Bullenhunger verspürte, immer noch nichts zu essen gab, gleich wieder nach Hause gegangen, aber was hätte er Fräulein von Döhring zur Antwort geben sollen, wenn die ihn fragte, warum die L'hombre- oder Whistpartie im letzten Augenblick ins Wasser gefallen wäre?

Nein, bleiben mußte er, und er blieb auch schon, weil es nun ganz unerwartet doch noch etwas zu essen gab, denn das Mädchen öffnete plötzlich die Tür zu dem Speisezimmer, in dem er mit einem schnellen Blick einen reichgedeckten Tisch feststellte, und das stimmte sein Herz milder und verständlicher. Und erst recht tat das Lore, die jetzt auf ihn zutrat und ihn, seine Hand ergreifend und diese zärtlich und weich streichelnd, mit leiser Stimme bat: „Seien Sie wieder gut, mein lieber Herr Major. Gewiß, die Anke hätte das nicht sagen und nicht alles vergessen dürfen, was ich ihr gerade von Ihrer besten Freundin erzählte, aber Sie dürfen ihr das nun auch nicht länger nachtragen und ihr und uns allen dadurch nicht den ganzen Abend verderben. Und nicht wahr,

mein lieber Herr Major, Sie versprechen mir, daß Sie, wenn wir jetzt zu Tisch gehen, sehr nett zu Anke sein wollen?"

„Sehr nett ist wirklich zu viel von mir verlangt, Fräulein Lore, aber ich werde Ihretwegen alles tun, was ich nur kann,“ gab er ebenso leise zur Antwort, und ein warmer, sehr herzlicher Blick aus Lores Augen und ein nochmaliger warmer Händedruck war sein Dank.

Eine Minute später nahm man in dem kleinen Eßzimmer Platz. Oberleutnant von Kammler, der zum erstenmal geladen war, führte Ihre Exzellenz zur Rechten, Lore zur Linken, während der Major Fräulein Anke den Arm gegeben hatte. Und Lore war mehr als glücklich, daß sie diese von Anfang an bestimmte Tischordnung beibehalten konnte, denn vorübergehend hatte sie sich gesagt: Wenn es mir nicht im letzten Augenblick gelingt, den Major wieder milde zu stimmen, mußst du dich neben ihn, und Anke muß sich neben Kammler setzen, denn daß der Major bei Tisch womöglich keine drei Worte mit der spricht, das geht auf keinen Fall.

Nun war die Situation gerettet, sogar besser, als sie es zu hoffen gewagt hatte, denn der Major verwickelte Anke, wie sie sah und hörte, sehr bald in ein ziemlich lebhaftes Gespräch, auf das Anke, wie sie ebenfalls bemerkte, mit Feuereifer einging, wohl um noch zu retten, was für sie zu retten war, und bei dem sie sich von ihrer liebenswürdigsten Seite zeigte, während Herr von Kammler, soweit die Unterhaltung nicht vorübergehend eine allgemeine war, ihre Mutter und sie auf das angenehmste und auch auf das lustigste zu unterhalten verstand, so daß sie ihm, als sie es unbemerkt tun konnte, halblaut sagte: „Das ist aber wirklich sehr nett von Ihnen, daß Sie Ihr Versprechen vom

Nachmittag gehalten und Ihre gute Laune mitgebracht haben."

„Das war doch selbstverständlich, gnädiges Fräulein,"gab er zurück, „denn wenn man das Glück hat, an Ihrer Seite sitzen zu dürfen, müßte doch selbst ein vollständig mit Gries angefüllter Griesgram alles was ihn bedrückt, vergessen und froher Stimmung werden."

Es war, solange sie sich nun schon kannten, das erste-mal, daß er ihr eine Schmeichelei sagte, und wenn sie sich natürlich auch über seine Worte freute, so machten die sie gerade aus seinem Munde etwas verlegen. Und um das zu verbergen, erhob sie nun, da sie sah, daß der Major zu ihr hinüberblickte, ihr Glas und trank ihm, schon weil er auf ihre Bitten hin gegen Anke so freundlich war, mit den Worten zu: „Prosit, mein lieber Herr Major!"

Der erhob seinerseits das Glas, stieß über den Tisch hinweg, sich dabei halb erhebend und verneigend, mit ihr an und leerte sein Glas bis auf den letzten Rest, so daß sie ihm mit einem herzlichen Klang in ihrer Stimme zurief: „Sie meinen es aber wirklich gut mit mir, Herr Major."

„Das habe ich bisher immer schon getan, Fräulein Lore, und werde es fortan erst recht tun," gab er galant zurück, und mit Freuden glaubte sie daraus schließen zu dürfen, daß er froh und glücklich war, sich auf ihr Zureden hin mit Anke ausgesöhnt zu haben, daß er nun wirklich Gefallen an ihr fand, und daß er es ihr nie vergessen würde, wie er sein späteres Glück mit Anke eigentlich ausschließlich ihr verdankte.

In Wahrheit aber hatten seine Worte einen ganz anderen Sinn, denn während er bisher in Lore nur seine junge Freundin sah, hatte er so plötzlich, daß er es selbst zuerst

nicht glauben konnte, sein Herz für sie entdeckt, und das entdeckte er um so mehr, je eifriger er sich mit seiner jungen Tischdame unterhielt und dabei die beiden jungen Mädchen miteinander verglich.

Und er hatte nicht nur sein Herz verloren, er glaubte auch hoffen zu dürfen, daß die Lore das ihrige, wenn bisher auch nur zu einem Teil, an ihn verlor. Ja, es kam ihm sogar so vor, als wäre er bis zu dieser Stunde mit halber Blindheit geschlagen neben ihr hergegangen. Hatte sie es ihm nicht schon gleich am ersten Tag, als sie sich nach ihrer Rückkehr trafen, deutlich gezeigt, wie sie sich über das Wiedersehen freute? Und als er ihr davon sprach, er wolle, würde und müsse sich, um seine Hausdame endlich los zu werden, nun bald verheiraten, hatte sie ihn da nicht gleich gebeten, diesen wichtigen Schritt nicht zu unternehmen, ohne dabei ihre Mutter und sie um Rat zu fragen? Und wenn sie ihn später bat, ihrer Mutter doch lieber nichts davon zu sagen, sondern wenn sie diese Angelegenheit nur unter vier Augen mit ihm besprach, war das nicht ein Zeichen dafür, daß sie gern mit ihm allein sein wollte?

Ja, nun wurde ihm alles klar, und je mehr er von dem schönen Rotwein trank, der in hübschen Karaffen auf dem Tisch stand, desto klarer wurde es ihm, und wenn er trotzdem auch nur noch den leisesten Zweifel gehabt hätte, mußten den nach seiner Überzeugung die freundlichen, lachenden und glücklichen Augen beseitigen, mit denen Lore so oft zu ihm hinübersah. Und die Art, in der sie ihm häufig zunickte, verriet ihm ja noch mehr als ihre Worte es vermocht hätten: Ich bin dir gut!

Ach, er war ja so glücklich. Nun wurde er Fräulein von Döhring wirklich los, und wenn sie so gern Unterhosen

stopfte, dann konnte sie diese Tätigkeit ja bei einem anderen Herrn fortsetzen.

Sicher hätte er, das gestand er sich ein, die glückselige Situation, in der er sich mit einemmal befand, noch klarer übersehen und noch mehr genießen können, wenn es in dem kleinen Eßzimmer, in dem alle elektrischen Birnen brannten, nicht so warm gewesen wäre, daß es sich ihm ein klein wenig drückend auf sein Denkvermögen legte. Oder aber, fragte er sich plötzlich, sollte diese Wärme gar nicht von der Wärme, sondern von dem schönen Wein kommen? Und wenn er nicht der Major a. D. von Schulenberg, Ritter hoher Orden, durch und durch vollendeter Kavalier und Ehrenmann vom Scheitel bis zur Zehe gewesen wäre, der nie, aber auch niemals vergaß, wie man sich zu benehmen hatte, dann würde er Stein und Bein darauf geschworen haben, daß er in der Erregung, in der er sich naturgemäß befand, einen halben achtel Schluck zuviel getrunken hätte.

Das durfte aber natürlich nicht sein, und wenn es trotzdem war, mußte er sich selbst, und besonders den Damen, beweisen, daß er sich in seiner Annahme irrte, und das konnte er nach seiner Überzeugung am besten dadurch, daß er jetzt damit anfang, seinen beiden Tischdamen gleichzeitig den Hof zu machen, Fräulein Anke aus Freude darüber, daß er sie nun nicht zu heiraten brauchte, Ihrer Exzellenz aber, weil sie nun sehr bald seine Schwiegermutter wurde, und weil er sich deshalb mit ihr noch besser stehen mußte als bisher, wo sie nur Freunde waren.

Und soviel hatte der Major damit zu tun, seinen beiden Damen die Cour zu schneiden, daß er gar keine Zeit fand, sich irgendwie um Lore und Herrn von Kammler zu kümmern, und das konnte Ihre Exzellenz und Anke auch nicht, denn

die wurden von dem Major derartig mit Beschlag belegt, daß sich ihnen gar keine Gelegenheit bot, sich an dem Gespräch, Lore und Kammler zusammen führten, auch nur mit einer Silbe zu beteiligen.

Das aber war besonders Lore sehr lieb, denn ihr war, als hätte sie sich bei Tisch noch nie auch nur annähernd so nett unterhalten wie heute, bis er plötzlich bat, ihr offen und ehrlich gestehen zu dürfen, warum er sich so gefreut habe, daß sie gerade ihn heute nachmittag als ersten getroffen und ihn infolgedessen eingeladen habe.

Aber als er dann auf ihre Bitten hin ihr sein offenes und ehrliches Geständnis, auf das sie mehr als neugierig war, ablegte, da hörte sie aus seinen Worten bald heraus, daß es alles andere als offen und ehrlich war, und daß er vieles verschwieg. Und gerade das, was er ihr nicht sagte, hätte sie besonders interessiert. Warum sagte er ihr, wenn er sich ihr nun schon einmal anvertraute, nicht auch wirklich alles?

Er las die stumme Frage in ihren Augen, aber er blieb ihr trotzdem die Antwort schuldig, denn das Wichtigste mußte er ihr verschweigen, zunächst, daß und warum er vorläufig nicht an das Heiraten dachte, denn das war eine rein private Angelegenheit. Auch von Fräulein Tilly durfte er ihr nicht sprechen und davon, wie einsam er sein würde, wenn seine kleine Hedi sich nun bald mit dem jungen Kaufmann verloben sollte, erst recht nicht. So wurde seine offene und ehrliche Aussprache ganz anders, als er sich die zu Hause gedacht hatte, es blieb davon nur noch verdammt wenig übrig, und auch dieses Wenige klang ganz anders, als es nach seiner Meinung klingen mußte, um ihr Jawort zu erhalten, als er sie zum Schluß zwar nicht um ihre Hand, wohl aber um ihre Freundschaft und Kameradschaft bat.

Während Kammler sprach, hatte Lore nicht nur sehr aufmerksam zugehört, sondern sich auch wiederholt gefragt: Wo will er denn nur eigentlich hinaus, was hat er denn auf dem Herzen? Und als sie es endlich erfuhr, wurde eine kleine Enttäuschung in ihr wach. Nein, eine Enttäuschung war es doch wohl nicht, das war sicher zuviel gesagt, aber sehr verwundert war sie ganz bestimmt, denn daß ein Herr seines Alters ein junges, hübsches, heiratsfähiges Mädchen wie sie in aller Form lediglich um seine Freundschaft bat, war doch ganz gewiß nichts Alltägliches.

Bis sie mit einemmal der Gedanke durchzuckte: Er glaubt ja selbst nicht daran, daß ihm einzig und allein an deiner Freundschaft gelegen ist. Das hat er dir nur aufgebunden, um als Freund viel in deiner Nähe sein zu dürfen, und um dann unter dem Deckmantel der Freundschaft desto eifriger und ungestörter um deine Hand und um die Millionen, die auch er natürlich immer noch bei dir vermutet, werben zu können. Aber als sie in sein offenes Gesicht und in seine ehrlichen Augen sah, schämte sie sich des Verdachtes, in dem sie ihn eben gehabt, und um ihr Unrecht an ihm so schnell wie möglich wieder gut zu machen, erhob sie jetzt ihr Glas und trank ihm zu: „Also, auf gute Freundschaft, Herr von Kammler.“

Ein heller Freudenschein flog über sein Gesicht, als er ihr nun zutrank und ihren Zuruf erwiderte: „Hoffentlich auf beste Freundschaft, gnädiges Fräulein, und an mir soll es bestimmt nicht liegen, wenn wir nicht die allerbesten Freunde werden und es auch bleiben.“

Hell klangen ihre Gläser aneinander, und schon, um die anderen nicht etwa auf den Gedanken zu bringen, daß sie mit Herrn von Kammler irgendein Geheimnis habe, erhob Lore

jetzt ihr Glas auch gegen ihre Mutter, gegen Anke und ganz besonders gegen den Major. Dem verdankte sie es ja in erster Linie, daß die Freundschaft zwischen ihr und Herrn von Kammler hatte geschlossen werden können, denn wenn der die beiden Damen nicht so ausschließlich unterhalten hätte, würde sich ihnen dazu wenigstens heute ganz bestimmt keine Gelegenheit geboten haben.

Und aus diesem Gefühl der Dankbarkeit heraus trank sie ihm jetzt zu: „Auf Ihr Wohl, mein lieber Herr Major!“

Das aber hätte Lore ganz gewiß nicht gesagt, wenn sie geahnt hätte, welchen Jubel und welches Glücksgefühl sie damit in ihm auslöste, ein so großes, daß er sich alle Mühe geben mußte, um sich nicht zu verraten.

Eine kleine Weile saß man noch bei Tisch, dann gab Ihre Exzellenz das Zeichen zum Aufstehen, und kaum war man in das Nebenzimmer gegangen, da trat der Major auf Lore zu, um ihr zu sagen — aber was er ihr alles sagen wollte, wußte er plötzlich nicht mehr, das heißt, er wußte es schon, oder er hatte es vor einer halben Minute noch ganz bestimmt gewußt, aber mit einemmal war es seinem Gedächtnis ganz entfallen. Das jedoch nur deshalb, weil er zu seinem Entsetzen die Entdeckung machte, daß er heute zum erstenmal in seinem Leben nicht ganz so fest auf seinen Füßen stand, wie er es sonst ganz selbstverständlich immer tat, wenn er sich in Gegenwart von Damen von Tisch erhob.

Auch Lore hatte ihn noch nie so gesehen, und da sie nichts davon ahnte, daß der besonders gute Wein, den sie für ihn besorgt hatte, besonders schwer gewesen war, kam sie gar nicht auf den Gedanken, daß er einen, wenn auch nur ganz leichten Schwips haben könnte, und so fragte sie denn, über seine etwas unsichere Haltung und über seinen gegen

sonst ganz veränderten Gesichtsausdruck verwundert, halb ernsthaft, halb lachend: „Aber mein lieber Herr Major, was ist denn das nur mit Ihnen?“

Da riskierte der Major in Erinnerung an längstvergangene Zeiten einen jugendlichen Leutnantsaugenaufschlag und gab ihr, sie dabei zärtlich ansehend, zur Antwort: „Was das mit mir ist, Fräulein Lore? Das ist das Glück, zu lieben und sich geliebt zu wissen.“

* * *

Oberleutnant von Kölling war damit beschäftigt, Inventur zu machen, das heißt, er zählte seine Aktiva und seine Passiva zusammen, aber so groß er auch die aktiven und so winzig klein er auch die passiven Zahlen schrieb, so gewissenhaft er auch namentlich die ersteren zusammenzählte, das Resultat war und blieb immer dasselbe, er besaß alles in allem rund zwölftausend Mark in Papiergeld und dem gegenüber standen rund fünfzigtausend Mark Schulden, die er schleunigst los werden mußte, und zwar in sehr dringender Veranlassung. Die Division, zu der sein Regiment gehörte, hatte vor vierzehn Tagen einen neuen Divisionskommandeur bekommen, und der hohe Herr hatte, der Satan allein mochte wissen warum und weshalb, die ihm unterstellten Regimentskommandeure aufgefordert, von ihren unverheirateten Offizieren die eidesstattliche Versicherung einzufordern, daß sie keinerlei Schulden hätten. Wer da aber dennoch welche hatte, sollte die auf Heller und Pfennig genau angeben und gleichzeitig erklären, bis wann und in welcher Weise er sie zu bezahlen gedächte.

Das war den meisten nicht schlecht in die Glieder gefahren, denn mehr oder weniger waren sie alle, ebenso wie in vergangenen Zeiten, mit ihren Finanzen etwas in Unordnung. So hatten sich die Kameraden denn auch sofort auf ihren Hosenboden gesetzt, dem Vater oder der Mutter gebeichtet und umgehend Geld erbeten. Auch Kölling wollte und mußte beichten, aber für ihn lag der Fall besonders schwer, weil sein Vater, an den er sich wenden mußte, niemand anders war als sein neuer Divisionskommandeur, der bisher als Brigadegeneral im Osten gestanden und erst ganz kürzlich zu seiner neuen Charge befördert wurde. Das aber war für ihn, den Sohn, eine verdammt heikle Situation, denn er kannte seinen Vater in der Hinsicht noch aus der Zeit, da er zufällig sein Major gewesen. Der konnte, wenn die Gelegenheit es mit sich brachte, ihm gegenüber derartig den Vorgesetzten herauskehren, daß er es darüber vollständig, aber auch vollständig vergaß, daß er zugleich die Freude hatte, sein Vater zu sein.

Natürlich mußte auch er die verlangte Erklärung abgeben, aber von dem, was er seinem Vater in der Hinsicht vorher zu schreiben hatte, durfte Seine Exzellenz, der Herr Divisionskommandeur, obgleich der sein Vater war, wenn überhaupt, dann nur auf Umwegen und sehr indirekt etwas erfahren. Aber wie sollte er das anfangen, denn es war doch immerhin möglich, daß sein Vater sich selbst den Brief als Divisionskommandeur zu lesen gab und was dann, wenn nicht sein Vater als solcher, sondern wenn der als sein Vorgesetzter ihm seinen Brief beantwortete?

Die Nuß war verdammt schwer zu knacken, aber ein Ausweg mußte gefunden werden, doch wie? Darüber

zerbrach und zermartete er sich sein Gehirn, daß es in allen Fugen krachte, bis dann mit einemmal das Ei des Kolumbus herausfiel und er den einzig richtigen Ausweg gefunden zu haben glaubte.

Und damit er den genialen Gedanken, der ihm da gekommen war, um Gottes willen nicht wieder vergäße, und damit er ihn sich auch nicht wieder anders überlege, holte er sich gleich sein Schreibzeug, nahm sich Briefbogen und Kuvert und schrieb:

„Mein lieber guter Vater!

Ich kann Dir heute, nachdem ich Dir infolge vielfacher dienstlicher und anderer Abhaltungen lange nicht geschrieben habe, eine große Neuigkeit mitteilen, die sicher auch Dich sehr interessieren wird. Wir haben einen neuen Divisionskommandeur bekommen. Der neue Herr ist, wie man erzählt, ein ebenso tüchtiger wie gerechter Vorgesetzter, und auch als Menschen stellt man ihm das denkbar beste Zeugnis aus, aber so viel Gutes wir auch sonst von ihm zu wissen glauben, in einer Hinsicht entspricht er doch nicht ganz unseren Wünschen und Erwartungen, denn stelle Dir nur vor, lieber Vater, er hat, kaum daß er unser Vorgesetzter geworden, von allen unverheirateten Leutnants seiner Division die eidesstattliche Versicherung verlangt, daß sie keine Schulden haben. Das ist für manchen von uns sehr peinlich, denn trotz des solidesten und sparsamsten Lebenswandels reicht das Geld bei dem besten Willen nicht aus. Auch bei mir haben die Dukaten, das Gehalt und der Zuschuß, den Du mir in Deiner Liebe und Güte gibst, nicht gelangt, so daß ich Dich heute bitten muß, mir umgehend fünfzigtausend Mark zu überweisen, damit

auch ich meinerseits die gewünschte Erklärung abgeben kann, denn es wäre doch sicher auch Dir peinlich, wenn gerade ich dem neuen Divisionskommandeur Schulden angeben müßte. Er könnte daraus vielleicht auch Dir einen Vorwurf machen und Dich, wenn auch sehr mit Unrecht, beschuldigen, mich nicht zur Solidität und Sparsamkeit erzogen zu haben.

In der Hoffnung und in der freudigen Erwartung, daß Du, mein lieber Vater, für die heikle Situation, in der ich mich gerade befinde, das volle Verständnis haben und mir umgehend den erbetenen und notwendigen Betrag überweisen wirst, sende ich Dir und der lieben Mutter meine herzlichsten Grüße und bin und verbleibe stets

Dein treuer und gehorsamer Sohn

Kuno."

Als Kölling diesen Brief fein säuberlich geschrieben und gleich darauf in den Kasten hatte werfen lassen, ging es ihm wie dem lieben Gott nach Erschaffung der Welt, er war sehr mit sich zufrieden.

Aber das half ihm leider gar nichts, denn als er drei Tage später in freudiger Erwartung des väterlichen Geldpostbotens zu Hause saß, kam statt der Geldsendung ein Telegramm an ihn, das da nicht ganz kurz und schon deshalb nicht sehr schmerzlos lautete:

„Seine Exzellenz der Herr Divisionskommandeur wünscht Sie morgen vormittag um elf Uhr im kleinen Dienstanzug in den Geschäftsräumen der Division zu

sprechen. Urlaub für Sie ist seitens der Division bei dem Regiment beantragt.

I. A.: Holleben, Adjutant."

Begriffen hatte er das Telegramm natürlich sofort, trotzdem las er es immer wieder und wieder, bis er sich endlich schwerseufzend frei nach Fritz Reuter eingestand: Das ist ja nun sehr ärgerlich, indessen denn dann hilft es nicht. Um die Reise kam er unter keinen Umständen herum, und um den mordsmäßigen Anschauzer, der seiner aus dem Munde seiner väterlichen Exzellenz harrete, erst recht nicht. Und so gern er sich sonst auch hin und wieder auf die Eisenbahn setzte, jetzt sah er es doch ein, das Reisen hatte auch seine Schattenseiten, das eigene Nest war und blieb das Allerbest'.

Dann nahm er das Kursbuch zur Hand. Auch das noch! Um sich morgen vormittag pünktlich bei Seiner Exzellenz melden zu können, gab es für ihn dank der jetzigen miserablen Verbindung nur noch einen einzigen Zug, er mußte die ganze Nacht durchfahren, zum Überfluß auch noch aussteigen und hatte unterwegs auf einer Station etwa zwei Stunden Aufenthalt.

Aber das half alles nichts, er mußte reisen, und so setzte er sich, nachdem er vorher noch seine dienstliche Abmeldung erledigt hatte, in den Zug, fuhr gleich vom Bahnhof in einem Wagen zu dem Dienstgebäude und ließ sich pünktlich um elf Uhr bei Seiner Exzellenz durch den diensttuenden Unteroffizier anmelden.

Schon nach einer kurzen Minute kam der zurück: „Seine Exzellenz lassen bitten, sich noch etwas zu

gedulden Seine Exzellenz sind augenblicklich noch beschäftigt."

Na, allzu große Sehnsucht scheint dein alter Herr nicht zu haben, dich, seinen einzigen Sohn und Erben wiederzusehen, trotzdem es doch schon beinahe ein Jahr her ist, daß ihr euch das letztemal begrüßtet, dachte Kölling, dann setzte er sich auf einen der Wartestühle und hätte sich am liebsten, um sich die Zeit zu verkürzen, eine Zigarre oder eine Zigarette angezündet, aber das Rauchen im Vorzimmer einer Exzellenz war ja nun einmal bei Todesstrafe verboten. So vertrieb er sich die Zeit damit, daß er immer von neuem die Finger an seinen beiden Händen zählte, obgleich er im voraus wußte, daß das Ergebnis zehn lauten würde. Sehr interessant war dieses Fingerzählen gerade nicht, und besonders geistreich konnte man es auch kaum nennen, aber es war doch immerhin eine Beschäftigung, während der er sich ein paarmal sagte: Hätte ich das geahnt, alter Herr, daß du mich hier solange warten lassen würdest, hätte ich auf deine Kosten erst sehr gründlich und umständlich auf dem Bahnhof gefrühstückt, denn ich habe einen Mordshunger. Na, hoffentlich hält die gute Mutter, die ja sicher weiß, daß du hier bist, nachher ein anständiges Essen für dich bereit.

Und er zählte weiter, fünf an jeder Hand, und zwei Hände hatte er, macht zehn, und er konnte froh und dankbar sein, daß er im Krieg keinen verloren und daß er überhaupt mit ganz heilen Gliedern wieder zurückgekehrt war.

Endlich öffnete sich dir Tür zum Allerheiligsten und der Adjutant erschien, um ihm zu melden: „Seine Exzellenz lassen bitten.“

„Danke sehr,“ gab Kölling zurück, dann warf er dem Adjutanten, der von seinem Vater sicher hinausgeschickt worden war, um die bevorstehende Unterhaltung nicht durch seine Anwesenheit zu stören, beinahe einen neidischen Blick nach, als der nun das Vorzimmer verließ, und stand gleich darauf seinem alten Herrn gegenüber.

Seine Exzellenz war eine große, auffallend gute militärische Erscheinung, in dessen klugem, aber strengen Gesicht mit den großen, dunklen Augen, die unter dichten Brauen lagen, nun nicht die kleinste Miene zuckte, als er seinen Sohn vor sich sah.

Nanu, alter Herr, dachte der, sind denn alle Bande des Blutes und der Verwandtschaft erloschen? Bin ich Euer Gnaden heute ein ganz Fremder? Das läßt mich noch Schlimmeres erwarten, als ich es ohnehin befürchtete. Aber je eher die Sache losgeht, desto schneller ist sie auch wieder zu Ende.

Und deshalb meinte er jetzt, da sein Vater nicht das Wort ergriff, sondern ihn nur mit durchbohrenden Blicken ansah: „Euer Exzellenz haben mich zu sprechen gewünscht?“

„Nicht gewünscht, sondern befohlen, Herr Oberleutnant,“ klang es kalt und streng zurück.

Das ist doch Jacke wie Hose, oder Kraut wie Rüben, dachte Kölling, denn die Wünsche der Vorgesetzten sind

und bleiben ja nun einmal für die Untergebenen Befehle. Aber er hütete sich, seine Gedanken auszusprechen und wartete darauf, daß sein alter Herr nun endlich anfangen möge.

Und der fing an: „Es ist mir zu Ohren gekommen, Herr Oberleutnant, daß Sie Schulden haben.“

Nanu, alter Herr, dachte Kölling ganz erstaunt, seit wann liest du meine Briefe denn mit den Ohren? Das ist mir ja ganz neu. Aber auch das behielt er für sich, sondern antwortete lediglich: „Wenn Eure Exzellenz über meine Schulden unterrichtet sind, kann und darf ich die natürlich nicht leugnen.“

„Wissen Sie aber auch, Herr Oberleutnant, wie ich über das Schuldenmachen der mir unterstellten Offiziere denke?“ begann Seine Exzellenz zu donnern.

Vorläufig nur immer noch piano, alter Herr, sonst bleibt dir zum Schluß für das letzte Donnerwetter ja nichts übrig, man darf sich nie zu früh ganz verausgaben, sagte der Sohn sich, dann erwiderte er: „Zu Befehl, Exzellenz, das weiß ich, aber ich weiß es erst seit einigen Tagen, aber damals, als ich die Schulden machte, richtiger gesagt, als ich die machen mußte, wußte ich es noch nicht, konnte es auch nicht wissen, denn damals waren Eure Exzellenz noch nicht mein Vorgesetzter.“

So, alter Herr, das verdaue erst mal. Dachte Kölling, der glücklich war, daß er der hohen Exzellenz auch eins hatte auswischen können, und mit Freuden stellte er fest, daß der Vorgesetzte ein ganz klein wenig aus dem

Text kam, denn auf diesen Einwurf mochte er nicht vorbereitet gewesen sein.

Aber Seine Exzellenz fand sich schneller, als Kölling es sich gedacht, wieder in seinen Text hinein und donnerte ihn weiter an: „Sie wußten aber doch, daß den Offizieren das Schuldenmachen verboten ist. Das war früher schon so und das ist jetzt erst recht so. In unserem leider nur kleinen Heer müssen die Offiziere in jeder Hinsicht so einwandfrei leben, daß auch nicht der kleinste Makel, sei es in dienstlicher oder außerdienstlicher Hinsicht, auf sie fällt. Geld auszugeben und Luxus zu treiben, müssen wir heute den neuen Reichen überlassen. In mancher Weise gilt auch heute noch das Wort unseres früheren Kaisers: Je mehr Luxus und Wohlleben um sich greifen, desto mehr gehört es sich für den Offizier, daß er sich der ehemaligen altpreußischen Einfachheit befleißigt.“

„Aber man muß sich doch schließlich satt essen, Exzellenz,“ warf Kölling ein.

Seine Exzellenz warf seinem Sohn einen langen, prüfenden Blick zu: „Na, ich kann nicht finden, Herr Oberleutnant, daß Sie so aussehen, als ob Sie sich nicht satt äßen.“

„Ich esse mich auch satt, Exzellenz, aber gerade weil ich das tue, und das nach meiner Überzeugung auch tun muß, um mich für den heutigen, den Körper und den Geist in gleicher Weise anstrengenden Dienst gesund und frisch zu erhalten, gerade weil ich nicht hungere, haben das Gehalt und meine Zulage für die anderen Ausgaben nicht gelangt.“

„Hm, hm,“ machte Seine Exzellenz, der wieder etwas aus dem Text gebracht zu sein schien, bis er nach einer kleinen Pause fragte: „Und wie gedenken Sie Ihre Schulden zu bezahlen, Herr Oberleutnant?“

„Ich? Gar nicht, Exzellenz,“ gab Kölling mit fester Stimme zur Antwort, bevor er, seinem Erzeuger seinerseits einen langen Blick zuwerfend, hinzusetzte: „Ich verlasse mich da ganz auf meinen Vater, und ich kann Euer Exzellenz versichern, daß ich einen sehr gütigen Vater habe.“

„Hm, hm,“ machte Seine Exzellenz zum zweitenmal, dann aber donnerte er gleich darauf weiter: „Wissen Sie aber auch, Herr Oberleutnant, daß Ihr Herr Vater sich, wie mir zufällig bekannt ist, in der jetzigen Zeit auch sehr einschränken und sein Leben ganz umstellen muß? Ich will Ihnen dafür nur ein kleines Beispiel anführen. Früher pflegte Ihr Herr Vater jeden Abend zu Hause eine oder zwei Flaschen leichten Mosel zu trinken, für die er die Flasche nur eine Mark bezahlte. Jetzt trinkt er nur noch eine halbe und wissen Sie, was die kostet?“

Ja, das wußte Kölling, und deshalb gab er mit fester Stimme zur Antwort: „Zu Befehl, Exzellenz, die kostet fünfhundert Mark und ist trotzdem im Verhältnis zu dem früheren Mosel der reine sauer gewordene Weinessig.“

„Das ist richtig,“ stimmte Exzellenz seinem immer noch in strammer, dienstlicher Haltung vor ihm stehenden Untergebenen zu, um ihn gleich darauf mehr als verwundert zu fragen: „Aber woher wissen Sie das, Herr Oberleutnant?“

„Das müssen Eure Exzellenz meinem Vater einmal erzählt haben,“ klärte sein Sohn ihn auf, „denn ich entsinne mich deutlich, daß mein alter Herr mir das vor einiger Zeit geschrieben hat,“ aber während er das sagte, dachte er: Willst du denn immer noch nicht zugeben, daß du auch mein Vater bist, und wollen wir unsere Unterhaltung nun nicht endlich mal auf einen anderen Ton stimmen?

Aber Seine Exzellenz dachte anscheinend gar nicht daran, denn ohne weiter auf die letzte Bemerkung seines Sohnes einzugehen, fragte er nach einer längeren Pause: „Und wenn Ihr Herr Vater, dem Sie vorhin das Zeugnis ausstellten, Ihnen ein sehr gütiger Vater zu sein, und der das wohl auch sein muß, wenn Sie das selbst offen anerkennen, also ich meine, wie gedenken Sie Ihre Schulden zu bezahlen, wenn Ihr Herr Vater weder willens, noch finanziell in der Lage ist, Ihnen auch diesmal zu helfen?“

Um Gottes willen, alter Herr, überlege dir, was du sagst, und jage mir nicht unnötig einen derartig heillosen Schrecken ein, denn wenn du deine Drohung wahr machst, bin ich natürlich aufgeschmissen, hätte er ihm am liebsten zugerufen, aber das durfte er natürlich nicht, da die Unterhaltung nach wie vor streng dienstlich war. So meinte er lediglich: „Ich glaube, Euer Exzellenz kennen meinen Vater doch nicht so genau, wie ich ihn kenne. Ob er den Willen hat, mir zu helfen, weiß ich im Augenblick allerdings nicht, wohl aber, daß er dazu finanziell in der Lage ist. Ich glaube, Euer Exzellenz sagen zu dürfen, daß Euer Exzellenz die Vermögensverhältnisse meines Vaters weit unterschätzen.“

„Und wenn ich das nun nicht tue, weil ich über sie zufälligerweise sogar noch viel besser unterrichtet bin, als Sie es selbst zu sein scheinen?“

„Dann?“ Mit ganz großen entsetzten Augen starrte Kölling seinen Vater an, und alles was ihm vor Schreck durch sein Gehirn schoß, faßte er in den bekannten Aus-
druck zusammen: „Dann krieg' ich ein Kind.“

Doch kaum war ihm das Wort entfahren, möcht' er's im Busen gern bewahren, und mit schreckensbleichem Mund starrte er seinen Vorgesetzten an, während er dabei die Überzeugung hatte: Wenn du nun nicht an die Wand geblasen wirst, daß die in allen Fugen kracht, dann ist noch nie ein ehemaliger königlich preußischer Leutnant an die Wand geblasen worden.

Aber allen Erwartungen entgegen blies Seine Exzellenz nicht, sondern meinte lediglich, während ein leises, sarkastisches Lächeln seinen Mund umspielte: „Das mit dem Kinderkriegen dürfte für Sie doch immerhin mit einigen Schwierigkeiten verbunden sein, Herr Oberleutnant.“

Aber da schoß Kölling plötzlich eine Idee durch den Kopf und aus dieser heraus erwiderte er mit fester Stimme: „Vielleicht doch nicht so sehr, wie Euer Exzellenz glauben, denn ich stehe im Begriff, oder ich habe wenigstens sehr stark die Absicht, mich mit einer jungen Dame zu verloben, die bei uns in der Garnison allgemein das Millionenmädel heißt, weil es die Millionen in vielen sehr kostbaren Exemplaren besitzt.“

Aber das hätte er lieber nicht sagen sollen, denn mit einemmal kam Seine Exzellenz ganz niederträchtig

hoch und donnerte ihn an: „Herr Oberleutnant, haben Sie etwa die Absicht, sich, wie es beinahe scheint, in erster Linie deshalb mit der jungen Dame zu verloben, weil sie so reich ist? Dann kann ich Ihnen nur sagen, daß ich für Ihr Verhalten gar keine Worte hätte und daß eine solche Geldheirat uns für immer trennen würde, dann hätten Sie aufgehört, mein Sohn zu sein.“

Das war endlich einmal ein väterliches Wort, wenn auch gerade kein zärtliches, trotzdem aber das erste väterliche, und da gelobte der Sohn sich, zumal er kaum noch weiter in strammer dienstlicher Haltung dastehen konnte: So, nun riskierst du mal 'ne Lippe, wie der Berliner das nennt. Und so meinte er denn, Seine Exzellenz ganz verwundert ansehend, als fiel ihm das erst jetzt wieder ein: „Ach ja, richtig, mein Vater sind Sie ja auch noch, Exzellenz.“ Und ihm seine Hand hinstreckend, fragte er in absichtlich übermütigem Leutnantston: „Na, wie gehts denn immer, alter Herr? Wir haben uns ja lange nicht gesehen. Und was macht die gute Mutter? Seid ihr beide gesund und wohlauf?“ Bis er nun auf einen blitzenden Blick seines Erzeugers hin zusammenfuhr und streng dienstlich fragte: „Befehlen Euer Exzellenz, daß ich wieder stramm stehe?“

Die Frage war für den hohen Herrn anscheinend nicht so leicht zu beantworten, denn er überlegte sich die eine ganze Weile, bis er endlich halb ernsthaft, halb lachend meinte: „Na, nun lass' es nur, Kuno, jetzt sind wir beide ja doch aus der Rolle gefallen, obgleich mir die meine nicht einmal schwer gefallen ist, denn angesichts deines erneuten verdammt Schuldenmachens — doch darauf komme ich nachher noch zurück,“ unterbrach er sich. „Nun sage mir bitte erst mal, was sind denn das für

Verlobungsgedanken, die du da äußertest? Die sind mir ja ganz neu, und ich bitte dich, mich zunächst vollständig darüber zu beruhigen, daß bei dem Schritt, den du vorzuhaben scheinst, nicht etwa in erster Linie Geldinteressen —"

„Aber davon kann doch gar nicht die Rede sein, Vater,“ unterbrach der Sohn ihn mit einer Stimme, aus der die Wahrheit hervorklang. „Für gewöhnlich denkt man wohl ganz selbstverständlich etwas daran, daß ein Mädels reich ist, wenn man ihm den Hof macht. Aber bei Lore von Bergen, so heißt die junge Dame, ist das etwas ganz anderes, schon weil sie selbst nie von ihrem großen Reichtum spricht und auch die Art, wie sie sich gibt, niemals das Millionenmädels herausbeißt. Ja, sie geht sogar so weit, daß sie uns durch ihre beste Freundin einmal sagen ließ, sie hätte gar nichts geerbt, aber das tat sie natürlich nur weil es ihr peinlich und unangenehm wäre, wenn der eine oder der andere sie als Millionenwunder doch mit etwas anderen Augen betrachtet hätte, und weil sie nichts anderes und nichts mehr sein will, als wir es sind, die wir mit dem Leben zu kämpfen haben.“

Was Seine Exzellenz da zu hören bekam, nahm ihn für die zukünftige Braut seines Sohnes sehr ein. Und so fragte er denn: „Hast du bei dem jungen Mädchen einige Chancen?“

„Ich glaube sogar große,“ gab der Sohn seiner ehrlichen Überzeugung gemäß zur Antwort, um dann mit einem plötzlichen Übergang zu fragen: „Aber glaubst du nicht, Vater, wenn ich eines Tages meiner und Fräulein von Bergens Liebe ganz sicher bin und um ihre Hand anhalte, wie gesagt, glaubst du nicht auch, daß es dann

einen schlechten Eindruck auf sie und auf ihre Mutter machen würde, wenn ich auf etwaiges Befragen hin meine Schulden beichten müßte? Bist du nicht auch der Ansicht, daß ich dann vielleicht doch in den Verdacht geraten könnte, ein Mitgiftjäger zu sein?"

„Hm, hm,“ räusperte sich Seine Rxzellenz nachdenklich, und dieses „hm, hm“, das ihm mehr als nur eine halbe Zustimmung zu sein schien, glaubte der Sohn zu seinen Gunsten ausnützen zu müssen und deshalb bat er nun: „Vater, sei, mit Erlaubnis zu sagen, kein Frosch. Einmal mußst du mir das Geld ja doch geben. Da gib es mir nur gleich. Du hast dann die Sache hinter dir, und ich habe, wenn ich mich weiter um Fräulein von Bergen bewerbe, ihr gegenüber in finanzieller Hinsicht ein ganz reines Gewissen, und außerdem erfährt unser neuer Divisionskommandeur, von dem ich dir in meinem letzten Brief schrieb, nichts davon, daß ich Schulden habe, und auch nichts davon, daß ich welche hatte, wenn ich in der nächsten Woche meine eidesstattliche Versicherung abgeben muß.“

Aber so klug der Sohn nach seiner Ansicht auch gesprochen hatte, er war trotzdem, wie er gleich darauf bemerkte, ganz außerordentlich dumm gewesen. Wenigstens den Schlußsatz hätte er sich sparen sollen, denn das erinnerte seinen Vater wieder daran, daß er nicht nur der Vater, sondern auch der neue Divisionskommandeur des Oberleutnants war, der ihm in bequemer und nachlässiger Haltung gegenüberstand.

Der Vorgesetzte in ihm war wieder erwacht und der legte sein Gesicht nun plötzlich in sehr ernste Falten und mit einer Stimme, die nichts Gutes verriet, sagte

er: „Und nun noch ein paar streng dienstliche Worte, Herr Oberleutnant,“

„Zu Befehl, Exzellenz,“ kam es über die Lippen seines Sohnes, der die Hacken zusammenschlug und mit der Linken den Säbel, mit der Rechten den Helm vorschriftsmäßig faßte, um gleich darauf den Vorgesetzten offen und frei anzusehen, wie das Gesetz es befiehlt, wenn man etwas auf den Hut bekommen soll.

Und er bekam etwas auf den Hut. Himmelkreuz-millionendonnerwetter nochmal, wie wurde er wegen seiner fünfzigtausend Mark Schulden angeschnauzt! Er wurde angebrüllt, daß der Helm in seiner Hand ein paar mal zuckte, als wolle der ihm damit sagen: Soll ich mich nicht lieber zu deinem Schutz auf dein Haupt stützen, damit das nicht ganz auseinandergeht? Und als das Donnerwetter immer stärker und stärker wurde, war er auch drauf und dran, unter seinem Helm Schutz zu suchen, aber er unterließ es doch, weil er sich sagte: Na, einmal muß ja selbst dieses Unwetter sich ausgetobt haben.

Und es tobte sich auch aus, aber es dauerte damit verflucht lange, und als endlich wieder völlige Ruhe in der Natur herrschte, standen Seine Exzellenz und der Oberleutnant sich beide ganz erschöpft gegenüber, der eine, weil er sich außer Atem getobt hatte, der andere, weil er vor innerer Erregung kaum noch seiner Herr war, denn daß es ein so todeswürdiges Verbrechen sei, fünfzigtausend Mark Schulden zu machen, und daß das ein derartig schlechtes Licht auf seinen Charakter und auf seine Offiziersehre werfe, hatte er denn doch noch nicht gewußt, und es auch nicht für möglich gehalten.

Für einen Augenblick herrschte zwischen beiden Totenstille, dann kam es aus dem Munde Seiner Exzellenz: „Ich werde es mir in meiner doppelten Stellung als Ihr Vorgesetzter und als Ihr Vater noch überlegen, wie ich mich Ihren Schulden gegenüber zu verhalten habe. Sie werden darüber noch von mir hören. Für den Augenblick danke ich Ihnen sehr, Herr Oberleutnant.“

Bitte, bitte, Euer Exzellenz, gar keine Ursache, es war mir ein ganz besonderes Vergnügen, hätte der Sohn in seiner mehr als gereizten Stimmung beinahe zur Antwort gegeben, trotzdem schwieg er und schlug nur zum Zeichen, daß er es verstanden habe, entlassen zu sein, die Hacken erneut kurz zusammen. Aber im Begriff seine Kehrtwendung auszuführen, zögerte er doch noch einen Augenblick und warf seinem Vater einen Blick zu, der diesen zu der Frage veranlaßte: „Haben Sie noch etwas auf dem Herzen, Herr Oberleutnant?“

„Zu Befehl, Exzellenz,“ klang es zurück, und trotz des wahnsinnigen Anschauers von vorhin mußte der Sohn sich Mühe geben, ganz ernsthaft zu bleiben, als er nun streng dienstlich antwortete: „Ich bitte Exzellenz um Erlaubnis, der Frau Gemahlin Eurer Exzellenz vor meiner Abreise noch meine Aufwartung machen zu dürfen.“

„Nein“ klang es hart und bestimmt zurück, dann aber erfolgte ein plötzlicher Stimmungsumschwung, und mit beinahe weicher Stimme bat der Vater: „Gehe lieber nicht zu der Mutter, mein Junge, denn ich habe ihr deinen Brief glücklicherweise verheimlichen können. So weiß sie nichts davon, daß ich dich heute kommen ließ, und würde ihren Augen nicht trauen, wenn du plötzlich

und gänzlich unerwartet vor ihr ständest. Dazu kommt, daß die Übersiedlung hierher und die ganze Unruhe, die mit einem Umzug verbunden ist, sie naturgemäß angegriffen hat. Über kurz oder lang wirst du uns ja doch einmal besuchen, schon um dir unsere neue Wohnung anzusehen, die wir von meinem Vorgänger übernahmen, dann wirst du mehr von deiner Mutter haben als du jetzt hättest. Und darum noch einmal die Bitte, gehe lieber nicht zu ihr."

"Wenn du es nicht wünschst, und wenn du es für besser hältst, selbstverständlich nicht, Vater, so schwer es mir auch fällt, die Mutter heute nicht sehen zu können," pflichtete Kuno seinem alten Herrn bei, und wohl noch gute fünf Minuten standen Vater und Sohn jetzt miteinander in dem freundschaftlichsten und herzlichsten Gespräch, bis Seine Exzellenz dann seinen Jungen einen Augenblick an sich zog, um ihn mit einem Händedruck zu verabschieden: „Nun muß ich dich aber wirklich fortschicken, mein Junge; mein Adjutant, den ich für kurze Zeit beurlaubte, wird gleich zurückkommen, und auch für dich wird es Zeit, wenn du deinen Zug noch erreichen willst. Also auf baldiges Wiedersehen, mein Junge, und wegen deiner Schulden wirst du, wie schon gesagt, in den allernächsten Tagen von mir hören."

"Und ich möchte zum letzten Abschied die Bezahlung dieser Schulden meinem stets sehr gütigen Vater warm an das Herz legen."

"Tu' das, mein Sohn, und du hast es ja auch schon getan. Zu deiner Beruhigung will ich dir versprechen, daß ich als dein Vorgesetzter über diesen Punkt noch einmal

ernstlich mit deinem Vater sprechen werde, und ich will alles tun, was ich nur kann, damit er lediglich als dein Vater handelt. Versuchen will ich mein Glück, aber für das, was bei dieser Besprechung herauskommt, kann ich im voraus keinerlei Garantie übernehmen. Na also auf Wiedersehen, mein Junge."

Eine Minute später verließ Kölling das Büro und begegnete bereits auf der Treppe dem zurückkommenden Adjutanten, der ihn mit der Frage begrüßte: „Na, wie war es denn?"

„Besten Dank für teilnehmende Nachfrage," gab Kölling zur Antwort. „Im übrigen war es wie stets: Anfang leidlich, Mitte fürchterlich, Schluß versöhnlich."

„Na, da seien Sie froh," atmete der Adjutant erleichtert auf, „ich will Ihnen gestehen, ich habe Ihretwegen eine Heidenangst ausgestanden, und ich glaube, daß Sie noch leben, verdanken Sie zum Teil auch mir. Bevor Sie sich melden ließen, habe ich Seine Exzellenz durch die neuesten und besten Witze, die ich ihm erzählte, milde zu stimmen versucht, und während Sie bei ihm waren, habe ich mir für Sie beide Daumen außer jeder Fassung gedrückt. Sehen Sie sich die beiden Dinger mal an, die haben ihre ganze Form verändert, sie sehen aus wie plattgedrückte Zwetschenkuchen. Nun aber reisen Sie glücklich, schreiben Sie, wenn Sie Lust haben, eine Ansichtskarte und betrinken Sie sich, weil Sie noch leben."

„Zunächst werde ich dieses freudige Familienereignis einmal dadurch feiern, daß ich mich wenigstens zwei Stunden lang satt esse, und wenn die Zeit dazu bis zum Mittagszug nicht langt, fahre ich mit dem Abendzug,

wenn wenn ich mit dem Hunger in mein Abteil steige, entpuppe ich mich unterwegs meinen Mitreisenden gegenüber als Menschenfresser."

Aber es ging mit dem Sattwerden wesentlich schneller, als er es für möglich gehalten hatte, er konnte doch schon den Mittagszug benutzen, und als er, seine Zigarre rauchend, seiner Garnison wieder entgegenfuhr, dachte er sehr viel an Fräulein von Bergen, und abermals freute er sich darüber, daß er seinen alten Herrn darauf aufmerksam gemacht hatte, es müsse auf Fräulein Lore doch einen sehr schlechten Eindruck machen, wenn er ihr unmittelbar nach seinem Heiratsantrag seine Schulden beichtete, obgleich die paar tausend Mark bei ihrem Millionenvermögen ja gar keine Rolle spielten. Das würde sein Vater, der in Geldsachen ganz außerordentlich korrekt dachte, selbst einsehen und ihm schon deshalb den erbetenen Betrag mit wendender Post zusenden. Ja, der Gedanke, der ihm da gekommen, war weiß Gott nicht dumm gewesen, obgleich sein alter Herr, schon weil ihm nichts anderes übrig blieb, auch sonst natürlich berappt hätte. Aber bei der Gelegenheit hatte der gleich erfahren, daß er sich ernstlich mit Heiratsabsichten trug, und so etwas konnte ein Vater, der zugleich der dienstliche Vorgesetzte war, und der als solcher auch ein gewichtiges Wort dabei mitzusprechen hatte, gar nicht früh genug erfahren. Und auch jetzt sagte er sich immer wieder, du willst und du wirst Fräulein von Bergen heiraten, vorausgesetzt natürlich, daß sie damit einverstanden ist. Aber ob sie das war, war leider Gottes die dreimal verdamnte und dreimal zugenähte Frage, auf die er sich weder ein Ja noch ein Nein zur Antwort gab, denn er wurde aus der Lore nicht recht klug. Manchmal schien seine Art, ihr den Hof zu

machen, obgleich oder gerade weil sie die noch nicht durchschaut hatte, ihr viel Spaß zu bereiten, und dann stritt sie sich mit ihm, daß es wirklich eine Freude war, es mit anzusehen, ihre Augen blitzten und leuchteten, ihre Wangen röteten sich, und je ruhiger er absichtlich selber blieb, desto mehr kam ihr Temperament zum Durchbruch. Und sie wurde dann offensichtlich ernstlich verstimmt, wenn einer der Kameraden dazu trat, um nach dem Rezept, das er verordnet, ebenfalls um ihre Gunst zu werben.

Ganz anders aber war es, wenn Dr. Schumann oder wenn Kammler plötzlich auftauchten. Dann hatte sie mit einem Schlage keine Zeit mehr, sich weiter mit ihm zu streiten, dann mußte sie, die sehr schnell wieder eine gute Spielerin geworden war, die Bälle schlagen, und wenn ihre Sportbegeisterung auch wirklich echt war, so glaubte er dennoch nicht, daß diese Begeisterung allein sie so gerne mit den beiden anderen spielen ließ. Da stimmte irgend etwas nicht, und das tat ihm auch ihretwegen leid, denn was nützten ihr zwei Verehrer, die beide nicht an das Heiraten dachten oder von denen der eine sich ganz bestimmt, spätestens nach einer Woche wieder von ihr scheiden lassen würde? Warum stellte sie diese beiden nicht auf Eis und wandte ihr ganzes Interesse und damit dann auch sehr bald ihre ganze Liebe nur ihm zu? Er hatte für sie die allerbeste Verwendung und konnte auch ihre Millionenmitgift sehr gut gebrauchen, um nicht vielleicht doch noch einmal seinem Vater Schulden beichten und dann erneut eine Szene, wie die am heutigen Morgen erleben zu müssen. Aber trotz ihrer Millionen würde er die Lore niemals heiraten, wenn er sie nicht auch liebte. Das gestand er sich auch jetzt offen und ehrlich ein und zugleich auch,

daß er, wenn auch noch nicht gerade sein ganzes Herz, so doch schon einen nicht unbedeutenden Teil seines Herzens an sie verloren habe.

Er war zum mindesten dreiviertel verliebt und befand sich infolgedessen in einem Zustand, bei dem er sich körperlich und auch sonst nicht wohl fühlte. Und schon deshalb beschloß er jetzt, dem baldmöglichst ein Ende zu machen. Er wollte eine Entscheidung herbeiführen, und er wußte auch wann. Für die nächsten Tage war vom Sportklub eine gemeinsame Radpartie nach einem etwa zwei Radstunden entfernten Ausflugsort geplant, in dessen Gasthaus man nicht nur gut essen und trinken, sondern auch tanzen und vergnügt und lustig sein wollte. Bei dieser Tour würde er sich von Anfang an an Lores Radseite setzen und sich von diesem Platz durch keinen Dritten verdrängen lassen, er würde alles, was er am Wege fand, benutzen, um immer aufs neue einen lustigen übermütigen Streich [recte wohl: Streit - D.Hrsgb.] mit ihr herbeizuführen, er würde mit ihr streiten, bis sie ihm, wenn auch nur für einige Minuten, ernstlich böse wurde und dann, wenn sie ihn fragte, warum sind Sie so wenig nett mit mir, warum reizen und ärgern Sie mich immer, ich habe Ihnen doch nichts getan, dann wollte er ihr erklären: Die Liebe ist nie gütig, nie weich, nie milde. Die wahre Liebe fordert und begehrt, wenn auch nur, damit der andere sich ihm unterwirft. Die Liebe ist immer hart, sie ist immer egoistisch, sie quält und martert und peinigt, und eine Liebe, die anders beschaffen ist, hat mit der wirklichen Liebe nicht das geringste zu tun. Und wenn sie aus diesen seinen Worten herausgehört hatte, daß er sie liebe, wollte er ihr auf seine Art seine Liebe in klaren

herzlichen Worten erklären und mit der Bitte schließen: Liebe mich und die Welt ist mein.

Mit diesem festen Vorsatz traf er wieder in seiner Garnison ein. Und schon am nächsten Tag brachte er im Kasino das Gespräch auf den geplanten Ausflug und schlug vor, den bald zu unternehmen, solange das schöne Wetter noch anhielte, denn wenn nicht alle Anzeichen trügen, würde das Barometer sehr bald fallen, außerdem dürfe man nicht vergessen, daß es nicht mehr allzulange hin sei, bis man zwar nicht wie einst in das Manöver, das es nicht mehr gäbe, zöge, wohl aber zu den Gefechts- und Schießübungen auf dem Truppenübungsplatz, um dort einige Wochen zu bleiben und in den dortigen Baracken mit der Waschschüssel und dem Nachtgeschirr aus Fayence ein wahres Luxusleben zu führen.

Alle Kameraden wußten, daß er ein leidenschaftlicher Radler sei, und so erweckte er mit seinem Vorschlag keinerlei Argwohn und Verdacht, und zu seiner großen Freude wurde schon am Nachmittag die Radtour mit den Damen für einen der nächsten Tage fest verabredet.

„Das hast du glänzend gemacht,“ belobte er sich selbst, aber leider mußte auch er einsehen, daß man sich niemals selbst loben darf oder daß, wenn man es trotzdem tut, man es immer viel zu früh tut, denn drei Tage bevor alle ihre Stahlpferde besteigen wollten, kam der von ihm mit Ungeduld erwartete Brief seines Vaters, und als er den gelesen hatte, fiel er hintenüber und gab seinen Geist auf, zwar nicht für immer, obgleich ihm das beinahe lieber gewesen wäre, aber doch für längere

Zeit, noch dazu so vollständig, daß er die Empfindung hatte, ohnmächtig zu sein.

Dann aber kam er doch wieder zu sich, um den Brief seines Vaters noch einmal und dann noch ein dutzendmal zu lesen und um aus dem zu ersehen, daß sein alter Herr ihm zwar, damit er später nicht unmittelbar nach dem Heiratsantrag, den er zu machen entschlossen sei, seine Schulden beichten müsse, den Betrag von fünfzigtausend Mark, so außerordentlich schwer es ihm bei der jetzigen Teuerung auch falle, habe überweisen lassen, daß er ihn in seiner Eigenschaft als sein Divisionskommandeur aber gleichzeitig mit fünf Tagen Stubenarrest bestrafen müsse, einmal weil er Schulden gemacht habe, dann aber auch, damit ihm hoffentlich für immer die Lust verginge, neue zu machen und dann seinen Abschied nehmen und einen anderen Beruf ergreifen zu müssen.

Alles was der Vater ihm sonst noch schrieb, daß er leider vergebens versucht habe, sich selbst dahin zu beeinflussen, den vorliegenden Fall lediglich als Vater und nicht zugleich als Vorgesetzter zu betrachten, und daß es ihm aufrichtig leid tue, gerade ihn, seinen eigenen und einzigen Sohn zu bestrafen, interessierte ihn blitzwenig, wohl aber tat das der Schlußsatz: „Das Regiment ist von der über Dich verhängten Strafe meinerseits dienstlich benachrichtigt worden, Zum Antritt Deiner Strafe hast Du Dich morgen mittag bei Deinem Vorgesetzten zu melden.“

Da saß er nun drin in den Pellkartoffeln, und das hatte er davon, daß er in der Wahl seines Erzeugers nicht vorsichtiger gewesen war und sich dafür einen

seiner militärischen Vorgesetzten ausgesucht hatte. Und das hatte er nun im besonderen davon, daß er seinem Vater seine Schulden beichtete, bevor die Meldung an Seine Exzellenz fällig war, denn schlimmer hätte es auch nicht kommen können, wenn er seine Sünden offiziell bekannt hätte.

Es war einfach, um die Wände hoch zu gehen, und einmal versuchte er es auch, aber trotzdem oder gerade weil er, um an der steilen Wand wenigstens etwas in die Höhe zu kommen, drei Schritte Anlauf genommen hatte, endete die Sache programmäßig. Er rutschte mit den Füßen von der Wand ab, fiel hintenüber, noch dazu mit dem Kreuz auf die ziemlich scharfe Kante eines Stuhles, fiel mit dem zusammen weiter hin, brach dabei dem Stuhl die Lehne ab, schlug im Weiterfalle mit dem Hinterkopf auf die Tischplatte, die mitsamt dem Tisch umkippte und ihm auf den Bauch fiel, und lag eine ganze Weile auf dem Fußboden, bis er sich zu der Erkenntnis durchrang, daß das Wändehochlaufen doch wohl nicht ganz das richtige für ihn wäre. Da gab er die Beschäftigung definitiv wieder auf und schrieb statt dessen an die Tischgesellschaft im Kasino einen Brief, es täte ihm ja selbst am meisten leid, sich ein paar Tage nicht sehen lassen zu können, aber er hätte sich den Fuß verstaucht, hätte auch leichtes Wundfieber und dürfe schon der Ansteckungsgefahr wegen auf ärztliches Anraten hin nicht ausgehen. Trotz alledem hoffe er aber in wenigen Tagen wieder vollständig gesund zu sein, und er bäte die Kameraden deshalb, ohne dabei seiner Person Erwähnung zu tun, unter irgendeinem Vorwand bei den Damen eine Verlegung der Radtour auf einen Tag der nächsten Woche durchzusetzen. Bis dahin sei er ganz bestimmt wieder strampelfähig, besonders wenn

man ihm zur schnelleren Beseitigung seines Wundfiebers durch Übersendung einiger gekühlter Flaschen voll Inhalt hilfreich unter den Magen greifen würde.

Ein paar eisgekühlte Flaschen kamen denn auch bald mit den besten Wünschen für baldige völlige Genesung, zugleich aber auch die Nachricht, die Radtour sei nun einmal für morgen nachmittag beschlossen, und es müsse leider dabei bleiben, zumal die trotz der hohen Haferpreise gut gefütterten Stahlrosse in ihren Ställen vor Übermut wieherten und um sich schlägen, so daß man sie unmöglich noch länger in dem Stall stehen lassen könne. Daß er selbst an dem Ritt nicht teilnehmen könne, täte allen aufrichtig leid, aber sie bäten ihn, sich wenigstens dadurch an dem Nachmittag zu beteiligen, daß er fleißig die Daumen drücke, damit das schöne Wetter ihnen bis zu ihrer Rückkehr am Abend treu bleibe und damit sie sich alle herrlich amüsierten.

„Ich werde anstatt der Daumen sonst was für euch drücken,“ fluchte Kölling vor sich hin, obgleich ihn der schön eisgekühlte Mosel doch eigentlich hätte milder und verträglicher stimmen müssen. Dann ging er zu seinem Barometer und klopfte an dem herum, damit es falle, aber anstatt ihm den Gefallen zu tun, steckte das ihm seine Zunge in Gestalt der Nadel, die auf schönes Wetter zeigte, immer länger und länger heraus und stieg und stieg, daß es eine wahre Affenschande war.

Da arbeitete er sich ein langes Gebet aus, das er am Abend zum Himmel sandte, und das mit den Worten schloß: „Lieber Gott, wenn du es aber in deiner Weisheit für besser halten solltest, daß es morgen nachmittag keine Sackstrippen regnet, schön, meinethwegen. Aber

dann gib wenigstens, daß keiner der Kameraden auch nur im Schlafe daran denkt, sich gerade an dem Nachmittag, noch bevor ich es tun konnte, Fräulein von Bergen zu erobern. Die junge Dame selbst wirst du ja sicher kennen, sonst sieh sie dir mal an, es verlohnt sich, sie wohnt Breitestaße 1I."

Und der liebe Gott erhörte sein Gebet wenigstens soweit, daß er keinen der Kameraden im Schlaf daran denken ließ, sich morgen nachmittag Fräulein Lores Gunst soweit erringen zu wollen, daß das spätere Jawort nur noch eine Formalität war. Nein, im Schlaf dachte keiner daran, dafür taten es alle desto mehr im wachen Zustand, und das noch dazu aus einem Grund, den Kölling glücklicherweise nicht ahnte. An dem Tag sollte und mußte es sich für sie entscheiden, ob das ihnen von Kölling verordnete Mittel, sich gerade die Gunst eines Millionenmädels zu erringen, auch tatsächlich richtig sei oder ab er sie damit auf das Glatteis geführt habe. Beinahe glaubten und befürchteten sie schon jetzt, genasführt zu sein, denn so sehr sie sich bis jetzt auch nach der Methode Kölling alle Mühe gegeben hatten, Fräulein von Bergens Gunst zu erringen, sie waren damit nicht einen Schritt weitergekommen, im Gegenteil, sie waren dabei mit den Füßen immer weiter zurückgerutscht, wie einer, der, ohne den Trick zu kennen, eine sogenannte rollende Treppe hinaufzugehen versucht. Noch einmal wollten sie in der Hinsicht bei Fräulein von Bergen ihr Glück versuchen, noch einmal, und zwar mit voller Kraft. Wenn aber auch dann keiner von ihnen etwas bei ihr erreichte, konnte Kölling sich freuen, nachdem sie ihn vorher gezwungen hatten, wahrheitsgemäß einzugestehen, daß er ihnen einen Bären, der in

seiner Größe schon mehr einem Riesenelefanten glich, aufgebunden habe.

Alle sahen dem Nachmittag voll freudiger Erwartung entgegen, nur Lore selbst tat das mit großer Unruhe, denn zu ihren jungen Verehrern oder zu denen, die wenigstens im Alter zu ihr paßten, war nun noch einer hinzugekommen, von dem sie es nie und nimmer für möglich gehalten hätte, daß gerade der sich in sie verlieben könne, ihr alter Freund, der Major, denn schon am Tag nach der kleinen Abendgesellschaft hatte sie einsehen müssen, daß dessen Wort, „das ist das Glück zu lieben und sich geliebt zu wissen“, sich nicht, wie sie es als selbstverständlich angenommen, auf ihre Freundin Anke, sondern auf sie selbst bezog. Seit dem Augenblick ging sie einem Alleinsein mit dem Major ängstlich aus dem Wege, da sie wohl eine herzliche Freundschaft, aber kein anderes Gefühl für ihn empfand und es ihm, aber auch sich selbst ersparen wollte, ihm, wenn auch in zartester Form einen Korb geben zu müssen.

Und um ihm das zu ersparen, gab es nach ihrer Überzeugung nur einen Ausweg, sie mußte ihn davon überzeugen, daß seine Liebe, die er sich einbildete, gar nicht ihr, sondern einzig und allein seiner Hausdame galt, und daß er sich die Liebe zu ihr nur eingeredet habe, um sich nicht eingestehen zu müssen, daß er in Wahrheit schon längst Fräulein von Döhring liebe. Daß das bis zu einem gewissen Grade auch der Fall sei, glaubte sie schon seit längerer Zeit zu wissen, zumal Fräulein von Döhring es nach ihrer festen Überzeugung in keiner Weise verdiente, daß der Major so oft und so viel und noch dazu eigentlich stets ohne jeden ernstlichen Grund über sie und auf sie schalt. Einmal hatte sie es auch

erlebt, daß der Major in ihrer Gegenwart an seiner Hausdame so viel auszusetzen fand, daß es ihr mehr als peinlich war und daß sie sich sehr bald entfernte, um den Zank nicht länger mit anhören zu müssen, bis ihr dann plötzlich eine kleine Geschichte einfiel, die sie irgendwo einmal las oder hörte. Da warb ein bayerischer Bub um ein Mädels, aber das merkte aus irgendeinem Grunde nichts davon, wie es in ihm aussah. Bis ihm eines Tages die Geduld riß und bis er ihr eine Watschen gab, daß sie sich mit ihren vier Buchstaben auf die Erde setzte, während er ihr zurief: „Na, Madel, wenn du nun immer noch nicht weißt, daß ich dir gut bin und dich gerne heiraten möchte, tust du mir leid — deutlicher kann ich es dir nicht zeigen.“

Allerdings, mit einem wenn auch nur verkappten bayerischen Buben hatte der Major weder in seiner Erscheinung noch in seinem Wesen auch nur die leiseste Ähnlichkeit, aber die kleine Anekdote hatte ihr doch zu denken gegeben und ihr den Kampf, den der Major gegen seine Liebe führte, beinahe im komischen Licht erscheinen lassen.

Nun aber gab es da für sie selbst nichts mehr zu lachen, denn nun hatte der Major sich in sie verliebt. Das verrieten seine Augen ihr ganz deutlich, auch wenn sein Mund es ihr noch nicht sagte, weil sie ihn immer mit einer gleichgültigen Bemerkung aus dem Text brachte, wenn er auch nur den Versuch machte, ihr von seiner Liebe zu sprechen.

Aber das, was sie bisher verhindert hatte, würde, davon war sie fest überzeugt, während der Radtour zu einem keineswegs erfreulichen Ereignis werden, denn an

dem Ausflug wollte sich auch der Major, um in ihrer Nähe sein zu können, beteiligen, und niemand konnte ihn daran hindern, da er sich beinahe zu dem Sportklub gehörig betrachtete, seitdem er diesem nach dem Krieg zur Wiederinstandsetzung seiner verwahrlosten Plätze auf unbestimmte Zeit einen größeren Betrag geliehen hatte.

Der Major, der vor Jahr und Tag ziemlich leidenschaftlich geradelt hatte und dessen Tretmaschine sich immer noch in tadellosem Zustand befand, wollte, wie er ihr gestanden, mitradeln und das, wie sie deutlich erriet, nicht nur, weil er in sie verliebt, sondern auch, weil er eifersüchtig war, und das letztere noch dazu ohne jeden Grund auf Herrn von Kammler, denn immer wieder hatte er sie gefragt, wie sie denn nur darauf gekommen sei, gerade den zu dem kleinen Abendessen einzuladen. Ach, und gerade auf Kammler eifersüchtig zu sein, war mehr als lächerlich, der war der einzige, der ihr überhaupt nicht den Hof machte, der tatsächlich nichts, aber auch weiter nichts von ihr wollte, als ihre Freundschaft, und der ihr auch schon ein guter Freund, wohl richtiger gesagt, ein guter Kamerad geworden war. Denn was sollte sie auch mit einem Freund? Einen solchen brauchte man doch nur, wenn man irgendwie in Not oder Gefahr war, und sie vermochte sich nicht vorzustellen, daß sie jemals in die eine oder die andere geraten würde. Aber so nett die Kameradschaft auch zwischen ihnen beiden war, sie wäre nach ihrer Überzeugung noch viel netter gewesen, wenn Kammler ihr gerade als guter Kamerad doch ein ganz klein wenig den Hof gemacht hätte. Er trieb es mit seiner Vorsicht, ihr immer aufs neue zu beweisen, daß er in ihr nichts als eine Freundin sähe, nach ihrer Ansicht zu weit.

Der Major hatte also keine Veranlassung, auf jenen eifersüchtig zu sein, und doch war er es. Und schon um es zu verhindern, daß sie sich auf dem Ausflug zu viel mit Kammler unterhalte, wollte der Major mitradeln. Das aber wollte er, wie sie aus mancher seiner Äußerungen erriet, auch noch aus einem anderen Grunde, er wollte ihr beweisen, daß er nicht nur, wie sie es ihm in unüberlegter Weise verschiedentlich gestand, noch jung aussähe, sondern daß er sich auch noch jung fühle und auch noch jung sei. Er wollte ihr zeigen, daß er es bei dem Radsport noch mit der Jugend aufnähme, und daß sie, wenn sie ihn heirate, keineswegs einen alten Mann bekäme. Aber sie wollte ihn doch überhaupt nicht heiraten, und an dem Ausflug durfte er sich unter keinen Umständen beteiligen.

Aber wie konnte sie erreichen, daß der Major zu Hause blieb?

Wer half ihr?

Und mit einemmal wußte sie es, niemand anders als Kammler, denn jetzt war sie in Not und Gefahr. Jetzt brauchte sie einen Freund, um die ihr drohende Gefahr, das Liebesgeständnis des Majors anhören und ihm einen Korb geben zu müssen, abzuwenden, und jetzt bot sich Kammler Gelegenheit, ihr zu beweisen, daß er wirklich ihr Freund sei.

Kammler würde und mußte ihr helfen, wie hatte sie nur nicht gleich darauf kommen können? Aber so erleichtert sie nun bei dem Gedanken an seine Hilfe aufatmete, gleich darauf kamen ihr wieder große Bedenken, denn wie sollte er ihr helfen? Aber das war ja schließlich

seine und nicht ihre Sache, er würde schon Rat wissen, sobald sie sich ihm anvertraut hatte.

Und sie vertraute sich ihm an, als sie sich am Nachmittag auf dem Tennisplatz trafen, richtiger gesagt, sie wollte sich ihm anvertrauen, aber sie kam nicht über die Einleitung hinaus, denn die anderen Herren umdrängten sie, um sie zur Teilnahme an dem allgemeinen Spiel aufzufordern, so daß ihr nichts anderes übrig blieb, als ihn zu bitten: „Ich muß Sie in einer für mich sehr wichtigen Angelegenheit um Rat fragen, wollen Sie mich nachher nach Hause begleiten, damit ich ungestört mit Ihnen sprechen kann?“

„Und ob ich das will, gnädiges Fräulein, sogar mit tausend Freuden. Wenn Sie einen Rat brauchen, sollen Sie ihn haben, und wenn ich mir den mit der großen Feuerwehrleiter vom Himmel herunter holen sollte, falls ich ihn nicht allein weiß,“ stimmte er ihr so lebhaft und so herzlich bei, daß sie ihm vorläufig mit einem herzlichen Händedruck dankte.

Dann ging sie zum Spiel, Kammler aber sah ihr nach, während er sich voller Unruhe sagte: Hoffentlich hat sie sich nicht verliebt und noch hoffentlicher erbittet sie nun nicht deinen Rat, ob sie dem, der nächstens um sie anhalten wird oder es vielleicht schon getan hat, das Jawort geben soll. Aber nein, tröstete er sich gleich darauf, das wird es nicht sein, sonst müßtest du doch etwas davon gemerkt haben, und wer von den Kameraden soll da auch wohl in Frage kommen? Das hätten die anderen dem einen gar nicht erlaubt, sondern ihn vorher einfach totgeschlagen. Nein, von denen wurde keiner gefährlich, höchstens der Doktor Schumann, – und mit

einem gewissen Mißbehagen blickte er jetzt zu dem hinüber.

Dann aber stockte er plötzlich bei dem Wort, das sich ihm vorhin aufgedrängt hatte: Von den Kameraden wird dir keiner gefährlich werden. Was hieß für ihn „gefährlich“? Er wollte sich doch nicht verlieben und durfte es auch schon deshalb nicht, weil er Lore ausdrücklich gestanden hatte, daß er lediglich ihre Freundschaft erbitte. Aber gerade die wollte und durfte er jetzt nicht verlieren, denn seine junge Freundin Hedi hatte sich inzwischen mit dem jungen Kaufmann verlobt und von ihm Abschied genommen, obgleich sie ihre bisherige Wohnung noch beibehielt. Mit den schönen Abendstunden, die sie bisher zusammen verlebten, war es nun vorbei für immer, aber der Abschied war ihm merkwürdigerweise nicht so schwer gefallen, wie er es befürchtete. Das lag zum großen Teil wohl daran, daß er ihm ja nicht unerwartet kam, dann aber auch sicher daran, daß er als Ersatz für die Liebe der kleinen Hedi nun glücklicherweise Lores Freundschaft gefunden hatte.

Und einzig und allein auf diese Freundschaft hatte sich natürlich seine Befürchtung bezogen, einer der Kameraden oder Dr. Schumann könne ihm gefährlich werden, denn glücklicherweise machten ja zu viele der Lore den Hof, als daß nun bald einer von ihnen Aussicht gehabt hätte, Lores Liebe zu gewinnen.

Deshalb schwand die Unruhe, die ihn ergriffen hatte, jetzt schnell wieder dahin, und sie kam auch nicht wieder, als er zwei Stunden später Lore auf einem Umweg nach Hause begleitete und als sie ihm alles erzählte. Nein, es lag für ihn wirklich keine Veranlassung vor, den

Antrag, dem sie entgehen wollte, irgendwie tragisch zu nehmen, die Sache war eigentlich nur komisch und brauchte ihn nicht zu beunruhigen.

„Sie sind meine letzte Hoffnung, Herr von Kammler,“ bat Lores Stimme zum Schluß, „Sie allein können und Sie müssen mir auch helfen, was soll ich nur tun?“

„Darüber denke ich schon sehr angestrengt nach, gnädiges Fräulein,“ gab er zur Antwort, um dann zu fragen: „Ich selbst kenne den Herrn Major leider zu wenig, um über sein Privatleben, über seine etwaigen Passionen und Leidenschaften, um über seine täglichen Gewohnheiten und manches andere unterrichtet zu sein, und doch müßte ich wohl das wissen, um dadurch vielleicht auf einen rettenden Gedanken zu kommen.“

„So hören Sie also weiter,“ bat Lore, und sie erzählte ihm alles, was sie selbst nur irgendwie von dem Major und von seinen täglichen Gewohnheiten wußte, bis Kammler sie plötzlich mit den Worten unterbrach: „Ich bitte Sie, mich nicht weiter zu fragen, gnädiges Fräulein, damit Sie dem Herrn Major gegenüber ein gutes Gewissen behalten und jederzeit beschwören können, Sie hätten von meinem harmlosen Streich, der mir eben eingefallen ist und den ich ihm spielen will, nicht das leiseste gewußt. Aber ich glaube Ihnen schon jetzt mit aller Bestimmtheit erklären zu können, daß mir mein Vorhaben gelingt, und deshalb bitte ich Sie, damit wir morgen nachmittag nicht zu lange auf Sie zu warten brauchen, Ihrerseits nicht auf den Herrn Major zu warten, wenn er nicht ganz pünktlich vor Ihrem Hause sein sollte, um Sie abzuholen.“

„Wie wollen Sie das aber nur anfangen?“ erkundigte Lore sich nun doch noch einmal voller Neugier, aber die wurde auch jetzt nicht befriedigt, denn er erklärte lediglich: „Geschäftsgeheimnis, gnädiges Fräulein.“

„Und wie soll ich es Ihnen danken, wenn Sie das Kunststück fertig bringen, daß der Herr Major wirklich zu Hause bleibt, denn irgendwie danken muß ich es Ihnen doch?“

„Von einem Müssen Ihrerseits ist selbstverständlich gar keine Rede, gnädiges Fräulein,“ widersprach er, „aber wenn Sie sich mir trotzdem dankbar erweisen wollen, obgleich dazu für Sie wirklich keine Veranlassung vorliegt, wäre das sehr liebenswürdig von Ihnen.“

„Und wie könnte ich Ihnen danken, Herr von Kammler?“ erkundigte sie sich weiter, da sie aus seinen Worten herauszuhören glaubte, daß er einen Wunsch hätte, den er gerade von ihr gerne erfüllt sähe. Und da er nicht gleich antwortete, bat sie: „Sagen Sie mir, was ich für Sie tun kann. Steht es in meiner Macht, werde ich es mit tausend Freuden tun.“

„Auch das ist sehr liebenswürdig von Ihnen, gnädiges Fräulein, trotzdem wird mir das Sprechen nicht ganz leicht.“

„Aber wir sind doch gute Freunde, Herr von Kammler,“ ermunterte sie ihn.

„Wären wir das nicht, könnte ich meine Bitte überhaupt nicht aussprechen, gnädiges Fräulein, denn sie ist sehr sonderbar, ist es sogar so sehr, daß ich selbst

nicht recht begreife, wie ich zu ihr komme. Vielleicht, nein, wohl sicher nur aus dem Gefühl der warmen Freundschaft heraus, die ich für Sie empfinde. Und deshalb – aber nein," unterbrach er sich, „ehe ich spreche, müssen Sie mir versprechen, daß Sie mir nicht zur Antwort geben werden: Sie haben einen Gehirnklops, lieber Freund."

„Soll ich Ihnen das schriftlich versprechen und meine Unterschrift auch noch amtlich beglaubigen lassen, oder genügt es Ihnen, wenn ich das mündlich tue?" neckte sie ihn.

„Das genügt sogar vollständig, gnädiges Fräulein, und deshalb – also ich meinte – und ich wollte sagen –" begann er zögernd und stockend, weil er nun doch nicht recht wußte, ob er das, was ihn beschäftigte, auch sagen könne. Dann aber nahm er seinen ganzen Mut zusammen: „Es wäre doch möglich, gnädiges Fräulein, daß Ihnen sehr bald ein anderer Heiratsantrag bevorsteht, der ernsthafter ist oder der ernsthafter für Sie in Frage käme, als der, den der Herr Major mit sich herumträgt. Wollen Sie mir versprechen, daß Sie mich auch dann um Rat fragen, und daß Sie den nicht annehmen, ohne den doch für jedes junge Mädchen sehr wichtigen Schritt nicht nur mit Ihrer Frau Mutter, sondern auch mit mir besprochen zu haben?"

Ganz bestimmt, auch in dieser Minute dachte Lore nicht daran, sich in absehbarer Zeit zu verloben oder gar zu verheiraten, aber trotzdem glaubte sie mit Freuden aus seinen Worten herauszuhören, daß er doch noch etwas anderes für sie empfinde, als nur Freundschaft, daß er auch noch ein etwas anderes Interesse an ihr

nähme, und schon aus diesem freudigen Empfinden heraus reichte sie ihm nun die Hand: „Wenn das alles ist, lieber Freund, was Sie von mir verlangen, dann ist es gewährt.“

So warm und so herzlich, wie er es noch nie getan, drückte er ihre Hand: „Ich danke Ihnen, gnädiges Fräulein,“ und während sie dabei das Gefühl hatte, daß er einem weiteren Alleinsein mit ihr ein Ende zu machen wünsche, um etwaige Fragen ihrerseits, wie er denn nur gerade auf diesen Wunsch verfallen sei, zu entgehen, bat er: „Wenn es Ihnen recht ist, gnädiges Fräulein, beschleunigen wir unsere Schritte jetzt etwas, denn der Plan, den ich mir ausgedacht habe, damit der Herr Major morgen nachmittag zu Hause bleibt, erfordert noch einige Vorbereitungen, die ich gleich treffen möchte.“

Und die traf er, als er bald darauf in seiner Wohnung war, dadurch, daß er seinen neuen Burschen, den Grenadier mit dem etwas sonderbaren Namen Schweineleber fragte: „Sagen Sie mal, Schweineleber, haben Sie eine Braut?“

Der Grenadier, ein großer, strammer, hübscher Mensch, machte ein beinahe beleidigtes Gesicht: „Das wäre doch traurig, Herr Oberleutnant, wenn ich keine hätte, und außerdem habe ich doch noch meine drei Mächens.“

„Na, das sind Sie ja vorläufig ganz gut versorgt,“ meinte Kammler belustigt, dann fragte er: „Auf welche dieser vier Jungfrauen ist am meisten Verlaß? Ich meine, bei welcher können Sie sich am sichersten darauf verlassen, daß sie den Mund hält und ein ihr anver-

trautes kleines Geheimnis nicht gleich überall weiter-
erzählt?"

„Ich glaube, da wäre die Kathinka wohl die zuverlässigste,“ gab der Grenadier nach kurzem Besinnen zur Antwort, um gleich darauf hinzuzusetzen: „Außerdem könnte ich ihr ja ein paar liebevolle Mauschellen für den Fall in freundliche Aussicht stellen, daß sie ihr Maul, ich meine ihren Schnabel, doch nicht hält.“

„Das möchte ich aber nicht,“ warf Kammler ein, „nun aber etwas anderes: Können Sie sich noch heute abend mit der Kathinka treffen und sie dahin bringen, daß sie sich morgen vormittag von 11 Uhr ab unter allen Umständen zu meiner Verfügung hält? Das nähere würde ich Ihnen dann noch erklären.“

„Die Kathinka macht sich frei, wenn ich es ihr befehle, darauf können der Herr Oberleutnant sämtliche Steine und Beine schwören,“ gab der Grenadier mit einer Bestimmtheit, die auch nicht den leisesten Zweifel aufkommen ließ, zur Antwort, und da er in der Hinsicht nicht zu viel gesagt hatte, gelang das, was Kammler sich ausgedacht, fast noch besser, als er es geglaubt. Denn als der Major am nächsten Mittag nach Beendigung seines Besuches bei Ihrer Exzellenz, und nachdem er von Lore die feste Zusage erhalten, daß sie pünktlich auf die Minute fertig sei und ihn am Nachmittag erwarten werde, wieder in den Garten trat, um die Hundeleine zunächst von dem Haken in der Mauer und dann von dem Halsband seiner Paula loszumachen, da war nicht nur die Leine verschwunden und nicht nur der Haken in der Mauer, der, wie er wußte, allerdings schon lange etwas lose gewesen, sondern auch die Paula war fort, und da

die Gartenpforte von irgend jemandem weit offen gelassen worden war, unterlag es für ihn keinem Zweifel, die Paula hatte mit ihrer Leine den Haken aus der Wand gerissen und die offenstehende Tür benutzt, um das Weite zu suchen.

Daß er seine Paula nicht vorfand, wenn er wieder den Garten betrat, und daß sie ihm fortgelaufen war, noch bevor er sie von der Leine freimachte, war ihm noch nie begegnet. So starrte er denn auch eine ganze Weile vollständig fassungslos auf den Platz, auf dem er seinen Dackel vorhin verlassen und auf dem ihn nur die dort von Paula hinterlegte Verdauung daran erinnerte, daß sie vorhin tatsächlich dort gewesen sei, denn sonst hätte er sich eingebildet, seinen Hund heute zu Hause gelassen zu haben.

Wo war die Paula?

Die silberne kleine Pfeife flog aus der Tasche an den Mund, und kaum hatte der Major die Straße betreten, da klang sein Pfiff nach rechts, nach links und auch geradeaus in die sich dort abzweigende Straße. Aber soviel er auch pfiff und so schön er auch pfiff, die Paula blieb unsichtbar.

Wo war die Paula, und wo sollte er sie finden? Ging er zur rechten, war die Paula natürlich links ausgekniffen, und ging er geradeaus, dann war die Paula sicher Gott weiß wo, aber nur nicht in der Straße, in der er sie suchte.

Die kleine silberne Pfeife rief und lockte: Paula, Paula, bis sie schließlich zu klagen und zu stöhnen und plötzlich, soweit ihre schwachen Kräfte es ihr erlaubten,

zu heulen anfang, wie die Dampfpeife eines großen Schiffes, das sich auf hoher See in Not befindet und deren Ruf da bedeutet: Helft uns, wir verderben!

Und dem Major war auch so zumute, als wenn er verdürbel!

Und vielleicht hätte er auf seiner Pfeife noch bei dem Weltuntergang des letzten Menschen Himmel- oder Höllenfahrt begleitet, wenn nicht plötzlich eine einfache Frau vor ihm gestanden und ihn angesprochen hätte: „Nicht wahr, der Herr sind doch der Herr, der jeden Morgen hier zu Ihrer Exzellenz in das Haus geht und immer den Hund bei sich hat? Nicht wahr, der Herr sind doch der Herr? Der Herr kommt mir so bekannt vor, denn der Herr müssen nämlich wissen, daß ich den Herrn schon lange kenne, denn ich wohne Ihrer Exzellenz hier gerade gegenüber bei dem Tischler Krause im Erdgeschoß.“

„Das ist sehr freundlich von Ihnen, liebe Frau, daß Sie da wohnen,“ unterbrach der Major die Redselige, „aber das interessiert mich im Augenblick absolut nicht.“

„Und ob Sie das interessiert, warten Sie es nur ab, darüber werden Sie gleich anders denken,“ widersprach die Frau, und als er trotzdem seine Pfeife erneut an die Lippen führen wollte, rief sie ihm zu: „Das Getute auf dem Ding können Sie sich heute ruhig schenken, mit dem machen Sie ohnehin schon jeden Tag hier die ganze Straße nervös, aber heute hat die Pfeiferei gar keinen Zweck, Ihr Hund kommt nicht.“

Mit einem raschen Griff packte der Major die Frau am Arm: „Sie kennen meinen Hund, und Sie wissen, wo er ist?“

„Glauben Sie, daß ich sonst einen so vornehmen Herrn, wie Sie es auch heute noch sind, obgleich es ja glücklicherweise keine Klassenunterschiede mehr gibt, wohl angesprochen hätte?“ verteidigte die Frau sich, um dann fortzufahren: „Genau es weiß ich ja auch nicht, aber ich denke mir mein Teil, denn als ich vorhin fortging, um eine Besorgung zu machen, traf ich gerade hier vor der Gartentür mit einem Dienstmädchen zusammen, das aus dem Garten kam, das ich aber hier in dieser Gegend noch nie gesehen habe und das auf ihrem linken Arm einen großen Henkelkorb mit zugeklapptem Deckel trug. Und was mir bei dem Korb gleich auffiel, der war lebendig wie ein springender Aal, der flog immer hin und her, und das Mädchen mußte den Deckel mit Gewalt zuhalten, und als der sich doch einmal einen Augenblick hob, da war mir so, als sähe da so was Ähnliches wie eine Hundeschnauze hervor, aber ich dachte mir nichts Böses dabei, denn ich glaubte, der Hund wäre plötzlich krank geworden und würde nach Hause getragen.“

So schwer es ihm auch wurde, der Major hatte trotz der Aufregung, in die er durch diese Erzählung versetzt wurde, die Frau zu Ende sprechen lassen, ohne sie zu unterbrechen, jetzt aber fragte er zitternd vor Erregung: „Und wie sah das Mädchen aus, das mir, wenn Sie recht haben, meinen Hund stahl? Können Sie das so genau beschreiben, daß die Polizei gleich hinter der Person einen Steckbrief loslesen kann, und wären Sie bereit, mich auf die Polizei zu begleiten und dort Ihre Aussage —“

„Was soll ich? Auf die Polizei soll ich? Die kann zu mir kommen, wenn sie was will, und dann lass' ich sie auch noch nicht herein. Nein, auf die Polizei bringt mich nicht einmal ein Auto, und wenn ich gewußt hätte, daß Sie mir als Dank für die vertrauliche Mitteilung, die ich Ihnen machte, gleich mit der Polizei drohen würden, hätte ich Ihnen überhaupt nichts gesagt. Aber da sieht man es einmal wieder, mein verstorbener Mann hatte ganz recht, wenn er mir immer wieder erklärte: Emilie, ich heiße nämlich Emilie, mein Herr, lass' dich nie in deinem Leben mit einem vornehmen Herrn ein, das sind nun einmal keine Kavaliers.“ Und ohne ihn weiter eines Blickes zu würdigen, ging sie über die Straße in ihre Erdgeschoßwohnung.

Der Major aber lief mehr als er ging auf die nächste Polizeiwache, und von der auf das Hauptpolizeiamt, und von dort auf das Büro des ihm persönlich bekannten Polizeihauptmanns und verlangte kategorisch, daß sofort die ganze Polizei aufgeboden und mobil gemacht würde, um der Diebin seines Hundes habhaft zu werden, noch bevor sie ihn in die Bratpfanne legen könne, denn er schwor Stein und Bein darauf, daß seine Paula gestohlen sei, um geschlachtet und gegessen zu werden. Das gehe ja ganz klar daraus hervor, daß der Hund von einem Mädchen gestohlen sei, das mit dem Korb auf dem Arm unterwegs gewesen wäre, um Einkäufe zu machen. Sicher habe es auch Fleisch holen sollen, und da die Preise hierfür schon wieder teurer geworden, habe sie sich gesagt: Na, da nimmst du das Fleisch da, wo du es am billigsten bekommst, hätte seinen Hund im Garten bemerkt und ihn als willkommenen Braten in den Korb gepackt.

„Aber Leute, die so arm sind, daß sie Hundefleisch essen, halten sich doch kein Dienstmädchen, das für sie Einkäufe macht,“ versuchten alle Beamten ihm seine fixe Idee auszureden, und zum Teil gelang es ihnen auch, nachdem sie ihm ihre tatkräftige Unterstützung zu der Wiedererlangung seiner Paula zugesagt hatten, aber trotzdem kam er ganz geknickt und gebrochen zu Hause an, wo Fräulein von Döhring schon lange mit dem Mittagessen auf ihn wartete. Und als erstes rief er ihr natürlich zu: „Fräulein von Döhring, denken Sie sich, die Paula ist fort, gestohlen – in einem Henkelkorb von einem Dienstmädchen, und wer weiß, vielleicht wird sie jetzt schon gegessen.“

Fräulein von Döhring sah ihn an, als habe er den Verstand verloren, dann aber ließ sie sich alles im Zusammenhang erzählen, um ihn schließlich mit den Worten zu trösten. „Was da vorliegt und wie das Mädchen dazu gekommen ist, den Hund mitzunehmen, weiß ich zwar auch nicht, aber dafür möchte ich meinen Kopf verwetten, um ein Verbrechen oder auch nur um einen wirklichen Diebstahl handelt es sich nicht. Ebenso wenig denkt man natürlich daran, den Dackel zu schlachten, ja noch mehr, es ist meine feste Überzeugung, daß die Paula viel schneller, als Sie es glauben, wieder bei Ihnen ist.“

Aber so ehrlich der Trost auch gemeint war, er verfehlte seine Wirkung, denn der Major schüttelte nur ganz traurig, während ihm die hellen Tränen in den Augen standen, den Kopf: „Sie meinen es gut mit mir, Fräulein von Döhring, offen gestanden sogar besser, als ich es Ihnen zugetraut hätte, aber Sie irren sich, die Paula kommt nicht wieder.“

„Doch!“ widersprach Fräulein von Döhring so bestimmt, daß für eine kurze Sekunde in ihm die Hoffnung wieder wach wurde. Gleich darauf aber klappte er erneut wie ein Taschenmesser zusammen und erklärte, als er bald darauf zum Essen gebeten wurde, keinen Bissen anrühren zu können, weil er beständig daran denken müsse, daß seine Paula nun vielleicht, nein sicher, bei anderen Leuten gebraten und geschmort auf dem Tisch stände.

Aber wenn er auch nicht essen wollte, er mußte. Fräulein von Döhring schob ihm zuerst das Essen in den Mund, als wäre er ein Kranker. Dann mußte er selbst weiter essen, bis sie die Überzeugung hatte, daß er wirklich satt wäre. Und das nicht allein, als sie vom Tisch aufgestanden waren, brachte sie ihm zur Wiederbelebung seiner Kräfte in sein Zimmer eine Tasse ganz starken Kaffee, holte ihm von seinen Zigarren die allerbeste und setzte sich zu ihm, um ihn mit seinen trüben Gedanken nicht allein zu lassen.

Das empfand er sehr dankbar, trotzdem aber fragte er: „Seit wann können Sie es denn wieder vertragen, daß ich in Ihrer Gegenwart rauche?“

„Ausnahmsweise geht es schon einmal,“ beruhigte sie ihn, „meinetwegen können Sie heute darauf losqualmen, soviel Sie wollen, damit Sie sich erst mal wieder beruhigen, und damit Sie nachher in der richtigen Stimmung sind, sich an der Radtour zu beteiligen, und bei der werden Sie dann schon wieder auf andere Gedanken kommen.“

Das war ihre feste Überzeugung, und jetzt freute es sie für ihn, daß der Ausflug gerade heute stattfand,

obgleich sie es bisher für einen Wahnsinn gehalten hatte, daß er sich daran beteiligen wollte. Über die Jahre, sich solche Scherze zu leisten, war er denn doch wirklich hinaus, und außerdem ahnte sie, daß er einzig und allein eines jungen Mädchens wegen mit von der Partie sein wollte, um ihr durch seine Radkünste seine noch vorhandene Jugend zu zeigen. Sicher handelte es sich um die junge Dame, mit der er an dem Abend bei Ihrer Exzellenz zusammen gewesen war, obgleich er ihr nie von ihr gesprochen, sondern ihr immer nur von Fräulein Lore erzählt hatte, wohl um sie nicht darüber aufklären zu müssen, wie sehr ihm die andere gefallen habe, so sehr, daß er ihretwegen heute mitradeln wollte, sicher in der Hoffnung, ihr unterwegs seine Liebe zu gestehen und sich ihr Jawort holen zu können. An das Jawort glaubte sie auch in diesem Augenblick nicht, aber selbst wenn er sich einen Korb holte, war das heute für ihn sehr gut, das würde ihn so stark beschäftigen, daß er darüber den Verlust seiner Paula, wenn die wider Erwarten nicht zurückkam, weniger empfinden würde, oder umgekehrt würde der Verlust des Hundes ihn derartig erfüllen, daß er dadurch weniger unter dem Korb litt, den er sich holte.

Fräulein von Döhring empfand seine Teilnahme an dem Ausflug für ihn wirklich beinahe als einen Segen, und sie glaubte, er würde derselben Ansicht sein. Deshalb blickte sie auch mehr als überrascht auf, als er ihr nun mit mühsam verhaltener Erregung erklärte: „Und Sie können glauben, Fräulein von Döhring, daß ich jetzt noch in der Stimmung wäre, mich auf mein Rad zu setzen und durch die Welt zu strampeln? Die Lust ist mir gründlich vergangen, so sehr ich mich auch auf den Nachmittag gefreut habe und so viel ich von dem auch für mich

erhoffte. Aber höher als alles andere steht mir meine Paula, und bis ich die nicht wiederhabe, muß alles andere schweigen."

Fräulein von Döhring hätte ihn nicht aufrichtig lieb haben müssen, wenn er ihr in diesem Augenblick nicht ebenso aufrichtig hätte leid tun sollen. So streichelte sie ihm jetzt, was sie noch nie getan, seine Hand, die dicht neben der ihrigen auf dem Tisch lag und sagte mit weicher, gütiger Stimme: „Machen Sie sich doch keine unnützen Sorgen, die Paula wird ja wiederkommen, mein lieber Herr Major.“

Mein lieber Herr Major! Auch das sagte sie heute zum erstenmal zu ihm, und als sie es tat, wurde unwillkürlich die Erinnerung an den Abend wieder in ihm wach, an dem die Lore ihn oft so nannte. Und noch mehr, Fräulein von Döhrings Stimme klang beinahe noch weicher, noch zärtlicher als die der Lore, und mit einemmal, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, durchzuckte ihn der Gedanke, nein, die Erkenntnis, daß man diesen Ausdruck selbst mit einer beinahe zärtlichen Betonung gebrauchen könne, ohne sich dabei allzuviel oder auch nur etwas zu denken, wie Fräulein von Döhring das sicher tat, als sie ihn jetzt ebenso nannte. Und plötzlich fiel ihm nun auch auf, wie die Lore seit jener kleinen Abendgesellschaft eigentlich jedem Alleinsein mit ihm ausgewichen war und ihm auch sonst keine Gelegenheit gegeben hatte, ihr von dem, was sein Herz erfüllte, zu sprechen. Und jäh wurde die Angst in ihm wach, daß die Lore ihn vielleicht doch nicht so liebe, wie er es geglaubt, und weiter die Angst, daß er sie vielleicht auch als junge Freundin verlöre, wenn er ihr heute nachmittag klar und deutlich seine

Liebe gestanden hätte. Denn das zu tun, war er fest entschlossen gewesen.

Mein lieber Herr Major! Diese vier Worte, die Fräulein von Döhring ihm in derselben Art und fast mit derselben zärtlichen Betonung wie die Lore zurief, hatten genügt, ihm mit einem Schlage die Augen zu öffnen und das, was er nun blitzesschnell in seinem Inneren erlebte, mußte sich auch in seinem Äußeren widerspiegeln, denn er fühlte ganz deutlich, wie er blaß wurde. Aber so leicht war es ja auch nicht, über diese große Enttäuschung, die er durchmachte, hinwegzukommen.

Aber er fühlte nicht nur, wie er blaß wurde, er fühlte noch etwas anderes, eine weiche Hand, die abermals nach der seinen tastete, und von neuem hörte er die Stimme und den tröstenden Zuspruch: „Mein lieber Herr Major!“

Das aber nahm er übel, ja noch mehr, das machte ihn wütend, und so fauchte er denn nun Fräulein von Döhring an: „Wie kommen Sie eigentlich dazu, mir beständig die Hand zu streicheln, als wäre ich ein kleines Kind, mit dem Sie Patsche-Patsche spielen, und was ist Ihnen nur in den Mund gefahren, daß Sie mich beständig mein lieber Herr Major nennen? Der Teufel ist Ihr lieber Herr Major, verstehen Sie, ich bin es jedenfalls nicht, sondern ich bin für Sie —“

Doch weiter kam er im Augenblick nicht, denn er fing aus Fräulein von Döhrings immer noch sehr schönen und sehr lebhaften Augen einen Blick auf, und der brachte ihn so vollständig aus dem Geleise, wie ein auf den Schienen liegender großer Felsblock einen in voller Fahrt befindlichen D-Zug. Einen solchen treuen, anhäng-

lichen, zärtlichen und beinahe liebevollen Blick hatte er bis zu dieser Stunde nur in den Augen eines einzigen Menschen gefunden, und dieser Mensch hieß Paula und war sein Dackel, so daß er nun wieder an sie dachte. Wo war Paula? Doch noch wichtiger war augenblicklich die Frage: Was bedeutete dieser Blick? Das wußte er nicht, aber trotzdem durfte er den unter keinen Umständen auf sich sitzen lassen, denn sonst bildete Fräulein von Döhning sich vielleicht ein, er hätte den richtig verstanden, er würde nun gleiches mit gleichem vergelten und sie nächstens „mein liebes Fräulein von Döhning“ anschnachen. Je eher er ihr diesen Irrtum nahm, und je schneller er sie in ihre Schranken zurückwies, desto besser war es, und deshalb fuhr er sie nun weiter an: „Wissen Sie wohl, Fräulein von Döhning, was das war, daß Sie mich zweimal streichelten und mich ebenso oft ‚mein lieber Herr Major nannten‘? Das war eine Un-“, aber nein, das Wort Unverschämtheit wollte ihm denn doch nicht über die Lippen, das war zu grob und außerdem war es nicht das richtige. Besser war sicher „Ungezogenheit“. Doch auch das war zu scharf, und schließlich war es auch noch die Frage, ob das, was sie tat, wirklich eine Ungezogenheit war. Noch richtiger sagte er wohl: „Unüberlegtheit“. Aber was dann, wenn auch das nicht stimmte, wenn sie vielleicht mit völliger Überlegung gestreichelt und gesprochen hatte? Da war es doch wohl besser, er sagte Unverschämtheit, Und das tat er nun auch, aber als er es gesagt hatte, stockte er schon wieder, denn er fühlte sich Fräulein von Döhning gegenüber verpflichtet, diesen Ausdruck, den er nach langer Überlegung gewählt, nun auch zu begründen, aber dafür fiel ihm so schnell nichts ein, und gerade deshalb fuhr er schnell fort: „Wie gesagt, Fräulein von Döhning, das

war eine sehr große Unverschämtheit von Ihnen, denn schließlich dürfen Sie doch nicht die Stellung vergessen, die Sie in meinem kleinen Haushalt bekleiden und in der Sie doch weiter nichts sind, als eine auf Kündigung –“

Aber da saß er abermals fest, denn sehr taktvoll fand er es nicht, ihr gerade heute davon zu sprechen, daß er ihr jederzeit kündigen könne, denn heute hatte sie ihn getröstet, bei Tisch gefüttert, ihm hinterher starken Kaffee gekocht, seinen Zigarrenrauch ertragen und zum Überfluß fiel ihm nun auch wieder ein, daß sie ihm letztthin seine Unterhosen stopfte. Nein, da durfte er ihr jetzt nicht von Kündigung sprechen und außerdem war das ja auch ganz zwecklos, denn sie ließ sich doch nicht kündigen, weder mündlich noch schriftlich. Er mußte es anders anfangen, sie in zarter höflicher Form darauf aufmerksam machen, daß sie nicht vergessen dürfe, wer sie sei, aber noch bevor er dazu kam, fragte sie ihn nun plötzlich: „Geben Sie einmal bitte der Wahrheit die Ehre, Herr Major, aber die ganze Ehre: wären Sie wirklich sehr froh und sehr glücklich gewesen, wenn ich eines Tages eine Ihrer vielen Kündigungen angenommen und Sie verlassen hätte?“

„Ja, sogar mehr als glücklich,“ platzte er heraus, doch kaum hatte er das gesagt, da machte er auch schon die Einschränkung: „Offen gestanden, Fräulein von Döh-ring, darüber habe ich noch nie nachgedacht, und das zu tun, wäre ja auch Zeitverschwendung gewesen, weil ich stets im voraus wußte, daß Sie doch nicht gingen. Und nun, da Sie mich fragen, muß ich offen gestehen, auf die Frage war ich nicht vorbereitet, und deshalb war meine Antwort vielleicht etwas unüberlegt oder etwas übereilt, denn ich glaube, etwas hätten Sie mir doch

wohl gefehlt, wenn auch nur, weil ich dann nicht mehr gewußt hätte, über wen ich mich täglich hätte ärgern können, und etwas täglichen Ärger braucht der Mensch schon zu seiner Verdauung. Ich meine natürlich, wenn er sich wohl und glücklich fühlen soll. Aber vielleicht ist auch das nicht die richtige Antwort auf Ihre Frage, die müßte ich mir eigentlich erst in aller Ruhe überlegen, und dazu habe ich jetzt keine Zeit, denn nun muß ich wieder die Paula suchen. Die Polizei hat zwar versprochen, mir sofort Nachricht zu geben."

"Und wird das auch sicher tun," fiel Fräulein von Döhring ihm in das Wort, um ihn von seinem völlig zwecklosen Herumlaufen in den Straßen zurückzuhalten.

"Nein, das wird sie nicht tun," brauste der Major auf, „denn Sie scheinen nicht zu wissen, wie saumselig die Polizei in solchen Dingen ist, weil sie sich nicht vorzustellen vermag, mit welcher brennenden Ungeduld man ihrem Bescheid entgegensieht. Außerdem muß ich doch mit der Möglichkeit rechnen, daß die Polizei noch nichts erfahren hat, daß ich aber selbst die Paula unterwegs finde, denn wenn sie noch nicht aufgegessen sein sollte, hat sie sicher eine Gelegenheit gesucht und gefunden, zu entfliehen und irrt nun ziel- und planlos durch die Straßen und sucht mich ebenso wie ich sie."

Aber so gründlich der Major auch bald darauf, nachdem er vergebens auf der Polizei gewesen, alle Straßenecken abpfiff, die Paula war und blieb unsichtbar, doch das lag, wie er sich selbst eingestand, vielleicht mit daran, daß er in seinen Pfiff nicht den nötigen Sehnsuchtstriller hineinlegte. Nicht etwa, als ob er seine Paula nicht mit allen Fasern seines Herzens her-

beigesehnt hätte, sondern weil ihn während des Pfeifens zu viel andere Dinge beschäftigten, zuerst die in ihm immer lebendiger werdende Erkenntnis, daß er Fräulein von Döhring doch wohl sehr entbehrt hätte, wenn sie eines Tages wirklich gegangen wäre, zweitens die Frage, warum sie ihm denn nur gefehlt haben würde, und drittens kam er aus seiner Verwunderung gar nicht heraus, daß er es kaum bedauerte, nun nicht mit der Jugend in der Welt herumzuradeln. Woran lag das? Und warum würde er Fräulein von Döhring entbehren, wenn sie seine nächste Kündigung, und daß er ihr sehr bald einmal wieder kündigen würde, stand bei ihm fest, ernst nahm und ging? Warum er sie dann entbehrte, war ja auch einerlei, er wollte sie aber nicht entbehren, und damit er das nicht nötig hätte, durfte er ihr, seinen Vorsätzen entgegen, auch nicht wieder kündigen, und damit er nicht in Versuchung käme, das erneut zu tun, mußte er sie auf irgendeine Art, entweder durch ein ganz hohes Gehalt oder sonst irgendwie derart an sich fesseln, daß sie sich bei ihm ganz wie zu Hause und als mit ihm völlig gleichberechtigt fühlte. Ob das aber mit Geld zu machen sei, erschien ihm plötzlich sehr zweifelhaft. Vielleicht fiel ihm noch etwas anderes ein. Und das fiel ihm so jäh ein, daß er um ein Haar in ein großes Schaufenster gefallen wäre, wenn nicht einer der Passanten ihn im letzten Augenblick aufgefangen und ihn in dem Glauben, ihm sei etwas zugestoßen, voller Teilnahme gefragt hätte, ob er ihn in einem Wagen nach Hause oder lieber auf die Unfallstation bringen solle, damit er dort die erste ärztliche Hilfe fände.

Dankend lehnte er, da ihm ja nichts fehlte, das freundliche Anerbieten ab und setzte gleich darauf seinen Weg weiter fort, um die Paula zu suchen. Aber er

dachte dabei viel mehr an seine Hausdame als an seinen Dackel, und nach und nach wurde ihm auch klar, warum er der so oft kündigte. Einzig und allein, weil sie nicht mehr so jung war, wie er es gerne gesehen hätte, weil sie ihm mit ihrem sehr hübschen Äußeren und auch sonst sehr gut gefiel, und weil er sich oft im stillen sagte. „Wenn die zwanzig oder auch nur zehn Jahre jünger wäre, würdest du sie sofort heiraten und es nicht abwarten, bis der erste Schlaganfall dich zwingt, dir eine Frau zu suchen.“

Er wußte selbst nicht, wie lange er durch die Straßen der Stadt lief, während er dabei an Fräulein von Döhring, an die Lore und an vieles andere, das mit den beiden zusammenhing, dachte. Aber er mußte einen weiten, weiten Weg zurückgelegt haben, denn todmüde kam er endlich wieder zu Hause an, und da trat ihm gleich Fräulein von Döhring entgegen, um ihm zuzurufen: „Herr Major, bekommen Sie aber bitte keinen Herzschlag, die Paula —“

„Ist tot?“ fiel er ihr in das Wort, während er mit beiden Händen nach einem Halt suchte.

„Im Gegenteil, Herr Major, sie lebt, und ist, wie ich das voraussagte, auch schon wieder da. Vor einer halben Stunde bellte und kratzte es draußen vor der Tür, und als ich hinging, stand die Paula da und hatte an ihrem Halsband einen Zettel, den ich Ihnen nachher geben werde, aber erst bringe ich Ihnen den Hund.“

Eine Minute später kam Paula ihm entgegen-gesprungen und in der grenzenlosen Freude seines Herzens breitete er die Arme aus, um sie an sich zu ziehen. Aber anstatt der Paula, die an seinen Knien

herumsprang, erwischte er mit seinen Armen Fräulein von Döhring, und statt des Dackels küßte er sie, und zu seiner Freude küßte sie ihn wieder, um ihn dann zu fragen: „Würde es Ihnen nun leid tun, mein lieber Herr Major, wenn ich Ihre nächste Kündigung annähme?“

Da lachte er glücklich auf: „Nun wird nur noch geheiratet, und nun bleiben wir für immer zusammen, jetzt soll uns wirklich nur der Tod trennen und nicht, wie bei den meisten heutigen Ehepaaren, der Richter in einem Scheidungsprozeß.“

Dann gingen sie, gefolgt von der Paula, in sein Zimmer, und dort las er den Zettel, den sie am Halsband gehabt hatte, und auf dem mit ungelassenen Buchstaben geschrieben stand: „Mein lieber Herr! Hoffentlich hast Du Dich nicht um mich geängstigt. Ich war mit einem sehr netten feinen Dackel zusammen und habe mich mit dem so schön unterhalten, daß ich darüber ganz vergessen habe, nach der Uhr zu sehen und pünktlich nach Hause zu kommen. Schilt mich nicht, und verdirb mir dadurch nicht noch nachträglich mein Vergnügen, das ich hatte. Es war einfach fein, und gehungert habe ich auch nicht. Im Gegenteil, ich habe noch viel mehr und noch viel Schöneres zu essen bekommen als bei Dir. Und so viel zu trinken, daß ich wohl besoffen wäre, wenn ich etwas anders als Milch geschlappt hätte. Und nun lauf ich Dir auch ganz gewiß nie wieder weg. Deine Dich zärtlich liebende Paula.“

Aber weggelaufen ist mir die Paula doch nicht, sondern die ist mir in einem Henkelkorb gestohlen worden, und woher wissen die Leute, daß die Paula Paula heißt? wollte der Major fragen, der aus dem Inhalt des Zettels

nicht ganz klug wurde. Doch er unterdrückte die Frage, die ganz zwecklos gewesen wäre, und freute sich statt dessen lediglich, daß er seinen Hund wieder hatte.

Und voller Zärtlichkeit drückte er mit der Linken seine Paula, die auf dem Sofa neben ihm lag, mit der Rechten aber drückte er seine Pauline, die an seiner rechten Seite saß, an seine Brust, seine Pauline, die er plötzlich beinahe ebenso lieb, wenn nicht noch lieber hatte als seine Paula.

* * *

Der liebe Gott hatte Köllings flehendes Gebet, die Radpartie zuschanden und zu Wasser werden zu lassen, zwar nicht erhört, aber trotzdem hatte er, allerdings ohne etwas davon zu ahnen, alle Ursache, dem Herrgott sehr dankbar zu sein, denn wenn der ihm nicht beigestanden, wäre es sicher herausgekommen, daß er die Kameraden hineinzulegen versucht hatte, als er ihnen seine frei erfundenen Verhaltensmaßregeln gab, um ein Millionenmädel einzufangen. Aber an jenem Nachmittag hatten sie sich, zur Überraschung aller Beteiligten glänzend bewährt, allerdings hatten sie die auch wohl etwas geschickter und raffinierter angewandt als bisher, und zwar ein jeder auf seine Art. Und der Erfolg war für jeden, der sich natürlich auch zugleich für den alleinigen hielt, nicht ausgeblieben. Die Lore hatte angebissen, das gestand sich jeder für sich allein ein, denn anders war es doch nicht zu deuten, daß sie so außerordentlich nett und liebenswürdig war, daß sie deutlich zeigte, welchen Gefallen sie an der Unterhaltung fand, wie sie es dankbar anerkannte, und wie es ihr imponierte, daß man

trotz ihrer Millionen nicht vor ihr kotaute und sich nicht wie ein Sklave in Aufmerksamkeiten und Liebenswürdigkeiten gegen sie erging. Wie deutlich hatte sie nicht mit ihren schönen Augen und mit dem leisen Lächeln um den Mund gezeigt: du gefällst mir, und du wirst mich sehr bald ganz gewinnen, wenn du weiter so um mich wirbst.

Ein jeder war verliebt, ein jeder war fest davon überzeugt, daß seine Verlobung mit der Lore nur noch eine Frage der Zeit sei, aber doch gestand sich jeder offen ein, daß er wenigstens vorläufig noch einen sehr scharfen Konkurrenten, den Dr. Schumann, habe. Der war kaum von ihrer Seite gewichen, hatte geradezu unerhört viel mit ihr getanzt und sie auch sonst in jeder Weise ausgezeichnet. Und ein jeder hatte beobachten und feststellen müssen, daß die Lore auch ihrerseits gegen den Doktor sehr nett war, und das erfüllte jeden mit einiger Unruhe, vorausgesetzt, daß die Lore nicht nur deshalb gegen den Doktor so freundlich war, um ihm durch das Gegenteil nicht verraten zu müssen, daß er sich keinerlei Hoffnungen zu machen brauche, da sie ihre Wahl bereits getroffen. Nichts ist schwerer, als aus einem jungen Mädchen klug zu werden, und wenn der Mann nach einem alten Wort zweitausend Gründe hat, von denen ihn immer ein anderer veranlaßt, sich zu betrinken, so hat ein Mädels sicher wenigstens dreitausend verschiedene Gründe, die es veranlassen, gegen einen Herrn nett zu sein.

Aber in Wirklichkeit hatte Lore nur einen einzigen gehabt, um sich gegen jeden von der liebenswürdigsten Seite zu zeigen. Was sie tat, geschah lediglich aus der glücklichen Stimmung heraus, in der sie sich befand. Sie war schon über sie gekommen, als sie von Hause fort-

radeln konnte, ohne daß der Major sie abgeholt hatte. Und als sie dann unterwegs von Kammler erfuhr, daß der durch die Kathinka seines Burschen die Paula für einige Stunden habe rauben lassen, um den Major dadurch an das Haus zu fesseln, da hatte sie die Gewißheit, daß es ihr wenigstens heute erspart blieb, dem alten Freund einen Korb geben zu müssen, und ihre Freude erreichte ihren Höhepunkt, als sie kurz nachdem der Tanz begonnen, an das Telephon gebeten wurde und als der Major ihr seine Verlobung mit Fräulein von Döhring mitteilte und sie bat, davon ihre Freundin Anke möglichst schonend in Kenntnis zu setzen, damit die sich nicht etwa weitere Hoffnungen auf ihn mache, soweit sie das bisher überhaupt getan haben sollte.

Aber als sie ihrer Freundin Anke von der Verlobung des Majors erzählte, nahm die das noch weniger tragisch, als sie es gedacht hatte. Sie erklärte sogar, es wäre ihr eigentlich sehr lieb, daß sie den Major nun nicht zu heiraten brauche, denn so übertrieben habe er ihr nicht gefallen, zu alt wäre er doch auch für sie, und einen Vergleich mit ihrem Assessor könne er in keiner Hinsicht aushalten. Nun würde sie sich den, der ja glücklicherweise mit von der Partie sei, nachher gleich einmal im stillen Gebet vornehmen und ihn noch viel schlechter behandeln, als sie es sich ohnehin vorgenommen und als sie es bisher schon getan. Da würde er hoffentlich zu der Erkenntnis kommen, daß sie sich seinen Flirt mit Fräulein Pfefferkorn nicht einen Tag länger gefallen ließe, und daß er sich gleich heute definitiv entscheiden müsse, ob ihm mehr an ihrer Gunst oder an der dieses koketten Fräulein Nelly gelegen sei. Und diese Aussprache, die Anke denn auch gleich darauf in einer stillen Ecke herbeiführte und die, wie sie beobachtete, sehr

lange dauerte, mußte bis zu einem gewissen Grade auch den gewünschten Erfolg gehabt haben, denn während die Anke hinterher wie eitel Sonnenschein strahlte, schlich der Assessor wie ein klitschnaß begossener Pudel im Saal herum und verriet deutlich, daß er ein sehr schlechtes Gewissen habe, aber zugleich auch, daß er im Kampf mit sich selbst läge, wem er fortan einzig und allein seine Gunst schenken solle.

Und im Vorübergehen flüsterte Anke ihr zu: „Ich habe ihm erklärt, meinetwegen brauche er nicht hier zu bleiben, sondern könne sich ruhig französisch empfehlen und zu seiner Nelly fahren, ich würde mich auch ohne ihn herrlich amüsieren. Nun bin ich begierig, was er machen wird, obgleich ich fest davon überzeugt bin, daß er bleibt.“

Und der Assessor blieb auch wirklich.

Darüber freute sie sich für Anke nicht weniger, als die sich freute, und so kam eins zu dem anderen, um ihre glückliche Stimmung immer noch zu erhöhen, zumal sie es auch mit ansehen konnte, daß Tilly Richter heute aus irgendeinem Grunde, ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit, gar nicht den Versuch machte, Herrn von Kammler irgendwie mit Beschlag zu belegen, sondern daß sie ihr den ganz allein überließ. Was da vorlag, ob das irgendeine List der Tilly bedeutete, wußte sie nicht, aber das war ja auch einerlei. Sie freute sich lediglich darüber, daß die Tilly ihr Beisammensein mit Kammler nicht störte, und daß er dadurch Gelegenheit fand, sich ihr sehr viel zu widmen.

Es wurde für sie ein so reizender Abend, wie sie selten einen verlebte, aber einen liebenswürdigeren und

reizenderen Gesellschafter als Kammler hätte sie auch gar nicht finden können, denn ebenso wie sie, befand auch er sich in einer beinahe ausgelassenen Stimmung, schon weil der kleine Streich, den er sich ausgedacht, den Major nicht nur ferngehalten, sondern ihn zum Überfluß auch noch glücklich gemacht hatte. Daß Kammler so nett wäre, noch viel netter, als sie es ohnehin schon oft gefunden, hätte sie nicht gedacht. Und wenn sie überhaupt etwas an ihm auszusetzen fand, dann war es, daß er immer noch die Ohren Katharinas der Großen hatte und nicht mit ihr tanzen konnte. Dafür hatte sie auf der anderen Seite die Freude, daß Dr. Schumann sie sehr oft aufforderte, noch öfter als die anderen Herren, und es kam ihr so vor, als tanze er noch viel besser mit ihr als am Nachmittag im Kasino, und auch seine Art, sie nach jedem Tanz noch eine kleine Weile zu unterhalten, war eine andere, sie noch mehr für ihn einnehmendere als seine bisherige.

So schön, so unbeschreiblich schön war der Abend für sie, daß es ihr mehr als leid tat, als die vorgeschrittene Stunde endlich zum Aufbruch mahnte, aber auch die Rückfahrt an dem schönen Abend war noch herrlich, und man fuhr, um noch möglichst lange beisammen sein zu können, in einem sehr mäßigen Tempo, bis dann schließlich doch das Auseinandergehen kam.

Lange lag Lore noch wach in ihrem Bett und dachte über alle Einzelheiten der verflissenen Stunden nach, bis sie sich immer wieder fragte: Was hat es zu bedeuten, daß Tilly Richter dir Kammler heute so ausschließlich überließ, daß sie auch nicht den kleinsten Versuch unternahm, ihn dir abspenstig zu machen? Führte sie irgend etwas gegen ihn im Schilde, und wollte sie sich in

den nächsten Tagen dafür an ihm rächen, daß er sie ihretwegen so vernachlässigte, oder hatte sie endlich eingesehen, daß Kammler sich nicht allzuviel aus ihr machte, und daß er die Freundschaft mit ihr sogar einer Verlobung mit Tilly vorzog?

Und mit der letzten Vermutung traf Lore beinahe das rechte, denn Tilly Richter wußte ja nichts davon, daß Kammler lediglich Lores Freundschaft wünschte, und hätte sie es gewußt, würde sie nur gelacht und erklärt haben, das solle er einer anderen, aber nicht ihr weismachen.

Für sie unterlag es keinem Zweifel, daß Kammler in Lore verliebt sei, und daß er alles daransetze, um sie bald zu gewinnen. Daß es dahin kommen würde, hatte sie längst vermutet, der Ausflug hatte ihr die Gewißheit gebracht, aber zu ihrem eigenen Erstaunen auch noch die andere, daß sie selbst Kammler doch noch weniger lieben müsse, als sie es sich bisher eingeredet hatte, denn sonst wäre sicherlich die Eifersucht hell in ihr aufgelo-dert, und sie hätte ihre ganzen Verführungskünste auf-gewandt, um ihn zurückzugewinnen. Aber dieser Wunsch war nur ganz vorübergehend in ihr wach geworden, und es war ihr nicht einmal schwer gefallen, ihn zu unter-drücken, und das hatte ihr ganz klar gemacht, daß alle ihre Gedanken wirklich einzig und allein nur ihrem Schwager galten, und daß sie Kammler selbst dann nicht geheiratet hätte und ihn auch nicht mehr heiraten wür-de, falls er den Weg zu ihr zurückfinden sollte und wenn sie jede Hoffnung, ihren Schwager zu gewinnen, auf-geben müsse.

Aber die wollte sie nicht aufgeben, jetzt, wo es ihr ganz klar geworden war, daß es tatsächlich für sie nur diesen einzigen Mann auf der Welt gäbe, noch weniger als je. Das nahm sie sich schon an dem Abend fest vor, und sie wartete nur die Gelegenheit ab, um ihr Spiel zu gewinnen. Nein, nicht ihr Spiel, denn da sie ihren Schwager leidenschaftlich liebte, hatte sie die feste Absicht, ihn später auch so glücklich zu machen, wie eine Frau einen Mann nur immer glücklich machen konnte.

Einmal würde und mußte sich ja die Gelegenheit bieten, die Entscheidung herbeizuführen, und die kam zu ihrer Freude schon ein paar Abende später, viel früher, als sie es selbst zu hoffen gewagt hatte.

Sie saß mit ihrem Schwager nach dem Abendessen in seinem Zimmer, ihre Zigarette rauchend, als er plötzlich sagte: „Weißt du, Tilly, wir hätten doch Kammler zu uns bitten sollen. Was meinst du, wenn ich noch zu ihm hinschicke und ihn holen lasse, falls er nichts anderes vorhat?“

Bisher hatte sie ihm da stets beigestimmt, schon um durch ihren Flirt mit Kammler seine Eifersucht zu erwecken, ohne daß ihr das allerdings bisher gelungen wäre. Im Gegenteil, er hatte sich stets darüber gefreut, weil er hoffte und wünschte, sie möge Kammler heiraten, und bisher hatte sie es ja ihrerseits auch zuweilen für möglich gehalten, daß es dahin kommen könne. Nun aber lag für sie alles ganz anders, und deshalb meinte sie: „Weißt du wohl, Schwager, daß du mir ein sehr großes geistiges Armutszeugnis ausstellst, wenn du dir in meiner Gegenwart immer noch einen Dritten zur Gesellschaft wünschst? Bin ich denn so dumm und so lang-

weilig," und beinahe hätte sie auch gesagt, so häßlich, „daß du dich mit mir allein immer langweilst?"

Ganz überrascht sah der Hauptmann auf: „Aber Tilly, wie kommst du nur auf so etwas? Aber davon ganz abgesehen, wie sprichst du denn nur heute? Sonst hast du dich doch selbst immer gefreut, wenn Kammler kam, und mich auch selbst oft darum gebeten, ihn einzuladen."

„Weiß ich, lieber Schwager," gab sie gelassen zur Antwort, „aber Kammler jetzt noch einzuladen, hätte keinen Zweck mehr, er ist in Lore von Bergen verliebt, und ich wette, daß die beiden sich sehr bald verloben werden."

Dem Hauptmann fiel die Shagpfeife aus der Hand, und es dauerte eine ganze Weile, bis er sie aufgehoben und die Funken auf dem Teppich ausgetreten hatte, dann aber fragte er: „Kammler soll in Fräulein von Bergen verliebt sein? Das glaube ich ganz einfach nicht, denn er hat doch bisher dir in einer Art und Weise den Hof gemacht —"

„Richtiger gesagt: ich habe ihm den Hof gemacht und mit ihm zu kokettieren und zu flirten versucht," nahm Tilly in ehrlicher Weise den Abwesenden in Schutz.

Hätte der Hauptmann seine kurze Pfeife nicht beizeiten aus der Hand gelegt, dann wäre sie ihm sicher von neuem heruntergefallen, denn er starrte seine Schwägerin mehr als verdutzt an, bis er meinte: „Du hättest ihm den Hof gemacht? Das redest du mir nur aus irgendeinem Grunde vor, denn wenn dem so wäre, wie du sagst, hätte ich doch auch etwas davon bemerken

müssen, und ich kann nur der Wahrheit gemäß sagen, davon habe ich nichts gemerkt."

Tilly mußte, ob sie wollte oder nicht, hell auflachen, bevor sie zur Antwort gab: „Lieber Schwager, das glaube ich dir sehr gerne, denn du hast doch überhaupt von allem, was hier gewissermaßen vorgegangen ist, nicht das geringste bemerkt."

„Von allem, was hier vorgegangen ist?" wiederholte der Hauptmann, sich in seinem Lehnstuhl halb aufrichtend, während sich auf seiner hohen Stirn eine leise Falte zusammenzog. Dann fragte er: „Was ist hier denn vorgegangen, Tilly? Und noch dazu, wie es scheint, hinter meinem Rücken? Das möchte ich doch sehr gerne wissen, denn für Geheimnisse irgendwelcher Art—"

„Davon ist ein keiner Weise die Rede, Schwager," fiel Tilly ihm schnell in das Wort, um ihn gleich wieder zu beruhigen. Dann aber meinte sie, absichtlich einen lustigen übermütigen Ton anschlagend, um das weitere Gespräch, so ernst es ihr auch mit dem war, um ihrer selbst willen nicht auf einen tragischen Ton abstimmen zu müssen: „Wenn du deine Augen nur hättest gebrauchen wollen, Schwager, hättest du alles schon längst selbst sehen und durchschauen können."

„Und was war denn dieses ‚Alles‘ ?" Erkundigte sich der Hauptmann immer noch etwas argwöhnisch, da er für Dinge, die sich hinter seinem Rücken und noch dazu in seinen eigenen vier Wänden abgespielt haben sollten, wirklich keinerlei Sinn und Verständnis besaß.

Tilly zündete sich eine neue Zigarette an, wobei sie bemerkte, daß ihre Hand, nun da die Entscheidung

naherückte, doch etwas nervös zitterte, und rauchte, um sich zu beruhigen, erst ein paar tiefe Züge durch die Lungen, bevor sie erklärte: „„Alles' heißt in diesem Falle, geliebter Schwager: ich habe nur deshalb mit Kammler kokettiert und ihn in mich verliebt zu machen versucht, um dadurch die Eifersucht eines anderen zu erwecken!“

„Eines anderen?“ forschte der Hauptmann weiter, der aus seiner Schwägerin nicht klug wurde und von dem, was sie ihm eben sagte, nicht ein Wort verstand.

„Jawohl, eines anderen,“ wiederholte Tilly, um hinzusetzen: „Eines anderen, den ich natürlich liebe, dem ich das auf jede nur denkbare Weise zu zeigen versucht habe, der aber trotzdem immer noch nichts davon gemerkt hat.“

„In der Hinsicht sind wir Männer ja allerdings wirklich zuweilen von einer beispiellosen Begriffsstutzigkeit,“ stimmte der Hauptmann ihr bei, ohne vorläufig noch zu ahnen, daß er sich selbst damit kein sehr schmeichelhaftes Zeugnis ausstelle. Dann fragte er weiter: „Aber ich verstehe nicht, Tilly, wie der andere etwas davon hätte bemerken können, daß du seine Eifersucht erwecken wolltest, denn er war doch nie dabei, wenn du seinetwegen mit Kammler kokettierdest, wie du das vorhin selbst nanntest?“

„Er war sogar immer dabei,“ gab Tilly so bestimmt und ruhig, wie es ihr nur möglich war, zur Antwort.

„Ohne daß ich etwas davon wußte?“ entrang es sich den Lippen des Hauptmanns, nachdem er seine Schwägerin eine ganze Weile noch dümmer als dumm angesehen hatte.

„Ganz richtig, lieber Schwager, ohne daß du etwas davon wußtest, denn du weißt es anscheinend ja auch jetzt noch nicht, wer immer dabei war, wenn ich mich mit Kammler unterhielt und wenn ich mit ihm zusammen saß,“ rief Tilly ihm lachend und lustig zu, obgleich sie ganz deutlich fühlte, wie laut ihr das Herz dabei schlug.

Der Hauptmann saß mit einem Gesicht da, als wäre ihm die härteste aller Nüsse zum Knacken aufgegeben, bevor er schließlich fragte: „Ja aber, außer mir ist doch kein anderer im Zimmer gewesen, wenn Kammler bei uns war?“

„Das habe ich doch auch nicht behauptet, Schwager,“ verteidigte Tilly sich.

Mit einem Satz sprang der Hauptmann in die Höhe und lief ein paarmal im Zimmer auf und ab, bis er vor seiner Schwägerin stehen blieb und ihr zurief: „das ist mir zu hoch, das verstehe ich selbst in tausend Jahren noch nicht. Das geht über meinen Verstand!“

Tilly lachte über den Gesichtsausdruck ihres Schwagers hell auf, dann meinte sie, ihn neckend: „Hast du nicht vor ein paar Minuten selbst behauptet, ihr Männer wäret in gewisser Hinsicht zuweilen von einer beispiellosen Begriffsstutzigkeit?“

„Das allerdings,“ pflichtete der Hauptmann ihr bei, dann ging ihm aber plötzlich nicht nur ein Licht, sondern die ganze Illumination auf, zugleich aber versagten ihm seine Beine ihren Dienst, so daß er kraftlos in seinen Sessel fiel, um gleich darauf alles, was er in diesem Augenblick dachte und empfand, in dem Ausruf zusammenzufassen; „Aber Tilly!“

Die beiden Worte konnten sehr viel, aber auch sehr wenig bedeuten, sie konnten Hoffnungen erwecken, aber auch mit einem Schlage alles zerstören. Es kam nur darauf an, wie sie sie deutete und die beinahe farblose Betonung des Ausrufes ließ glücklicherweise jede Deutung zu. So meinte sie jetzt, während ein schalkhaftes Lächeln dabei ihren Mund umspielte: „Nicht wahr, Schwager, es hat lange gedauert, bis du dahinter gekommen bist, wem meine Liebe gilt, und nun, da du es weißt, bist du hoffentlich nicht zu entsetzt.“

Doch darauf gab der Hauptmann vorläufig überhaupt keine Antwort, sondern fragte lediglich nach einer ganzen Weile: „Aber Tilly, was soll denn nur daraus werden?“

„Das hängt ganz allein von dir ab, Schwager, und davon, ob du mich wiederliebst.“

„Daeüber habe ich doch noch nie nachgedacht, Tilly,“ gab der Hauptmann zurück, aber wenn das ihre Hoffnungen auch sehr dämpfte, so gab sie sie trotzdem noch lange nicht auf und bat ihn deshalb: „Aber vielleicht denkst du nun einmal darüber nach.“

Während der nächsten zehn Minuten herrschte zwischen ihnen beiden tiefes Schweigen, endlich erklärte der Hauptmann: „Ich will dir etwas verraten, Tilly. Du weißt, ich habe es mir immer gewünscht, daß du und Kammler euch heiraten möchtet. Und wenn ich euch beide zusammen sah, habe ich mir immer im stillen gesagt, der Kammler bekommt in der Tilly eine Frau, um die die Götter im Himmel ihn eigentlich beneiden können.“

„Na also!“ frohlockte und triumphierte Tilly, die ihr Herz plötzlich viel leichter werden fühlte.

„Wieso na also?“ erkundigte sich der Hauptmann mehr als erstaunt, um gleich darauf weiter zu fragen: „Glaubst du, daß die etwas neidischen Gedanken, die da zuweilen in mir wach wurden, irgendwie mit Liebe zusammenhängen?“

„Beinahe möchte ich das glauben, Schwager,“ neckte Tilly ihn.

Wieder herrschte ein langes Schweigen, bis der Hauptmann, der sich immer noch nicht von seinem Erstaunen zu erholen vermochte, sich erkundigte: „Nun sag' mir nur, Tilly, wie bist du denn nur auf den Gedanken gekommen, dich in mich zu verlieben?“

„Das ist schwer zu sagen, Schwager,“ gab Tilly anscheinend ganz ernsthaft zur Antwort, „ebenso gut könnte ich dich fragen: Sag' mal, Schwager, wie bist du denn eigentlich darauf gekommen, zuweilen etwas eifersüchtig zu werden, wenn du dir vorstelltest, ich könnte Kammler heiraten.“

„Das weiß ich nicht,“ bekannte er offen und ehrlich.

„Und das andere weiß ich nicht,“ erklärte Tilly.

„Und ich weiß jetzt überhaupt nichts mehr,“ meinte der Hauptmann. „Und deshalb bitte ich dich jetzt um eins, geh schlafen und laß mich allein. Dann will ich mir über alles ganz klar zu werden versuchen. Ich will mir auch erst die Empfindungen, die ich für dich hege, in aller Ruhe überlegen und auch sonst noch über manches grübeln. Morgen sprechen wir dann weiter.“

„Wie du willst, Schwager,“ stimmte Tilly ihm bei, und absichtlich jedes weitere Wort vermeidend, suchte sie ihr Zimmer auf und legte sich bald darauf schlafen, obgleich sie genau wußte, daß der Schlaf sie heute fliehen würde. So lag sie denn wach und sann und träumte vor sich hin, bis sie endlich doch in einen leisen Halbschlaf verfiel. Aber kaum lag sie in dem, als es an ihre Tür klopfte und als eine halblaute Stimme „Tilly, Tilly!“ rief.

Mir einem leisen Schrei fuhr sie in die Höhe und fragte ängstlich: „Was gibt es? Wer ist denn da?“

„Ich bin es, Tilly, Schwager Hans Heinrich.“

„Jetzt um diese Stunde? Aber was willst du denn?“

„Dir den Verlobungskuß geben, Tilly.“

Mit einem Freudenschrei sprang Tilly aus dem Bett und knipste das elektrische Licht an, doch schon im Begriff die Tür zu öffnen, rief sie ihm zu: „Aber ich kann dich jetzt nicht hereinlassen, Hans Heinrich, ich habe längst den Schlafanzug an.“

„Ist denn für den Verlobungskuß eine bestimmte Toilette vorgeschrieben, Tilly?“ erkundigte der Hauptmann sich lustig.

„Das nun wohl gerade nicht,“ meinte Tilly nachdenklich, „aber trotzdem, jetzt mitten in der Nacht —“

„Ist denn für den Verlobungskuß eine bestimmte Stunde vorgeschrieben?“ erkundigte der Hauptmann sich übermütig weiter.

„Das auch nicht, soviel ich weiß,“ zögerte Tilly immer noch mit der Hand an dem Schlüssel.

„Na also, Tilly,“ drängte der Hauptmann, „aber wenn du nun nicht bald aufmachst, dann überlege ich mir die Sache bis morgen früh vielleicht doch wieder anders.“

„Das laß dir einfallen, dann könntest du was erleben,“ rief Tilly, aber damit er es sich nicht vielleicht doch wieder anders überlege, schloß sie jetzt auf, während sie gleichzeitig bat: „Aber den Kuß nur durch die Türspalte, Hans Heinrich.“

„Wenn es sein muß,“ erklärte er sich einverstanden. Aber bei dem ersten Kuß durch die Türspalte blieb es nicht, und warum sollte sie sich auch schämen, sich ihrem späteren Mann im Schlafanzug zu zeigen, der ja von ihrem Körper und von ihren Reizen viel mehr verhüllte als eine Gesellschaftstoilette?

So saßen sie denn noch lange auf dem kleinen Chaiselongue in ihrem Zimmer Hand in Hand, bis sie ihn endlich fast mit Gewalt aus ihrem Zimmer schob, schon damit das Mädchen nicht vielleicht etwas von seinem nächtlichen Besuch, so ehrbar und völlig einwandfrei er für sie auch war, höre und dann nicht über sie beide in der Nachbarschaft klatsche.

Da ging er, und Tilly sprang mit einem Freudenjauchzer wieder in ihr Bett. Nun war sie doch mit ihrem Hans Heinrich glücklich geworden und würde es in Zukunft erst recht werden. Und sie war nun auf Lore von Bergen Kammlers wegen noch viel weniger eifersüchtig, als sie es auf der Radtour gewesen war, nun konnte

Kammler die Lore ihretwegen erst recht heiraten, so bald er wollte.

Und sie wäre mehr als erstaunt gewesen, wenn sie erfahren hätte, daß es Kammler immer noch genüge, Lores Freundschaft errungen zu haben, und daß er sich im Besitz dieser Freundschaft um so glücklicher fühlte, je mehr er täglich mit ansah, daß alle, die um Lores Gunst, und damit zugleich um ihre Millionen warben, dabei auch nicht den kleinsten Schritt weiterkamen. Ja, die Kameraden sprachen im Kasino sogar oft darüber, daß mit Fräulein Lore irgendwie, und noch dazu ganz plötzlich, eine Veränderung vorgegangen sein müsse, zu der wenigstens keiner von ihnen den Grund und die Veranlassung gegeben habe. Sie sähen es absolut nicht ein, warum die Lore sich so mit einemmal wie eine Schnecke in ihr Haus zurückzöge, es müßte denn sein, daß —. Keiner sprach den Satz zu Ende, aber fragende und zugleich Unglück verheißende Blicke flogen zu Kölling hinüber, der sich längst wieder der goldenen Freiheit erfreute. Aber sie wagten der von neuem in ihnen wach gewordenen Vermutung, von ihm angeführt zu sein, keinen Ausdruck zu geben, denn erstens trauten sie ihm solche Schlechtigkeit nicht zu, und zweitens merkten ihm alle an, daß Kölling sein eigenes Leid zu tragen hatte, das anscheinend von Tag zu Tag größer wurde, denn sein Gesichtsausdruck ward immer ernster und bedrückter. Sicher litt er seelisch noch unter dem Stubenarrest, den sein eigener Vater über ihn verhängte, und hatte sich infolgedessen sicherlich mit ihm überworfen. Und wenn es schon für gewöhnlich eine sehr peinliche Sache ist, seinem alten Herrn die Liebe und die Freundschaft kündigen zu müssen, so lag der Fall natürlich besonders schwierig, wenn dieser Vater zugleich der militärische

Vorgesetzte war und dadurch die Macht besaß, seinem Sohn den Brief, durch den er sich von ihm lossagte, durch dienstliche Schikanen und bei gelegentlichen Besichtigungen durch besonders große [recte wohl: grobe - D.Hrsgb.] Anschnauzer entgelten zu lassen.

Nein, die „dicke Ente“ hatte, wie alle errieten, an dem Zerwürfnis mit seinem Vater genug zu tragen, da durfte man ihn nicht mit den eigenen Angelegenheiten belästigen. Aber in Wahrheit hing Köllings sehr gedrücktes Wesen nur sehr indirekt mit seinem Vater zusammen oder doch nur zum Teil mit ihm, denn in der Hauptsache galt es der Erkenntnis, daß Fräulein Lore an seiner Art, ihr den Hof zu machen, keinerlei Gefallen mehr fand. Das hatte er gleich am ersten Tag merken müssen, als er nach Verbüßung seiner Strafe wieder mit ihr zusammenkam, und das wirkte auf ihn um so niederschmetternder, als er sich während seines Zimmerarrestes in eine immer größer werdende Liebe zu ihr hineingedacht und hineingeredet hatte. Und schon um seine Zeit tot zu schlagen, hatte er sich nicht nur sehr lustige, sondern auch sehr amüsante Streitfragen ausgedacht, die er mit ihr zusammen erörtern wollte. Aber schon als er die erste, nach seiner Ansicht mit sehr vielem Geschick, auf das Tapet brachte, hatte die Lore ihn nicht nur ganz verwundert, sondern beinahe etwas böse angesehen und ihn gefragt: „Sagen Sie bitte, Herr von Kölling, finden Sie es eigentlich sehr galant, daß Sie immer mit mir streiten müssen? Lassen Sie mir doch meine Ansicht, wie ich Ihnen die Ihrige lassen will. Ich meine, man kann sich doch auch noch auf andere, nettere Art miteinander unterhalten, und wenn Sie auch Ihrerseits den Wunsch haben, daß wir gute Freunde bleiben —“

Die Lore hatte den Satz, da einer der Kameraden auf sie zutrat, nicht zu Ende gesprochen, aber er hatte sie auch ohnedem verstanden und war wie ein dreimal begossener Pudel stehen geblieben. Einmal, weil er ein derartiges Fiasko erlitt, dann aber auch, weil er bei dem besten Willen nicht wußte, wie er es nun anfangen sollte, sich ihre Gunst zu erringen, und die mußte er erringen, denn darüber hatte sein Vater ihm in einem weiteren Brief nicht im unklaren gelassen, daß er ihm hauptsächlich mit Rücksicht auf seine bevorstehende Verlobung seine Schulden bezahlt habe, und er hatte ferner der Erwartung Ausdruck gegeben, er hoffe, Fräulein von Bergen bald als Tochter begrüßen zu können, nicht weil es ein so reiches, sondern weil es trotz seiner Millionen ein so bescheidenes, nettes und natürliches Mädchen sei.

Und kam er nun unter Umständen bei seinem Vater nicht in den Verdacht, ihm seine Verlobungspläne nur vorgespielt zu haben, um seinem alten Herrn dadurch die braunen Lappen aus der Nase zu ziehen? Deshalb ertappte er sich jetzt auch zuweilen bei dem stillen Wunsch, daß die Lore gar nicht so reich sein möchte, wie alle annahmen, sondern daß sie tatsächlich nur ein ganz geringes Vermögen geerbt habe, wie sie damals durch ihre Freundin Anke erzählen ließ. Ein Mädel ohne viel Geld konnte er für seine Person aber ganz bestimmt nicht heiraten, und wenn er seinem Vater eines Tages schrieb: „Fräulein von Bergen besitzt allen Erwartungen und allem Gerede entgegen nur wenig mehr als das heute noch vorgeschriebene Kommißvermögen, ich könnte sie also nur heiraten, wenn Du Dich verpflichten würdest, mir jährlich einen ziemlich bedeutenden Zuschuß zu geben“, würde sein alter Herr ihm sofort erwidern, daß er

dazu bei dem besten Willen nicht in der Lage wäre, und dann schwand wenigstens dessen etwaiger Argwohn dahin, ihm, um das Geld für die Schulden zu erhalten, die Jacke, nein die Uniform vollgelogen zu haben. Und er wollte und durfte um seiner selbst willen nicht in den Verdacht kommen, während der streng dienstlichen Unterredung gelogen zu haben.

War Fräulein von Bergen wirklich so reich, wie die Welt behauptete, oder besaß sie so wenig, wie sie selbst hatte erzählen lassen?

Über diesen Punkt hätte ihn nur ein einziger aufklären können, das war Herr Wohlgemut, der ehemalige Kammerdiener Seiner jetzt höchstseligen Durchlaucht, denn der hatte nicht eher geruht, als bis er im Interesse seines jetzigen Herrn, des Herrn Dr. Schumann, aber nicht in letzter Linie auch um seiner selbst willen, die Wahrheit herausgebracht hatte, nachdem er erst erfahren, wer die junge Dame war, mit der er vor vielen vielen Wochen seinen Herrn auf der Straße sah. Da hatte er überall Erkundigungen über sie eingezogen und sich dann schließlich an einen ihm bekannten Beamten der Steuer herangemacht, der ihm zunächst zwar erklärte, das Amtsgeheimnis verbiete ihm, über das, was er dienstlich erfahren, zu sprechen, der aber, als Herr Wohlgemut ihn auf mehr als nur eine Flasche guten Weines einlud, die er ja nur vorläufig und nur sehr vorübergehend aus eigener Tasche bezahlte, ihm doch alles anvertraute, was er zu wissen wünschte.

Mit den Worten: „Gemahlin, wir sind gerettet, ich verbürge mich dafür, daß der Doktor sehr bald seine Heiratsgedanken wieder aufgibt,“ hatte er an dem

Abend, als er endlich, wenn auch mit sehr unsicheren Schritten das eheliche Schlafgemach betrat, seine Frau in die Arme geschlossen und sie mit solchen Beweisen seiner Liebe und seiner Zärtlichkeit überhäuft, daß sie zum erstenmal nach langer Zeit wieder daran irre wurde, ob ihr Mann ihr wirklich so untreu sei, wie sie es bisher annehmen zu müssen geglaubt hatte.

Dann aber entwickelte er ihr seinen Plan, der darin bestand, vorläufig nichts Entscheidendes zu unternehmen, sondern lediglich abzuwarten, bis der richtige Augenblick gekommen wäre, und damit war seine Gemahlin, schon weil sie ein weibliches Wesen war, sehr einverstanden, denn der Entschluß des Mannes heißt bekanntlich handeln, der der Frau aber: Warten wir es ab, nur keine übereilten Schritte, wer weiß, vielleicht kommt alles noch ganz anders als wir glauben, dann haben wir uns ganz umsonst aufgeregt und ganz umsonst unsere Maßnahmen getroffen.

Im allgemeinen war diese weibliche Taktik nicht nach Herrn Wohlgemuts Sinn, aber in diesem Fall hielt er sie für die allein richtige, denn nicht er durfte das entscheidende Gespräch herbeiführen, sondern das mußte der Doktor tun, denn er gedacht des weisen Ausspruches: „Wer die Initiative ergreift, kommt leicht dabei um.“ Er aber dachte nicht daran, umkommen zu wollen. Im Gegenteil, er wollte noch lange zu seiner Freude leben, und er hatte in seinem Beruf das Warten und das Abwarten gelernt. Und er sah es voraus, er würde nicht einmal lange zu warten brauchen, bis er seine Neuigkeit an den Mann bringen konnte, denn der Doktor trug sich nach seiner Überzeugung nur noch mit Heiratsgedanken, anders war es doch gar nicht zu erklären, daß er

des Abends immer noch nicht ausging, und erst recht war es doch verdächtig, daß er nicht mehr in dem Buch über die „Physiologie der Liebe“ las. Und doch hielt er es für seine Pflicht, das dem Herrn Doktor jeden Abend auf den kleinen Tisch neben dem Klubsessel zu legen, besonders, seitdem er sich die Mühe gegeben hatte, selbst einen Blick in das Buch zu werfen, und seitdem er da mit Freuden festgestellt hatte, daß der Verfasser sich sehr energisch gegen die Ehe aussprach. Aber sein Herr Doktor schien nichts mehr von dem, was gegen die Ehe sprach, lesen zu wollen, und das war sehr bedauerlich, aber leider Gottes auch begreiflich, denn er wußte ja aus eigener Erfahrung, daß verliebte Männer ihren Verstand meistens nicht im Kopf, sondern sonstwo sitzen haben.

Und der Doktor war auch verliebt, war wenigstens so weit, wie er es bei seinem ganzen Wesen und bei der Ruhe, mit der er sich alles überlegte, und mit der er alles, was seine Person betraf, behandelte, sein konnte. Eine große leidenschaftliche Liebe empfand er nicht für Fräulein von Bergen, das gestand er sich offen ein, und eine solche würde er, seinem ganzen Temperament nach, niemals für ein weibliches Wesen empfinden. Er hatte auf seinen Reisen schon viele hübsche Frauen und junge Mädchen kennen gelernt, aber keine hatte noch vermocht, ihn völlig aus dem Gleichgewicht zu bringen. Das tat auch Fräulein von Bergen nicht, aber immerhin beschäftigte er sich in seinen Gedanken viel mehr mit ihr, als jemals zuvor mit einer anderen, besonders seit dem gemeinsamen Radausflug, denn da hatte er sie von einer neuen Seite kennen gelernt. Nicht nur, daß sie in dem sehr schicken und flotten Radkostüm noch viel hübscher und verführerischer aussah als sonst, sie war an dem

Nachmittag und namentlich am Abend so lustig und ausgelassen gewesen, wie er sie noch nie gesehen, und das hatte einen starken Widerhall in ihm wachgerufen, denn die Gegensätze berühren sich bekanntlich. Und wie Fräulein Lore an dem Tag ihn anzog, so schien sie auch an ihm ganz besonderen Gefallen gefunden zu haben, denn noch nie war sie gegen ihn von einer solchen Liebenswürdigkeit gewesen, noch nie hatte sie ihm so deutlich gezeigt, wie gerne sie sich mit ihm unterhielt.

Aber als er an dem Abend nach Hause kam und beinahe ganz gegen seinen Willen auf gut Glück das Buch von Balzac aufschlug, da hatte ein Zufall es gefügt, daß er als erstes die Worte las: „Der Mann hat in seiner Ehe beständig gegen ein Ungeheuer anzukämpfen, das alles verschlingt und tötet, und dieses Ungeheuer ist die Gewohnheit.“

Dieser Ausspruch, dessen Wahrheit er sich ja leider nicht verschließen konnte, hatte gerade in der sehr gehobenen Stimmung, in der er sich befand, mehr als ernüchternd auf ihn gewirkt, und unwillig hatte er das Buch beiseite gelegt, um es fortan auch nicht wieder zur Hand zu nehmen, obgleich er es jeden Abend auf dem kleinen Tisch neben seinem Stuhl fand. Selbstverständlich verdankte er das Herrn Wohlgemut, und nicht nur das, er redete sich allmählich in die fixe Idee hinein, es sei dessen Wille gewesen, daß er an jenem Abend gerade den Satz von dem Ungeheuer Gewohnheit habe lesen sollen und daß er unter dessen sogenannter hypnotischer Willensbeeinflussung diesen Ausspruch auch tatsächlich gelesen habe.

Daß Herr Wohlgemut nebst dessen Gemahlin mit seiner späteren Heirat nicht einverstanden sein würde, konnte er sich ja denken, ebenso, daß dem die Veränderung, die mit ihm vorgegangen, nicht verborgen geblieben war, aber trotzdem dachte er sehr ernstlich daran, Fräulein von Bergen zu heiraten. Und dazu kam noch eins. Er brauchte für seine Fabrik, um diese zu vergrößern und um den Umsatz zu erhöhen, Geld, und wie alles andere, war auch das heute teuer. Je billiger er es bekam, desto besser war es, und wie konnte er es billiger erhalten, als wenn er Fräulein von Bergen heiratete? Er würde ihre Millionen, um diese absolut sicher zu stellen, auf seine Fabrik eintragen lassen und brauchte dann keine hohen Bankzinsen zu bezahlen.

Er dachte, zumal da er sicher zu sein glaubte, sich keinen Korb zu holen, ernstlich daran, Fräulein Lore sehr bald um ihre Hand zu bitten, und er hätte das auch schon getan, wenn er sich dann nicht von Herrn Wohlgemut hätte trennen müssen. So vieles auch dafür sprach, daß er ihn fortschickte, er hatte sich trotzdem doch schon zu sehr an ihn gewöhnt und war in vieler Hinsicht durch ihn auch zu verwöhnt, als daß er diesen Trennungsschritt leichten Herzens hätte unternehmen können. Aber vielleicht ließ es sich machen, daß er heiratete, und daß Herr Wohlgemut nebst Gemahlin trotzdem bei ihm blieben, zumal er es voraussah, daß Fräulein von Bergen als modernes junges Mädchen von der Wirtschaft und der Führung eines Haushaltes blitzwenig verstände, und da ihm, sehr verwöhnt wie er es mit dem Essen war, davor graute, daß seine junge Frau ihm jeden Mittag das selbst bereitete Gericht mit den Worten auf den Tisch setzte: „Wenn du richtig rätst,

was das sein soll, was ich heute für dich kochte, bekommst du einen Kuß extra."

Deshalb hatte er sich heute morgen in der Fabrik, als seine Arbeit ihm dazu einmal Zeit ließ, vorgenommen, bevor er Fräulein Lore um ihre Hand bat, am Abend mit Herrn Wohlgemut über dessen etwaiges weiteres Verbleiben in seinem Haushalt zu sprechen, und als er diesen Vorsatz nun ausführte und ganz im allgemeinen davon sprach, es sei nicht ausgeschlossen, daß er bald heiraten würde, und es wäre für ihn interessant zu hören, wie Herr Wohlgemut sich dazu stelle, gab dieser ihm zu seiner Freude zur Antwort: „Als gewiegter Menschenkenner, der ich im Dienst meiner jetzt hochseligen Durchlaucht geworden bin, habe ich es natürlich längst erraten, daß der Herr Doktor sich mit Heiratsgedanken tragen, und deshalb auch schon mit meiner Gemahlin darüber gesprochen, wie wir uns da später verhalten sollen, denn es würde uns außerordentlich schwer fallen, den Herrn Doktor, der doch an unsere treuen und ehrlichen Dienste gewöhnt sind, im Stich zu lassen."

Unter anderen Umständen hätte der Doktor vielleicht die Antwort gegeben: besonders Ihre ehrlichen Dienste weiß ich zu schätzen, jetzt aber fragte er, da er aus dem Gesagten und aus den Mienen seines Dieners zu schließen glaubte, daß er an kein Fortgehen dachte, lediglich weiter: „Wenn ich mich nicht sehr irre, billigen Sie und Ihre Gemahlin also meinen Entschluß?"

„Wir billigen ihn sogar durchaus," gab Herr Wohlgemut würdevoll zur Antwort, „und wir erklären uns auch in Zukunft bereit, dem Herrn Doktor unsere treuen und ehrlichen Dienste weiter zur Verfügung zu stellen. Wir

werden die spätere gnädige Frau als unsere Herrin anerkennen und würden uns ihr ebenso wie dem Herrn Doktor vollständig unterordnen, nur müßten wir den Wunsch aussprechen, daß die gnädige Frau uns die Selbständigkeit und die Vertrauensstellung, die wir jetzt genießen, in keiner Weise beschneidet und uns in erster Linie wie bisher die Sorge für den Haushalt und für das leibliche Wohl des Herrn Doktor überläßt."

Alter Gauner, dachte der Doktor im stillen, dann meinte er: „Darüber würde sich später reden lassen, und ich glaube, Sie hätten in dieser Hinsicht nichts zu befürchten."

„Dann bin ich beruhigt, und ich kann diese Versicherung zugleich im Namen meiner Gemahlin abgeben, die sich mit mir natürlich solidarisch fühlt," gab Herr Wohlgemut zur Antwort.

Im Anschluß daran wurden zwischen Herr und Diener noch einige weitere Fragen, die mit der bevorstehenden Veränderung im Haushalt ganz im allgemeinen zusammenhingen, besprochen, und der Doktor war mehr als glücklich, bei Herrn Wohlgemut für alles ein weit größeres Entgegenkommen zu finden, als er es erwartet hatte, während dieser sich im stillen sagte: „Glaubst du denn im Ernst, daß ich mit allem einverstanden wäre, wenn du wirklich heiraten würdest? Warte es nur ab, meinen Trumpf spiele ich schon noch aus. Bisher durfte ich das nicht, sonst hättest du mir den nicht geglaubt, sondern hättest, wie es ja auch der Fall ist, daraus geschlossen, ich sagte das nur, um dir die Heirat auszureden und um bei dir bleiben zu können. Die Hauptsache

bekommst du schon noch zu hören, wenn du mich nachher für heute entläßt."

Das geschah auch bald darauf, und Herr Wohlgemut schickte sich an, nachdem er seine tadellose Verbeugung gemacht, das Zimmer zu verlassen, als er sich, schon an der Tür, noch einmal umwandte: „Was ich dem Herrn Doktor noch sagen wollte, vorausgesetzt, daß ich mir das erlauben dürfte, denn ich verkenne meine Stellung selbstverständlich nicht, und ich weiß ja auch, daß der Herr Doktor es im allgemeinen nicht lieben, über das unterrichtet zu werden, was sich die Stadt erzählt. Aber die Neuigkeit, die ich erfuhr, dürfte den Herrn Doktor doch interessieren, denn vielleicht kennen auch der Herr Doktor ein Fräulein von Bergen, von dem man jetzt soviel spricht."

Der erste Gedanke des Doktors war, sie hat sich verlobt, du kommst mit deiner Absicht, sie um ihre Hand zu bitten, zu spät, ein anderer ist dir zuvorgekommen. Aber nein, beruhigte er sich gleich darauf, das ist ausgeschlossen, und wer hätte dir auch wohl den Rang bei ihr streitig machen sollen? So fragte er denn jetzt, nachdem er sich von seinem ersten Schrecken erholt hatte, ganz ruhig und gelassen: „Was erzählt man sich denn von der jungen Dame?"

Herr Wohlgemut machte absichtlich eine kleine Pause, um die Wirkung seiner Worte zu erhöhen, dann sagte er langsam und feierlich: „Die junge Dame hat sich bisher immer für ein Millionenmädels ausgegeben, und jetzt hat es sich herausgestellt, daß sie in Wirklichkeit kaum eine viertel Million geerbt hat."

Der Doktor atmete mehr als erleichtert auf. Wenn das alles war, dann redeten die Leute einmal wieder Unsinn, und das brauchte ihn also in keiner Weise zu beeinflussen. Deshalb entgegnete er auch, so peinlich es ihm in mancher Hinsicht war, dieses Thema, das seine spätere Frau betraf, mit seinem Diener besprechen zu müssen, lediglich: „Sie irren sich, lieber Freund, das auch schon deshalb, weil Fräulein von Bergen nie mit ihrem großen Vermögen geprahlt hat. Im Gegenteil, die junge Dame hat verschiedentlich erklärt, sie sei nicht so reich, wie alle Welt behauptet, trotzdem aber ist die junge Dame sehr viel reicher, als Sie mir eben auf Grund eines Klatsches erzählten.“

Abermals machte Herr Wohlgemut eine Kunstpause, dann versicherte er. „Ich höre nie auf Klatsch, Herr Doktor, meine Quelle ist authentisch —“

„Und darf man diese Ihre Quelle wissen?“ erkundigte sich der Doktor nicht ohne leise Ironie, obgleich die Befürchtung in ihm wach wurde, es könne vielleicht doch etwas Wahres an dem sein, was sein Diener ihm erzählte.

Herr Wohlgemut legte sein Gesicht in seine würdevollsten Geheimratsfalten, dann meinte er: „Darf ich, ohne unhöflich erscheinen zu wollen, auf die Frage des Herrn Doktor mit einem Wort antworten, das ich sehr oft aus dem Munde meiner jetzt hochseligen Durchlaucht vernahm, und das ich stets sehr geistreich empfand, wie Seine Durchlaucht ja überhaupt ein geistig sehr hochstehender Mensch waren.“

„Und wie lautet der geistreiche Ausspruch Ihrer jetzt hochseligen Durchlaucht?“ erkundigte sich der Doktor anscheinend ganz ernsthaft.

Herr Wohlgemut stellte sich in Positur und sagte mit würdevollem Pathos, als sei er ein ganz großer Mime: „Seine Durchlaucht pflegten zu wiederholten Malen zu sagen: ‚Fragen sind nie indiskret, Antworten sind es immer‘.“

Der Doktor dachte einen Augenblick nach: „In der Tat, der Ausspruch ist nicht dumm, man könnte ihn direkt geistreich nennen, und als Seine Durchlaucht den gebär, muß er einen besonders glücklichen Tag gehabt haben. Aber nein,“ fiel ihm da plötzlich ein, „das Wort ist ja gar nicht von Seiner Durchlaucht, das hat er nur abgeschrieben, ich meine einem anderen, und zwar einem sehr bekannten englischen Schriftsteller nachgesprochen. Das ist aber ja gleichgültig. Die Hauptsache bleibt, daß Sie, wenn ich Sie recht verstand, Ihre Quelle nicht nennen wollen oder nicht nennen dürfen.“

„Ich kann es nicht, Herr Doktor, oder ich müßte tatsächlich sehr indiskret sein.“

„Dann behalten Sie es also für sich,“ beruhigte der Doktor ihn, „zumal mich das, was Sie mir erzählten, kaum interessiert. Es tut mir höchstens für Fräulein von Bergen, ein Mitglied unseres Sportklubs, leid, daß es nicht so reich ist, wie ich es glaubte, denn ohne Geld kann man heutzutage noch schwerer leben als früher.“

Gleich darauf entließ er seinen Diener, um ungestört seinen Gedanken nachzuhängen, die gerade nicht sehr freundlicher Natur waren, weil ihm Fräulein

Lore tatsächlich sehr leid tat, und weil er nun nicht wußte, ob er sie unter diesen veränderten Umständen heiraten sollte. Natürlich war er reich genug, um eine Frau sehr anständig ernähren und kleiden zu können, und das Geld für die Vergrößerung seiner Fabrik bekam er ja jeden Tag von jeder Bank, aber als reicher Mann ein armes Mädchen zur Frau zu nehmen, und es finanziell abhängig zu machen, war für dieses demütigend und kränkend. Aber auch für den Mann hatte es in vieler Hinsicht seine Schattenseiten, eine arme Frau zu heiraten. Wie sagte doch sein Freund Balzac in seinem Buch darüber? Das wollte er doch noch einmal nachlesen, und er schlug gleich die betreffende Stelle auf: „Dann spielen sich in einer Ehe die köstlichsten Liebeszenen ab. Dann wird die Frau anschniegend und zärtlich, nur um Geld zu bekommen, und um dieses Geld zu erhalten, prostituiert sie sich noch viel schlimmer als ein käufliches Mädchen von der Straße, denn das verkauft sich an einen Fremden, während die Frau sich vor ihrem eigenen, ihr angetrauten Mann prostituiert.“

Wie so vieles, was der Verfasser sagt, war auch das sicher übertrieben, alle Frauen waren sich nicht gleich, auch unter ihnen gab es rühmliche Ausnahmen, und sicher würde Fräulein von Bergen als seine spätere Frau eine solche bilden. Aber trotzdem, schon um ihrer selbst willen durfte und wollte er sie gar nicht erst in Versuchung bringen, sich vor ihm, ihrem eigenen Mann, des Geldes wegen zu prostituieren und bei den Küssen, die sie ihm gab, einzig und allein an das Geld zu denken. Er durfte sich auch nicht dem aussetzen, daß sie etwa von ihren Freundinnen verdorben würde, die ihr da sagten: du hast doch einen so reichen Mann, warum ziehst du ihm nicht in den Liebesstunden durch

Versprechungen, die du ihm abschmeichelst, das Geld aus der Tasche? Und die Freundinnen würden so sprechen, denn auch darüber hatte ihn die Lektüre des Buches aufgeklärt, daß die größten Feindinnen eines Mannes die intimsten Freundinnen seiner Frau sind.

Schade, sehr schade, schloß der Doktor nach langer Zeit seine Überlegungen, ich glaube, gerade Fräulein Lore wäre für mich die richtige Frau gewesen, nun muß ich doch darauf verzichten, sie zu heiraten. Schade, jammerschade. Und im Zusammenhang damit beschloß er, Fräulein von Bergen fortan möglichst unauffällig aus dem Wege zu gehen, um in ihr die Überzeugung wachzurufen, sie müsse sich geirrt haben, wenn sie glaubte, daß er an ihr ein wärmeres Interesse nähme, und niemals durfte sie erfahren, wie warm das in Wirklichkeit gewesen und wie warm das auch in diesem Augenblick noch war. Leicht würde es ihm nicht werden, sie fortan mit anderen Augen zu betrachten und ihr mit gleichgültigen Gefühlen gegenüberzutreten, aber es mußte sein, es war besser für sie beide, und deshalb zog er in seiner ruhigen, aber doch bestimmten Art jetzt einen Strich unter die Episode Lore. Aber es kam ihm trotzdem ganz willkommen, als er in den nächsten Tagen geschäftliche Mitteilungen erhielt, die ihn zu einer längere Reise veranlaßten.

Hoffentlich wird Fräulein von Bergen dich nicht zu sehr vermissen, dachte er unterwegs ein paarmal, aber er fehlte ihr wirklich. Lore hatte sich immer besonders gern mit ihm unterhalten, wenn auch natürlich nicht so gerne wie mit Kammler, und er fehlte ihr um so mehr, je näher für die Offiziere der Tag des Abrückens zu dem Truppenübungsplatz kam und je stiller und verschlossener Kammler wurde. Was ihn bedrückte, glaubte sie,

wenn auch nur zum Teil, erraten zu können. Sicher stimmte ihn der bevorstehende Abschied von ihr traurig, obgleich der ja nur wenige Wochen dauerte, und daraus schloß sie zuweilen mit Freuden, daß er für sie vielleicht auch noch etwas anderes empfände, als nur Freundschaft.

Schon deshalb brannte sie darauf, zu erfahren, wie er in Wahrheit über sie dächte, aber noch viel neugieriger war sie, zu hören, was ihn denn nur so bedrückte, schon um ihm dann hoffentlich ebenso helfen zu können, wie er ihr half, als sie in Not und Gefahr war.

Und da er sich ihr nicht von selbst anvertraute, bat sie ihn eines Nachmittags, sie, wie schon so manchenmal auf einem Umweg durch den großen Stadtpark nach Hause zu begleiten, um ihn dann ganz plötzlich und unvermittelt zu fragen: „Haben Sie mir nicht wiederholt erzählt, Herr von Kammler, Sie wären mein bester Freund, und Sie sähen in mir Ihre beste Freundin?“

Lore sah, wie er bei ihrer ihn anscheinend völlig überraschenden Frage etwas die Farbe wechselte, bevor er trotzdem mit fester Stimme zur Antwort gab: „Daß dem so ist, gnädiges Fräulein, wissen Sie doch, warum fragen Sie da noch erst?“

„Weil es mir in der letzten Zeit so vorkommt, als wäre dem doch nicht so,“ erwiderte sie ihrerseits, und als er ihr einen ganz verwunderten Blick zuwarf, fuhr sie rasch fort: „Wenn Sie mich wirklich für Ihre beste Freundin hielten, Herr von Kammler, dann würden Sie mich teilnehmen lassen an dem, was Sie quält und bedrückt, denn daß Sie nicht mehr so sind wie früher, werden Sie nicht leugnen können.“

„Das tue ich auch nicht, wenn Sie mich fragen, gnädiges Fräulein,“ gab er ehrlich, wenn auch etwas zögernd, zur Antwort.

„Aber was quält und bedrückt Sie?“ forschte Lore weiter, und da er auch nun noch nicht gleich antwortete, drängte sie: „Als Ihre beste Freundin habe ich aber ein Recht darauf, zu wissen, was an der Veränderung, die mit Ihnen vorgegangen ist, die Schuld trägt. Also kurz und klar, was fehlt Ihnen?“

Sie sah es, sie hatte ihm die Pistole auf die Brust gesetzt, nun gab es für ihn kein Ausweichen mehr. Nun mußte er sprechen, und sie bemerkte, er wollte es auch, aber es entging ihr nicht, daß er noch nach einer Ausrede suchte, und deshalb sagte sie jetzt mit einer Stimme, die keinen Widerspruch duldete: „Bitte, Herr von Kammler, unter guten Freunden gibt es keine Ausflüchte und erst recht keine Unwahrheiten. Also nochmals, was fehlt Ihnen?“

Da sah er es ein, es gab für ihn keinen weiteren Widerstand, und da er nicht wußte, wie er alles, was er auf dem Herzen hatte, in kurze Worte fassen sollte, noch dazu, ohne sie gleich durch sein Geständnis vielleicht für immer zu erzürnen, bekannte er endlich: „Mir fehlt ein Schuhabsatz.“

„Was – fehlt Ihnen?“ fragte Lore, die unwillkürlich stehen geblieben war und ihn ansah, als wisse sie nicht, ob er sich über sie lustig mache oder ob er seinen Verstand verloren habe. Und deshalb fragte sie nun ihrerseits: „Was fehlt Ihnen? Ein Schuhabsatz? Das kann Sie doch nicht seit so langer Zeit derartig nieder-

drücken, denn um sich den erneuern zu lassen, wird der Staat Ihnen doch genug Gehalt zahlen?"

„Aber gewiß, natürlich,“ beeilte er sich, ihr beizustimmen, um dann schnell hinzuzusetzen: „Es handelt sich ja auch gar nicht um meinen Schuhabsatz, gnädiges Fräulein, sondern um einen anderen.“

Und mit einemmal verstand sie ihn. Sie hatte es ja mit eigenen Augen gesehen, wie Tilly ihm an dem Nachmittag im Kasino ihren losgegangenen Hacken vom Tanzschuh schenkte, den er galant küßte, bevor er ihn in seiner linken inneren Brusttasche verbarg. Sicher hatte er den zur Erinnerung aufbewahrt, bis Tilly ihn nach ihrer Verlobung zurückgefordert haben mochte, und nun fehlte ihm der, weil er unter Tillys Verlobung litt, weil er im stillen doch immer damit gerechnet haben mußte, daß sie keinen anderen als nur ihn heiraten würde. Und um ihr nun nicht sagen zu müssen, wie schwer er daran trug, daß Tilly einen anderen erwählt habe, um ihr nicht mit klaren Worten einzugestehen, ich komme nicht darüber hinweg, daß Tilly sich mit dem Hauptmann verlobte, gab er es ihr dadurch zu verstehen, daß er lediglich über den Verlust des Schuhabsatzes klagte und sein ganzes verändertes Wesen lediglich auf dessen Rückgabe schob.

Nun wußte sie, wie sein Herz in Wahrheit an Tilly gehangen, und dabei hatte er damals, als Tillys Verlobung bekannt wurde, sich ihr gegenüber so gestellt, als sei das das größte Glück, das ihm hätte widerfahren können. Da sah man es einmal wieder, die Männer taugten alle nichts, aber daß auch er ein so schlechter Mensch sei, hätte sie denn doch nicht geglaubt. Und diese Erkenntnis, daß auch er nichts, aber auch gar

nichts taugte, daß sie sich so in ihm geirrt, wie noch in keinem anderen Menschen, das ließ ihr jetzt die Tränen beinahe in die Augen steigen.

Aber nein, sie durfte nicht weinen, die Freude wollte sie ihm nicht auch noch machen, daß er es sah, wie seine Worte sie kränkten und ganz schwer enttäuschten. Aber wenn er es auch nicht sehen sollte, er sah es doch, wie sie mit dem Weinen kämpft, so daß er nun erschrocken ganz dicht an sie herantrat und sie seinerseits fragte: „Aber, gnädiges Fräulein, was haben Sie denn nur? Als ihr bester Freund habe ich ein Recht, das zu erfahren.“

Mit großen Augen sah Lore verwundert zu ihm auf, bis sie nun, um ihm nicht die Wahrheit, ihre Liebe, zu gestehen, zurief: „Muß ich Ihnen erst noch sagen, wie leid Sie mir tun, daß Sie auch heute noch dem Absatz und damit der Tilly nachtrauern? Ich glaubte, das hätten Sie längst überwunden, denn damals erzählten Sie mir —“

„Und was ich Ihnen damals erzählte, gnädiges Fräulein, war und ist auch die reinste Wahrheit,“ versicherte er ihr, als sie nun plötzlich schwieg, um ihm ihre Enttäuschung, aber auch um ihm ihre Eifersucht nicht vielleicht doch irgendwie zu verraten. Aber er hatte beides schon erraten, und so leid die Lore ihm auch tat, daß sie sich solche unnützen Gedanken machte, er mußte an sich halten, um vor Freude nicht, unmusikalisch wie er war, einen Freudenjodler auszustoßen, der in seiner Fürchterlichkeit entweder alle Leute aus dem großen Park verscheucht oder alle in dem Glauben, es sei ein Unglück passiert, herbeigelockt hätte, denn ihre Worte bewiesen

ja, daß sie ihn liebe, und daß er ihr mehr geworden war, als nur ein Freund, obgleich er nie die Absicht gehabt hatte, ihr mehr werden zu wollen.

Und deshalb beeilte er sich, ihr jetzt noch einmal zu erklären: „Was ich Ihnen damals sagte, gnädiges Fräulein, war die lauterste Wahrheit. Ich habe Fräulein Tilly nie mit dem Herzen geliebt, wohl aber war ich oft in Versuchung, ihren körperlichen Reizen zu unterliegen, und deshalb hat sich wohl keiner über ihre Verlobung so gefreut wie ich es tat.“

Lore fühlte bei seinem offenen Geständnis ihr Herz vor Glück laut schlagen, trotzdem aber fragte sie anscheinend ganz ruhig und gelassen: „Wenn dem aber so ist, Herr von Kammler, verstehe ich es nicht, wie Sie den Absatz so entbehren können?“

„Das tue ich doch auch gar nicht, gnädiges Fräulein,“ widersprach er lebhaft. „ich bin sehr froh darüber, daß ich ihn nun von meinem Schreibtisch los bin, wo er auf Fräulein Tillys Bitten hin lange Wochen gestanden hat, so daß ich ihn beständig sah und sehen mußte. Und Sie wissen doch, gnädiges Fräulein, wie schnell das Auge sich an das Alltägliche gewöhnt. Nicht nur die Sehnerven, sondern wir selbst kommen etwas aus dem inneren Gleichgewicht, wenn in den Räumen, in denen wir wohnen, plötzlich eine, wenn auch nur kleine Veränderung vorgenommen wird. Der Absatz fehlt mir tatsächlich und das leere kleine Gestell, das ich mir für ihn machen ließ, und das noch auf meinem Schreibtisch steht, hindert mich oft daran, die Gedanken bei der Arbeit zu konzentrieren, wie das auch ein leerer Bilderrahmen tun würde,

aus dem ich aus irgendeinem Grunde eine Photographie hätte entfernen müssen."

Während er zu ihr sprach, hatten sie ihren Weg fortgesetzt und schritten nun wieder nebeneinander her, bis sie ihn jetzt, da sie ihn immer noch nicht recht verstand, oder wenigstens immer noch nicht wußte, worauf er hinaus wollte, fragte: „Ja aber, Herr von Kamm-ler, wenn dieses kleine Gestell Sie so stört, warum haben Sie es da noch nicht fortgenommen und irgendwie eingeschlossen, bis vielleicht eines Tages ein anderer Absatz —“

Doch kaum hatte sie das gesagt, da begriff sie sich selbst nicht mehr, denn sie liebte ihn doch! Wie hatte sie ihm nur davon sprechen können, daß vielleicht über kurz oder lang ein anderer Absatz auf seinem Schreibtisch stehen könne, denn er sollte und durfte fortan nur noch an sie denken und deshalb —

Doch er ließ ihr keine Zeit, weiter darüber nachzudenken, denn an ihr letztes Wort anknüpfend, rief er ihr jetzt lebhaft zu: „Das ist es ja gerade, gnädiges Fräulein, was mir fehlt, ein anderer Absatz eines anderen zierlichen kleinen Damenschuhes. Und nicht nur das, gnädiges Fräulein, wissen Sie wohl, von welcher jungen Dame ich mir den wünsche und wie ich mir beständig den Kopf darüber zerbreche, ob ich die Betreffende wohl um den bitten dürfte, noch dazu zum Zeichen dafür, daß sie mir ein klein wenig gut ist?“

Ja, sie wußte es, und seine Augen verrieten ihr ja mehr als deutlich, wen er meinte, und sie sah es voraus, daß er ihr nun gleich seine Liebe gestehen würde. Doch so grenzenlos glücklich sie auch darüber war, so ganz

leicht wollte sie es ihm auch nicht machen, ihr Jawort zu erhalten, das sollte seine Strafe dafür sein, daß er ihr bisher immer nur von seiner Freundschaft sprach und ihr gegenüber stets so tat, als könne und würde er nie etwas anderes für sie empfinden. Deshalb meinte sie lediglich so ruhig und gleichgültig, wie es ihr nur möglich war: „Nein, Herr von Kammler, da fragen Sie mich mehr als ich beantworten könnte, denn ich weiß wirklich nicht, wer die junge Dame, an deren Gunst Ihnen so viel gelegen ist, sein sollte.“

„Das wissen Sie wirklich nicht, gnädiges Fräulein?“ stotterte er endlich, nachdem er sie eine ganze Weile wie entgeistert angestarrt hatte.

Ach, er tat ihr ja so leid, denn nun sah sie es erst ganz deutlich, wie lieb er sie hatte, aber trotzdem fragte sie, sich absichtlich ganz verwundert stellend: „Ja aber, Herr von Kammler, wie sollte denn gerade ich das wohl wissen, denn selbst mit mir, Ihrer besten Freundin, haben Sie doch bisher noch nie darüber gesprochen, daß Sie sich verliebt haben, und offen gestanden, hatte ich auch immer geglaubt, meine Freundschaft genüge Ihnen derartig, daß schon deshalb in Ihrem Herzen für irgendwelche Liebe gar kein Platz wäre.“

„Das habe ich eine ganze lange Zeit auch selbst geglaubt, gnädiges Fräulein,“ pflichtete er ihr ganz ernsthaft bei, da er den leisen Schalk aus ihren Worten nicht heraushörte. „Aber dann habe ich doch einsehen müssen, daß die Freundschaft nicht vor Liebe schützt, richtiger gesagt, daß es eine Freundschaft zwischen einem Mann in meinen Jahren und einem hübschen, nein, einem bildhübschen reizenden jungen Mädchen auf die

Dauer nicht gibt, daß aus der ganz von selbst eine große Liebe wird." Bis er sie plötzlich fragte: „Sagen Sie bitte ganz offen und ehrlich, gnädiges Fräulein, würden Sie mir sehr böse sein, wenn ich Sie eines Tages um den Schuhabsatz bäte und Ihnen bei der Gelegenheit gestände, daß ich Sie sehr sehr lieb gewonnen habe? Würden Sie mir zürnen, wenn ich mich für die Zukunft nicht mit Ihrer Freundschaft begnügte, sondern Sie bitten würde, mir Ihre Hand für das Leben zu schenken?“

Ach nein, zürnen und böse sein würde sie ihm ganz gewiß nicht, vielmehr alles andere, aber so leicht wollte sie ihm den Sieg immer noch nicht machen, und deshalb fragte sie ihn jetzt: „Wissen Sie aber auch, Herr von Kammler, daß ich gerade Ihren Antrag nicht so ohne weiteres annehmen könnte?“

„Und warum gerade den meinen nicht?“ erkundigte er sich mit fast tonloser Stimme, während er unwillkürlich erblaßte.

„Weil ich durch das Versprechen, das ich Ihnen auf Ihre Bitten hin einmal gab, verpflichtet bin, Sie, falls ich einmal einen ernsthaften Antrag erhalten sollte, um Rat zu fragen.“

Mit einem Schlage kehrte das Blut in seine Wangen zurück, und, sie übermütig ansehend, rief er ihr zu: „In diesem besonderen Falle würde ich Ihnen natürlich mit Menschen- und mit Engelzungen zureden, dem Bewerber keinen Korb zu geben.“

Einen Augenblick schien sie sich seine Worte zu überlegen, bevor sie fragte: „Das sagen Sie so in Ihrem

jugendlichen Übermut, Herr von Kammler. Aber wären gerade Sie in diesem besonderen Falle ein ganz unparteiischer Ratgeber?"

Für eine kurze Sekunde bekam er es mit der Angst, daß die Lore ihm wirklich einen Korb geben könne, dann aber sah er in ihrem reizenden Gesicht das verhaltene Lachen und erklärte: „Doch, gnädiges Fräulein, an einen besseren Ratgeber als an mich könnten Sie sich da überhaupt nicht wenden, denn kein anderer könnte Ihnen meine vielen großen Vorzüge, falls Sie die zu hören wünschen, auch nur annähernd so genau schildern wie ich.“

„Das glaube ich Ihnen gerne,“ stimmte Lore ihm anscheinend ganz ernsthaft bei, „aber wo viel Licht ist, pflügt doch auch viel Schatten zu sein, und wer würde mich auf den aufmerksam machen?“

„Das täte ich selbstverständlich auch,“ neckte er sie, „nur meine ich, daß es damit noch viel Zeit hat. Das eilt doch nicht so, denn meine Fehler, falls ich welche haben sollte, würden Sie ja leider immer noch früh genug kennen lernen.“

„Und wenn ich die nun lieber gar nicht kennen lernen möchte und infolgedessen —“ aber sie sprach den Satz, so scherzend er auch gemeint war, nicht zu Ende, denn sie erschrak über den entsetzten, auf den Tod erschrockenen Ausdruck, mit dem er sie anstarrte.

Das hatte sie natürlich nicht gewollt, es auch nicht für möglich gehalten, daß er ihre Worte so ernsthaft auffassen könne.

So faßte sie jetzt nach seiner Hand, um diese leise zu drücken und um ihm zuzuflüstern: „Das sollte doch nur ein Scherz sein, denn ich habe Sie doch lieb.“

Da kehrte das Blut in seine Wangen zurück, und ebenso verzweifelt und verzagt, wie er eben noch ausgehen, ebenso glückstrahlend blickte er sie jetzt an und bat mit leiser Stimme: „Lore, sage mir noch einmal, ‚ich habe dich lieb‘.“

„Nein, bitte, nun sage du es mir erst mal,“ widersprach sie lachend, „denn du hast es mir überhaupt noch nicht gesagt.“

Da sagte er es ihr und noch dazu in so leidenschaftlicher stürmischer Weise, daß sie ihm am liebsten immer zugehört hätte, bis sie ihn jetzt doch unterbrach, um ihn zu fragen: „Wirst du mich aber auch immer so lieb behalten, wenn ich dir erst jetzt gestehe, was ich vielleicht schon gleich hätte tun müssen, daß ich gar nicht das Millionenmädel bin, für das man mich hält und daß —“

„Bitte Lore, sprich nicht davon,“ unterbrach er sie rasch, „im übrigen habe ich persönlich nie an das geglaubt, was die Leute redeten, und je mehr ich mich in dich verliebte, desto mehr wünschte ich mir, du möchtest arm sein, denn der Gedanke, eine Frau zu heiraten und geheiratet zu haben, die mehr besitzt als ich, wäre mir auf die Dauer unerträglich gewesen.“ Und er schloß mit den Worten: „Aber wenn du auch glücklicherweise keine Millionen besitzt, ein Millionenmädel bist du doch.“

„Wieso das?“ fragte sie verwundert, seinen zärtlichen Blick und seinen nicht minder zärtlichen Händedruck erwidern.

Da sah er sie voller Liebe an und gab zur Antwort: „Weil du Mädel in dir alleine für mich mehr Vorzüge und Reize vereinst als eine Million andere sie zusammen haben.“

